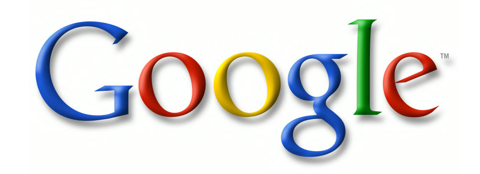
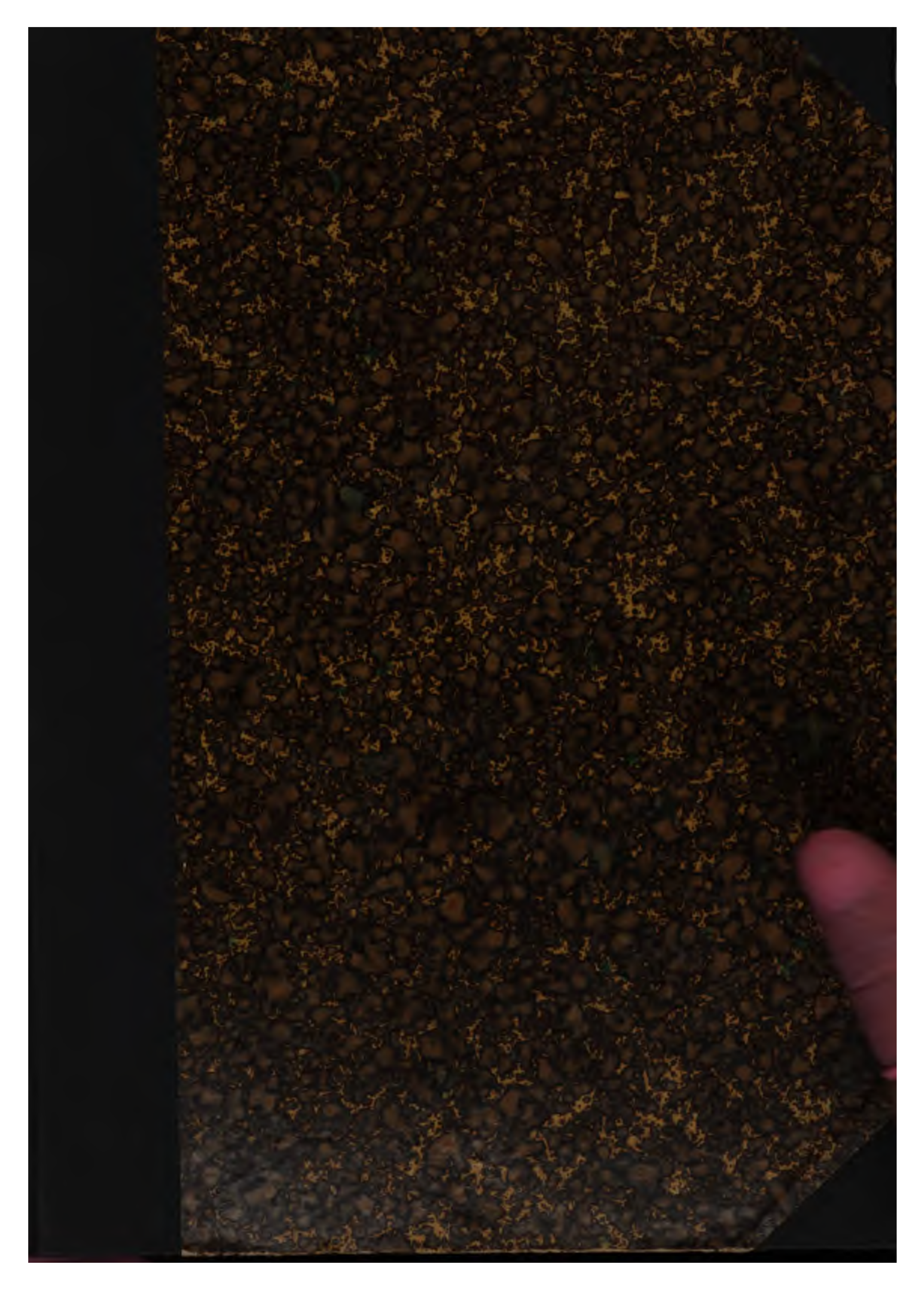
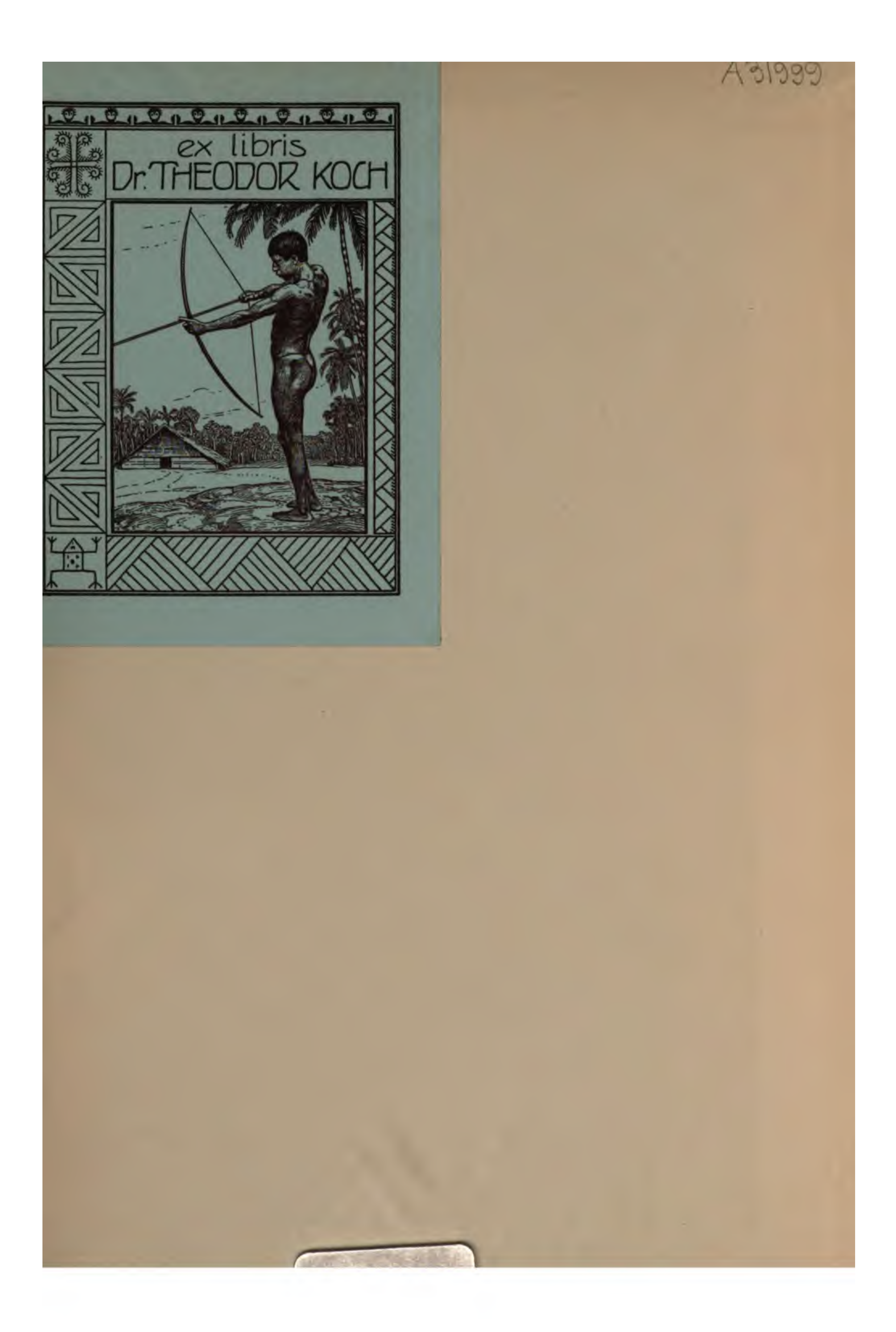
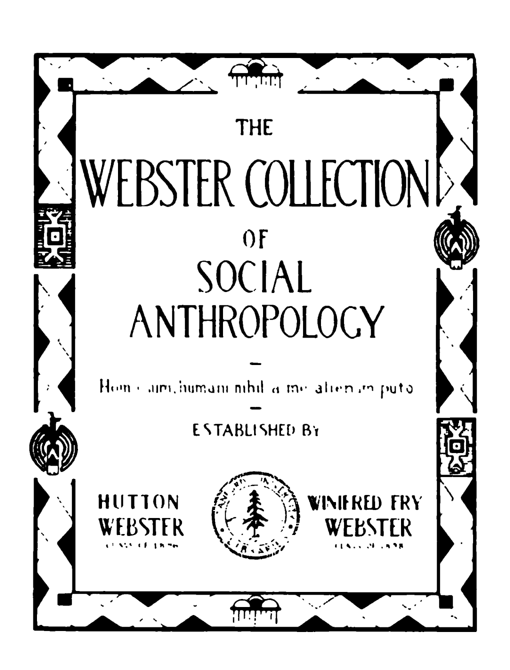





ex libris
Dr. THEODOR KOCH


THE
WEBSTER COLLECTION
OF
SOCIAL
ANTHROPOLOGY
Homo sum, humani nihil a me alienum puto
ESTABLISHED BY
HUTTON
WEBSTER
WINIFRED FRY
WEBSTER



Bambus- oder Weinpalme (Raphia).

DIE

LOANGO-EXPEDITION.

ZWEITE ABTHEILUNG

VON

DR. J. FALKENSTEIN,

STABSARZT AM MEDICINISCH-CHIRURGISCHEN FRIEDRICH-WILHELMS-INSTITUT.



LEIPZIG.

VERLAG VON PAUL FROHBERG.

1879.

VORREDE ZUR ZWEITEN ABTHEILUNG.

Vom Vorstande der „Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“ mit der Leitung der zu Tschintschotscho gegründeten Station betraut, war es meine Aufgabe, dieselbe möglichst leistungsfähig zu gestalten, damit sie sowol den in's Innere vordringenden Reisenden jederzeit zur Zuflucht dienen könne und im besten Falle mit ihnen in steter Verbindung bliebe, als auch den zurückbleibenden wie anderen neu eintreffenden Gelehrten Raum und Mittel zur Ausführung ihrer Arbeiten gewähre.

Es hatte natürlich geschienen, dass ich als ärztlicher Berather der Europäer und der im Dienste befindlichen Eingeborenen zugleich auch das Gebiet der Anthropologie und der Naturwissenschaften durch Messungen und zoologische Sammlungen verträte, und endlich sollte ich auf photographischem Wege das Charakteristische von Land und Leuten für die Anschauung weiter Kreise fixiren. Zur Erfüllung dieser heterogenen Aufgaben wurde mir der Mechaniker Lindner zur Unterstützung beigegeben, und da seine Befähigung und Tüchtigkeit sich von dem Moment unserer Abreise bis zur gemeinsamen Heimkehr trotz seiner Jugend stets gleichmässig bewährte, so erkenne ich mit freudigem Dank gern an, dass ich seiner wirksamen Hülfe wie auch der meiner wissenschaftlich gebildeten Gefährten einen grossen Theil des zusammengebrachten Materials verdanke.

In Folgendem ist nun der Versuch gemacht, die verschiedenartigen Gebiete dieser Thätigkeit in möglichst einheitlicher Form zu schildern und mit dem Entwicklungsgange der Station von ihrem unscheinbaren Anfange bis zu dem Macht und Vertrauen im Lande besitzenden Werke zugleich die anthropologischen Verhältnisse der Neger, die Wirkungen des Klimas und das Charakteristische der

westafricanischen Fauna zu verflechten. In einem Anhange ist ein übersichtliches Bild der in jenen Gegenden herrschenden Krankheiten gegeben, das ebenso wahr als einfach, wol geeignet ist, die übertriebenen Vorstellungen klimatischer Gefahren auf das richtige Mass zu beschränken.

Indem ich diese gedrängte Darlegung meiner Thätigkeit an der africanischen Westküste abfasste, erfüllte ich zwar nur eine natürliche Pflicht gegen die Behörde, welche mir in liberalster Weise die Möglichkeit verschaffte, an der Expedition Theil zu nehmen; doch ist es zugleich mein innigster Wunsch, dass sie daraus einen Theil meines wärmsten Dankes für das mir erwiesene Wolwollen ersehen möge.

Möchte es Allen, die für eine grosse Idee mitzuwirken versuchen, in gleicher Weise wie mir gelingen, an massgebender Stelle ein so warmes Verständniss für ihre Pläne zu finden, dann wird auch Der schliesslich nicht fehlen, der durch glückliche Durchführung derselben zugleich den vollen Dank für alle Uebrigen mit abzutragen bestimmt ist.

INHALT DER ZWEITEN ABTHEILUNG.

Inhalt zur zweiten Abtheilung.



Antilopen am Buschwald.

CAPITEL I.

Ankunft in Landana und erste Thätigkeit auf der Station Tschintschotscho. — Arbeit des Negers und Arbeit des Weissen. — Illusionen bezüglich der Sammlungen und Enttäuschungen. — Störungen durch Besuche schwarzer Häuptlinge und Consultationen kranker Weisser. — Unlust und Unbrauchbarkeit der Eingeborenen für die Arbeiten der Station. — Verkehrsweise. — Mukanden. — Gehälter der angestellten Neger. — Preise von Nahrungsmitteln.

Die Seereise war vorüber. Zum letzten Male hörten wir den Signalschuss der alten Schiffskanone vom Lande widerhallen, zum letzten Male die verrosteten Eisenketten dem hinabstürzenden Anker Faden um Faden in die Tiefe nachrollen. Das nächste Ziel unserer Reise, Landana, lag freundlich einladend vor uns, und schon arbeiteten sich schwere Boote durch die hochgehende Brandung, um meinen Reisegefährten, Herrn Lindner, und mich, die beiden glücklich übergeführten, schwarzstruppigen Schäferhunde, sowie vierzehn wolverpackte und verlöthete Kisten mit Ausrüstungsgegenständen an's Land zu setzen.

Es war der fünfte November 1873, und sechsunddreissig Tage waren seit unserer Abfahrt von Liverpool vergangen.

Wie oft hatte die vielgeschäftige Phantasie sich die in der Erwartung langsam verrinnenden Stunden dieser Zeit damit zu kürzen gesucht, den Moment der endlichen Ankunft auszumalen, die Scenerie des Landungsplatzes in stets wechselnden, eigenartigen Bildern dem träumerisch suchenden Auge vorzuführen, und nun war doch Alles so ganz anders: da war keine Wildniss, kaum etwas Fremdartiges. Freundliche, aus Holz aufgeführte Landhäuschen blickten uns weissgetüncht entgegen, liebenswürdige Europäer drückten uns warm und freundschaftlich die Rechte, während Palmen und Neger bei der Küstenfahrt allmählich dem Auge so vertraut geworden waren, dass man sie bereits als alte Bekannte begrüsste.

Es war Alles so natürlich, so gar nicht wunderbar, dass uns ein Gefühl des Bedauerns, fast der Beschämung ergriff, da sich die Vorstellungen aus der Heimat nun als so ganz irrig herausstellten. Als wir uns aber über die vorgeschrittene Civilisation, über die anmuthende Behaglichkeit während des schnell bereiteten Males aussprachen, reichte man uns ein Fernrohr, wies lachend nach Norden und liess uns das am Horizont sichtbare fahle Palmdach unserer neuen Heimat mustern; da würden wir schon finden, rief man, was wir in Landana vermissten. Und wir fanden es; später aber fanden wir noch weit mehr und erkannten, dass heimisches Wesen und heimisches Leben nur als ganz dünner Firniss über dem fremden lag und schadhaft genug überall losblätterte, wo man ihn zu prüfen versuchte, so dass Wildniss und Uncultur auch hier noch mehr als nöthig zu Tage traten.

Nachdem wir uns hinreichend gestärkt, und es bereits dunkelte, legten wir uns unbeholfen in die hergerichteten Hängematten, misstrauisch auf die elastische Blattrippe der Weinpalme blickend, an welcher eine jede hieng, und bedauernd auf die Träger, welche uns fortführen sollten. Aber jene hielt aus, und diese liefen in kurzem Trabe nicht nur wolgemuth, sondern selbst stolz auf ihre Last und Körperkraft am Strande entlang, gewiss ohne Ahnung, dass wir währenddem über Menschenloos und Menschenwürde philosophirten.

Dabei leuchtete der Boden unter ihren Tritten von unzähligen kleinen Leuchtthierchen, und das ganze, sich überstürzende, brausende Wasser der Brandung leuchtete auch; gespenstisch huschten grosse herzförmige Krabben (Cardisoma armatum), die Augen an den Stielen emporhaltend, seitwärts in die Löcher, und der Mond ergoss sein ruhiges, klares Licht über die Landschaft; es war eine wunderbare, berauschende Nacht, deren Eindrücke für das Leben haften und in der Erinnerung einen unerschöpflichen Quell des Genusses bergen.

Die ganze Umgebung und die eigenthümliche ruhende Lage in der schaukelnden Tipoja, wobei das Auge den sternbesäten südlichen Himmel musterte, war dazu angethan zu träumen, und die Phantasie weit weit zurück dahin schweifen zu lassen, wo sich vielleicht augenblicklich gleichgestimmte Seelen mit uns beschäftigten, ohne dass es ihnen möglich war, sich von der Scenerie eine Vorstellung zu machen. Bilder auf Bilder zogen dann, bei der ungestörten Einkehr, die wir in uns halten durften, vorüber. Da kam uns wieder der unbewusste Drang des Knaben zum Bewusstsein, den es schon früh über die engen Grenzen der Spielplätze und der Vaterstadt hinauszog; die unruhige Sehnsucht späterer Jahre nach fernen Völkern und Ländern, um beizutragen zur Kenntniss und Erforschung weiter, reicher, geheimnissvoll sich verschliessender Gebiete.

War der unbesiegbar scheinende Trieb, der sich schliesslich Bahn brechen durfte, auch wirklich das, wofür er gelten wollte und nicht etwa ein durch reichliche Lectüre erfindungsvoller Reisewerke künstlich gezogener Hang zum Abenteuerlichen? War der Forschungsdrang nicht wie bei vielen Andern herausgewachsen aus der Unlust zur regelrechten Arbeit und angestrengten Berufsthätigkeit? War der Begriff des Grossartigen und Erhabenen, das uns in andere Bahnen, als der natürliche Bildungsgang vorschrieb, hineingedrängt hatte, nicht in einem Wahne der Selbsttäuschung entstanden? Darüber müssen endgültig Andere richten, natürlich aber war es, dass man am Orte der Thätigkeit angelangt fragend den Blick in die Zukunft richtete und aus den schnell verrinnenden Secunden der neugestaltigen Gegenwart einen Anhalt darüber zu gewinnen suchte, ob dem guten Willen auch eben solche Erfolge entsprechen würden. Wol dem, welchem in solchen Fällen ungeschwächte Körperkraft und frisches in den Adern kreisendes Blut, ein unerschütterliches Vertrauen auf sich selbst erlauben, dem auf jede keimende Muthlosigkeit eine innere Stimme den sicheren endlichen Sieg verheisst! Macht doch diese Ueberzeugung fast allein den glücklichen Reisenden und bedingte in alter uud neuester Zeit die grossartigen Resultate, die wir staunend verzeichnen.

Also muss es gelingen! ruft man sich zu; aber, antwortet es wieder, ist es denn überhaupt auch möglich? Harren nicht auf allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft vergebens wichtige Fragen der Lösung und werden nicht gewisse Hindernisse so lange die Welt steht, der Kraft, dem Genie und Verstande unüberwindlich bleiben? Könnte nicht auch in diesem Falle ein unlösbares Räthsel aufgegeben worden sein?

So waren ungefähr die Gedanken und Träume als ihnen plötzlich durch einen Ruck der haltenden Tipoja ein Ziel gesetzt wurde.

Zum ersten Male fuhren wir dann in einem der aus riesigen Affenbrotbäumen oder öfter noch aus Stämmen des seltsam gestalteten Bombax gehauenen Canoes über den Fluss Tschiloango und hielten nach 1½stündigem Marsche vor der Station Tschintschotscho, deren Leitung zu übernehmen ich herausgesandt worden war.

Da der Führer der Expedition sich auf einer Recognoscirungsreise befand und, wie mir ein zurückgelassener Brief meldete, so bald nicht erwartet werden konnte, suchte ich mich zunächst mit allem Vorhandenen vertraut zu machen und das Begonnene nach bestem Ermessen fortzuführen.

Das bereits fertige, aus Papyrusschäften gebaute, niedrige Wohnhaus, die enge Küche, aus welcher der Rauch sich durch die Fiederblätter des Palmdaches einen Ausweg suchte, boten zwar Raum und einen gewissen Comfort, viel mehr als ich vermuthet hatte, aber die mitgebrachte Ausrüstung war beträchtlich, und es zeigte sich bald, dass zu einer zweckmässigen Unterbringung mehr Platz erforderlich sei; ausserdem war darauf Bedacht zu nehmen, dass noch weitere Reisende herausgesandt werden würden, und dass die Pulvervorräthe in einem kleinen, festen Schuppen abseits von den übrigen Räumen aufbewahrt werden müssten: so traf es sich glücklich, dass bereits schwarze Zimmerleute, wie sie an der Küste, wenn auch in geringer Zahl und gegen hohen Lohn, von Kabinda her verschrieben werden können, beschäftigt waren, für den Wäscher eine verschliessbare, gegen Diebstahl sichere Hütte aufzustellen; so konnten sie gleich für die weiteren Bauten benutzt werden. Selbstverständlich schien es dabei, dass zur Ausführung aller Pläne nur wenige Wochen erforderlich sein würden, es waren ja nur einige passende Stämme aus dem Walde zu holen, nothdürftig zu behauen, einzugraben und durch Querbalken zu verbinden; Dach und Wände konnten in der Zwischenzeit durch andere Neger hergerichtet werden. — Wenn mir damals Jemand gesagt hätte, dass beinahe ein Jahr vergehen würde, ehe wir die Räume beziehen könnten, so würde ich ihm ungläubig lachend den Rücken gewendet haben.

Damals giengen wir noch in froher Hoffnung frisch an die Arbeit, aber Monate lang blieben die Plätze bestimmt und vermessen, und immer noch warteten wir vergebens auf die Fertigstellung des Waschraumes. Was half alles Schelten und Zureden, was alle Aufsicht und Ueberwachung?

Die Hölzer waren eisenhart und spröde, die Instrumente ungeeignet und in ungeübter Hand, viele Stunden des Tages machte strömender Regen unbenutzbar, und immer hatte der Neger unendlich

viel Zeit. Er arbeitete mit unsagbarer Langsamkeit und unbeschreiblicher Schlaffheit. Hatte man beim Messen, Hobeln, Glätten ein Weilchen zugesehen, so musste man sich abwenden, wenn man die Geduld nicht gänzlich verlieren wollte. Einer machte es wie der Andere; Jeder schwatzte, rauchte, lachte so behaglich, als ob gar keine Arbeit in der Welt wäre, und weder zu Mittag noch Abends war ein nennenswerther Fortschritt zu bemerken.

Ebenso schlenderten die Leute beim Wasserholen von der entfernten Quelle, beim Brennholzsuchen im Walde; Alles wurde mit einer gleichmässig verzweifelten Langsamkeit ausgeführt, wobei das Allerschlimmste war, dass Jeder das Seinige in ausgiebigster Weise auszuführen überzeugt schien.

Es war unter solchen Umständen mehr als natürlich, dass wir, an anderes Arbeiten gewöhnt, und das grosse zu erreichende Ziel vor Augen, unablässig drängten und antrieben, unaufhörlich beaufsichtigten und vielfach schalten, aber der Erfolg war nicht der erwünschte; die Leute änderten in ihrer Art nicht nur Nichts, sondern fanden die deutsche Arbeitslust bald unbequem, liessen diese mitsammt dem rückständigen Lohn im Stich und amüsirten sich nach ihrer Weise ruhig im Dorfe. Andere kamen und giengen oder wurden fortgejagt, aber vorwärts kamen wir nicht. Schliesslich griffen wir denn, um ein Beispiel zu geben, selbst zu und versäumten keine Gelegenheit zu zeigen, was wir unter Thätigkeit verständen; aber nicht lange: bald ergriff uns das Fieber, das von unendlichem Wehegefühl und Unbehagen begleitet, von grosser Hinfälligkeit und Schwäche gefolgt war. Und so blieb es. Jede Anstrengung hatte unausbleiblich Frostschauer, Hitze und Kopfschmerz im Gefolge, so dass eine aschgraue Farbe und tiefliegende Augen uns bald warnend zu der Ueberlegung führten, ob die vielgeschmähte Langsamkeit des Negers nicht berechtigt, ob Arbeit in gemässigter Zone und Arbeit in den Tropen nicht etwas Grundverschiedenes sei, ob nicht bei stetigem, ruhigem Schaffen mehr als bei kurzem, plötzlichem Ueberstürzen gewonnen werde, das doch immer ein längeres Brachliegen bedingte?

So machten wir es denn bald den Negern nach und gesundeten; diese aber kamen zurück und arbeiteten wie früher, und Alle giengen wir zufrieden und stetig vorwärts. Hatten sie vielleicht vorher gewusst, dass ihre Sonne stärker sei als der eisernste Wille des Weissen, dass sie entweder triumphiren oder sein Grab graben würden?

Da wir somit wol oder übel dem Neger seine Art zu belassen uns gezwungen sahen, erschien eine weitere dauernde Aufsicht überflüssig, und wir wendeten uns nunmehr in froher Erwartung und

Hoffnung der Ausführung der uns gestellten Aufgaben zu. In erster Linie richteten wir unser Augenmerk auf die Sammlungen, deren baldige Reichhaltigkeit die in Deutschland hoch gespannten Erwartungen, wie wir hofften, nach jeder Richtung hin befriedigen sollte.

Was bildet sich der begeisterte Sammler in der Heimat nicht ein Alles zu finden, wenn er mit Fangapparaten wol versehen, die sichere Büchse auf dem Rücken, im Geiste durch jungfräuliches Terrain, durch wildreiche Gegenden wandert? Tage giengen uns aber und Wochen dahin, wo wir mit froher, niemals sinkender Hoffnung auszogen und mit leeren Händen, müde und angegriffen zurückkehrten.

Während der Ueberfahrt waren wir in Fernando Po, am Gabun und Old Calabarfluss immer bei nur kurzem Verweilen auf eine so reiche Flora und Fauna gestossen, dass wir natürlich in Tschintschotscho ein Gleiches zu finden erwarteten und die Misserfolge unserm Mangel an Erfahrung, nicht aber dem Orte zur Last legten; schliesslich aber mussten wir uns, wenn auch widerwillig, überzeugen, dass die Station für Sammlungen so ungünstig als nur möglich lag, dass solche an Flussläufen mit ihren prächtigen Galleriewäldern eben so leicht, schnell und massenweise als hier mühsam und in wenigen Exemplaren nur langsam hergestellt werden konnten; denn auch das wirklich Vorhandene war in den dichten Campinen (Grasfluren), dem undurchdringlichen Buschwalde schwer zu erlangen.

Von den zu überwindenden Schwierigkeiten, der Unzulänglichkeit aller sonst bewährten Fangmethoden vermag man sich kaum eine richtige Vorstellung zu machen; hat man sich zum Beispiel auf solchem Ausfluge von dem schmalen, in steten Windungen verlaufenden Pfade abbiegend, durch ein Stück mannshoher, schilfartiger Gräser hindurchgearbeitet und bleibt schliesslich am Waldrande angelangt verschnaufend stehen, so ist von dem beim Durchbrechen verursachten Lärm gewiss weithin jedes lebende Wesen verscheucht worden, und bahnt man sich mit dem Hirschfänger einen Weg in das Dickicht, so erzielt man dasselbe Resultat. Bleibt man andererseits, durch solche Vorkommnisse gewitzigt, am Rande verborgen stehen, so sucht man oft vergebens nach dem in der Fülle des Laubes hoch oben versteckten Sänger, und fällt er doch schliesslich getroffen herab, so gelingt es stundenlangem Suchen häufig nicht, ihn aufzufinden, denn jede Spur zurückgebliebenen Lebens gestattet ihm, in nicht zu entdeckende Verstecke zu entschlüpfen. Dann sieht man vielleicht ein kunstvoll gewebtes Nest und freut sich der Entschädigung, bis man ärgerlich erkennt, dass es unerreich-

bar ist; oder man findet ein unvollständiges Gelege von Eiern darin und nimmt sich vor, wiederzukommen, um es dann leer anzutreffen, wenn nicht gar ein paar Waldmäuse dem zufühlenden Finger entgegenspringen. Mit den Insecten geht es womöglich noch schlimmer, und wer auch mit wolgeschulten Augen kein Neuling im Sammeln genannt werden kann, vermag doch nichts Erhebliches an einem Orte zusammenzubringen, wo selbst die bequeme Methode ohne jeden Erfolg bleibt, sie durch Apfeläther zum Forscher kommen zu lassen. Umsonst klopften wir die Büsche, umsonst verhängten wir das Licht am Abend, umsonst durchstöberten wir Laub und Bäume, wendeten Steine und Erde, pflügten Luft und Gräser mit Netzen: Ameisen und Termiten in unglaublicher Menge schienen immer und immer wieder die einzigen lebenden Wesen weit und breit zu sein.

Der geringe Erfolg war niederdrückend. Hatte ich aber wirklich einmal Glück gehabt und wollte dann am Abend schnell die Jagdbeute präpariren, so erschwerten unzählige Stechmücken die Arbeit; und legte ich mich endlich zerstochen und ermattet zur Ruhe, so hatten am andern Morgen entweder Ratten ein schlecht bewahrtes Stück geholt oder Tausende von kleinen, braunen Ameisen dasselbe zum Theil bewunderungswürdig skeletirt. Fielen doch schliesslich selbst ganze Sammlungen diesem Feinde zum Opfer, der mit der Hitze und Feuchtigkeit als treuen Alliirten arbeitete.

So schwanden die Illusionen schnell, und nach monatelanger Mühe sah man betrübt die kargen Errungenschaften an. Selbst das Meer und der Strand, ein so reiches Feld für die Forschung an anderen Stellen, war hier unbenutzbar; die hohe, gefährliche Brandung erlaubte den Eingeborenen nur zeitweise den Fischfang, der auch dann noch so sparsam ausfiel, dass der eigene Hunger die Leute Nichts davon abgeben liess. Der sandige Strand aber blieb frei von niederen Thieren, denn der Meerboden bestand weithin aus Sand und Schlamm, der, vom Tschiloango oder selbst vom Congo abgesetzt, alles Leben ertödtete, so dass auch das Schleppnetz ohne Erfolg angewendet wurde.

Dennoch würde es unzweifelhaft gelungen sein, früher über alle sich entgegenthürmenden Schwierigkeiten Herr zu werden, wenn die mit einer Station nothwendig verknüpften Störungen nicht einen grossen Theil des Tages absorbirt hätten. Ich sehe ganz ab von den oft erheblichen Schwierigkeiten, Lebensmittel für einen grossen Haushalt in Gegenden zu beschaffen, in denen der Segen des Dampfes noch keinen Ausgleich zwischen verschieden fruchtbaren Districten herzustellen vermochte, sondern wo man entweder im Ueberfluss

reicht, worauf sich Alles in Ruhe und Ordnung wieder empfiehlt. Wehe aber, wenn ein Gutherziger oder Schwacher sich verleiten lässt, dem weiteren Drängen nachzugeben; je mehr er spendet, um so mehr steigern sich die Forderungen; dann bleibt es nicht beim Glase, dann werden Flaschen voll Rum auf den Weg und Geschenke an Zeug als Erinnerung „um die gute Freundschaft zu erhalten" kaum noch erbeten, sondern gefordert; und ist ein Mangel an Widerstandskraft erst bekannt geworden, dann löst nicht nur bald ein Mächtiger, an denen bei der allgemeinen Anarchie Ueberfluss ist, den andern ab, sondern sie erscheinen gleich zu Mehreren auf einmal, um noch mehr Druck auszuüben.

Bewundernswerth ist es oft, welche Mittel dem Neuling gegenüber angewandt werden, um zum Ziele zu gelangen. Durch Erfahrung belehrt, dass Eitelkeit bei der weissen Race noch mehr ausgebildet ist als bei der eigenen, beginnt der Neger damit, seinem Opfer zu schmeicheln. Er geräth in Erstaunen und Bewunderung über Alles, was er sieht, und während er jedes Stück einzeln betastet, lässt er es an Lobeserhebungen nicht fehlen. Dabei trägt er eine solche Hochachtung vor dem weissen Manne zur Schau und benimmt sich so kriechend und demüthig, dass wol Mancher der aus der Heimat Uebergesiedelten das Bewusstsein seiner Erhabenheit plötzlich in's Unendliche wachsen fühlt und herablassend in die Falle geht, welche der schlaue Eingeborene ihm gestellt hat.

Ist der Händler aber bereits durch Erfahrung gewitzigt, hat er begriffen, dass der Neger den Weissen seit Jahrhunderten nur aus seinen Lastern kennt, und dass daher im besten Falle nur von Furcht vor der Macht desselben, nie aber von Hochschätzung der Person die Rede sein kann, und lässt ihn deshalb die Schmeichelkunst des vornehmen Bettlers unberührt, so versucht dieser, namentlich auf vorgeschobenen Posten, nunmehr durch Einschüchterung seinen Zweck zu erreichen: von dem Ton getäuschter Erwartung geht er zur Empfindlichkeit, zum Aerger und zum höchsten Zorn mit solcher Natürlichkeit über, gesticulirt mit so lebendiger Wildheit, dass der Uneingeweihte gewiss nicht auf den Gedanken kommt, dass er einen vollendeten Schauspieler vor sich hat, der sich durch gleichmüthige Ruhe oder ein leichtes Lächeln des Gegners erkannt sehend, sofort zu den früheren demüthigen Bitten zurückkehren würde. Meist ändert er nun seinen Angriffsplan und versucht durch stundenlanges Warten die Geduld des energisch Widerstrebenden zu ermüden, eine Methode, die nicht selten doch gelingt, da ein geringer Preis für die Wolthat, endlich die lästige Gesellschaft los zu werden, gern gezahlt wird.

Hilft dem Betreffenden aber Alles Nichts und sieht er schliesslich die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen ein, so zieht er drohend und laut scheltend von dannen, kommt jedoch schon am nächsten Tage mit einem Geschenk für den Hausherrn zurück, für das er selbstverständlich ein Gegengeschenk von mindestens doppeltem Werthe erwartet; denn für Geschenke in unserm Sinne hat ein Neger kein Verständniss. Erst wenn er auch damit abgewiesen wird, nimmt er es beruhigt wieder mit und weiss nun, wie er sich diesem Weissen gegenüber zu verhalten hat; dann erst wird er umgänglich, nutzbar und bescheiden.

So vermochten auch wir uns mit der Zeit Ruhe zu schaffen und die Besuchsunsitte zu beschränken; ganz aufheben aber konnten wir sie schon deshalb nicht, weil ein gewisser Verkehr zur Kenntniss des Landes und der Bewohner unumgänglich nöthig ist, und weil wir selbst auf Excursionen in die Dörfer leicht in die Lage kamen, die Gastfreundschaft der Inhaber in Anspruch zu nehmen. Wenn so einerseits durch die Bewirthung der Negerhäuptlinge immer noch viel Zeit verloren gieng, so geschah dies in anderer Weise nicht minder durch die Besuche der Weissen, d. h. nicht der Gesunden, die uns persönlich sehr angenehm waren und dies an der Art des Empfanges wol merken mussten, sondern der vielen kranken, welche mich zu consultiren kamen. Es ist nicht ganz leicht, in Anbetracht der Wahrscheinlichkeit, dass diese Stelle auch an der Küste, wo wir thätig gewesen sind, gelesen und kritisirt werden wird, diesen Punct zu berühren; ich hoffe aber, dass meine ärztliche Thätigkeit dort bei Allen die Ueberzeugung zurückgelassen hat, dass es nur geschieht und nothwendig geschehen muss, um die Stationsthätigkeit in ihrem ganzen Umfange objectiv darzustellen und zu zeigen, wie nicht jede Stunde des Tages allein für Expeditionszwecke ausgenutzt werden konnte.

Bis zu unserer Ankunft war an der ganzen Strecke vom Banya bis zum Congo Jeder sein eigner Arzt gewesen und hatte sich nach überlieferter Schablone durch Brech- und Abführmittel, Chinin, Opium und Höllenstein behandelt. In dem Bewusstsein, dass keine andere Hülfe existire, war man in ruhiger Ergebung auf dem Krankenlager geblieben und hatte sich weder gewundert, wenn es besser, noch wenn es bergab gieng; das war nun bei dem Erscheinen eines deutschen Arztes an der Küste mit einem Schlage anders. Jeder fühlte plötzlich die hülflose Lage, in der er sich befand, und da man in der Einsamkeit doppelt um sein Leben besorgt ist, suchte man nun auch bei kleinen Uebeln mündlich und schriftlich von

weit und breit Rath. Auch alte, fast vergessene Leiden fingen wieder an, unbequem zu werden, man musste doch wenigstens den Versuch machen, zu gesunden, um so mehr als die Consultation, wie bekannt, kein Geldopfer erheischte, also nur eine als angenehme Abwechselung erscheinende Reise zu unternehmen war. Wenn man bedenkt, dass es einen ganz Gesunden an der Küste kaum giebt, so kann man die Zahl der von Nord und Süd sowie von den in das Innere vorgeschobenen Stationen in Tschintschotscho eintreffenden in Folge des Klimas oder ihrer Lebensweise acut und chronisch Erkrankten ermessen. Jeder wollte untersucht und berathen sein, war entweder mit einmal verabreichter Medicin, die natürlich erst zu bereiten war, zufrieden oder schrieb noch wochenlang nachher um Erneuerung, gieng entweder nach mehrstündiger Rast wieder heimwärts oder hatte, wie das umfangreiche Gepäck bekundete, die feste Absicht, die Heilung an Ort und Stelle abzuwarten.

Da war es denn nicht hoch genug anzuschlagen, dass wir in unserem einzigen Nachbar einen liebenswürdigen, aufopfernden Freund und Berather hatten, welcher bei derartigen verschleppten, oft recht schweren Fällen, wo wir selbst die Kranken nicht aufnehmen konnten und doch nicht so grausam sein durften, sie abzuweisen, ein gastliches Unterkommen in seinem Hause gewährte; er richtete einen geräumigen Schuppen mit acht Betten zum Lazareth her, das fast ein Jahr lang bestand und sich erst bei meiner durch längere Reise nach Loanda bedingten Abwesenheit von selbst auflöste. Es war zumeist der nie ermüdenden Sorgfalt des Shr. Moreira zu danken, dass wir in der ganzen Zeit keinen Todesfall zu beklagen hatten, und wir freuten uns oft im traulichen Gespräche der glücklichen Erfolge. Um so tiefer bedauerte ich es, ihn selbst, als er später vom perniciösen Fieber ergriffen wurde, nicht retten zu können.

Wol selten ist Jemand unter so ernster Trauer zu Grabe geleitet worden als Jener von sämmtlichen Mitgliedern der Expedition; aber nicht die Flagge allein, die an dem Tage halbmast unsern Verlust der Umgegend meldete, nicht der ihm von uns errichtete Grabstein, der dort noch späteren Generationen von ihm erzählen wird, auch diese Worte hier mögen es Allen verkünden, dass wir sein Andenken als das eines edeln Menschen, eines treuen Freundes und Förderers der Expedition so ehren, dass, wo immer von dieser gesprochen werden mag, wir auch seinen Namen nicht vergessen.

Damals dachten wir weder an diesen noch an andere Verluste und erfüllten getreulich die Pflichten, welche das neue Lazareth uns auferlegte; allerdings waren diese namentlich für mich drückend; da

waren Morgen- und Abendvisiten zu machen, oft konnte sogar in der stärksten Mittagshitze ein Gang nicht verschoben werden. Ich mag nicht verhehlen, dass ich es oft innerlich verwünschte, dass mein Beruf der Küste kein Geheimniss hatte bleiben können, und dass nicht nur Humanitätsrücksichten, sondern auch das Interesse der Expedition uns zu stets gleicher Zuvorkommenheit allen Fremden gegenüber zwangen; denn wer konnte wissen, wie weit Jeder der Patienten später in die Lage kam, uns die wesentlichsten Dienste zu leisten? Es ist dieser Fall auch eingetreten, und mit Freuden dürfen wir anerkennen, dass die geleisteten Dienste von Vielen hundertfach vergolten worden sind.

Um die Mühen und Unzuträglichkeiten, welche mit dem Krankendienst verknüpft waren, besser zu verstehen, bleibt noch übrig mit einigen Worten auf diesen einzugehen. Wer einem eingerichteten, mit Wärtern wolversehenen Lazarethe in civilisirten Landen vorsteht, begreift kaum, was es heisst, alle Handreichungen selbst zu leisten, Apotheker, Arzt und Gehülfe in einer Person zu sein; wer nur mit gesitteten Patienten umgeht und jeden, der ihm nicht behagt, abweisen darf, denkt sich kaum in die Lagen hinein, in die man verwilderten Europäern oder Negern gegenüber kommen kann.

Wir werden nimmer das wüste Getöse vergessen, das eines Tages, als wir bei Tisch sassen, vom Nachbarhause heranwogte und näher und näher kommend immer mehr anschwoll, bis man endlich einen von mehreren Anderen geführten, blutenden Neger unterscheiden konnte, der von einer in entfesseltster Wildheit schreienden, springenden, gesticulirenden Masse zu uns geleitet wurde. Es war ein im Lazareth beschäftigter Diener, dem ein kranker Holländer ein Tischmesser in den Leib gestossen hatte, weil er einen Befehl nicht schnell genug ausführte. Glücklicherweise verlief die Wunde zwischen den Muskeln abwärts, so dass keine inneren Organe verletzt waren, und verheilte schnell. Trotzdem aber vergieng eine geraume Zeit, ehe die ungeheure Erregung beschwichtigt, ehe das Ereigniss vergessen, ehe der Groll gegen die weisse Race verschwunden war, von der sich ein Individuum vergangen hatte, und manche unangenehme Scene musste durchlebt werden, ehe das Lazareth von den rohen Gesellen, die ohne mein Wissen schon lange ihren Befehlen mit von den Betten aus geworfenen Gläsern, Messern und Gabeln Nachdruck verliehen hatten, gereinigt war.

Am deprimirendsten wirkte zu Zeiten der Mangel nicht nur einer geeigneten Krankenkost, sondern jeglicher Nahrung überhaupt, so dass oft mehreren Negern Flinten gegeben werden mussten, um im

Walde Glanzstaare zu schiessen, die gerade massenweise auftraten; denn waren sie auch nicht wolschmeckend, so gaben sie doch mit Palmöl, Reis oder Bohnen zubereitet, ein nahrhaftes Gericht. Am fühlbarsten war zweifellos der Mangel grünen Gemüses; zwar hatten wir Samen aller Art mitgebracht, die uns zu Statten kommen sollten und später auch von grossem Nutzen waren; aber erstens wachsen und gedeihen sie nur in der Periode, welche überhaupt schon Ueberfluss bietet, der Regenzeit, und dann kann man ein recht guter Astronom, Geologe, Arzt oder Techniker sein, ohne etwas im Gartenbau zu leisten, ja man kann sogar ein recht guter Botaniker sein und doch lange Erfahrungen sammeln müssen, ehe man in einem fremden Klima weiss, wann, wie und was man zu säen hat. Damals wenigstens, wo wir des Wechsels der Nahrung am meisten bedurften, hatten wir absolut keine Aussicht, Etwas zu ernten.

So wurde das Lazareth für die Station ein schweres Kreuz, an dem sämmtliche Mitglieder zu tragen hatten, und doch waren hier immer nur die relativ leichter Erkrankten untergebracht und der Zeitverlust bei ihrer Behandlung gering den anderen Fällen gegenüber, in denen die Leidenden nicht mehr transportirt werden konnten und mit einem beschwörenden Briefe zugleich die Hängematte oder das Canoe sandten, um mich zu dem stundenweit entfernten Orte abzuholen. Es wäre unmenschlich, bei solcher Gelegenheit einem Verzweifelnden mitten in der Wildniss Hülfe zu verweigern, wenn man die einzige Person ist, die sie zu gewähren vermag, und zugleich unklug, da man die Vorwürfe der ganzen Küste mit allen Folgen für die Expedition auf sich laden würde, wenn der Kranke elend, ohne die erbetene Hülfe erhalten zu haben, vielleicht umkäme; es ist aber auch eine grosse Zumuthung, solchen dringenden Bitten immer nachzukommen, wenn auf der anderen Seite die Pflichten für das grosse Unternehmen geltend gemacht werden, und man sich gestehen muss, dass zur Erreichung der in der Heimat mit Recht erwarteten Resultate die Ausnutzung der vollen Zeit des ganzen Tages erforderlich sei. Indessen so schwer es auch oft war, eine angefangene Arbeit zu unterbrechen, liessen wir doch nach reiflicher Ueberlegung die Menschlichkeitsrücksichten stets obsiegen, und nie gieng eine Hängematte von Landana oder Massabe, nie ein Canoe von den am Tschiloangoflusse gelegenen Orten Insono oder Tschimfimo leer zurück. Wir hofften, dass, wenn gewissermassen sämmtliche Europäer der Umgegend unsern ärztlichen Rath gebraucht und eingesehen hätten, dass auf der einen Seite Unmögliches auch vom Arzte nicht verlangt werden könne und auf der anderen gegen die klimatischen Fieber das altbewährte Mittel Chinin

ebenfalls Anwendung fände, der allgemeine Andrang von selbst einer ruhigeren Strömung Platz machen würde, dass ferner, wenn die Mehrzahl der Aussteller sich uns verpflichtet fühlte, die Unterstützung unserer eigenen Interessen durch dieselben unmöglich ausbleiben könnte. Der ausgestreute Same wuchs denn auch auf dankbarem Boden und reifte zu hundertfältiger Frucht. Wenn ich heute nach fast zwei Jahren zurückblicke, so kann ich die für Andere aufgewendete Mühe und Zeit nicht verloren nennen, denn unseren Kräften allein wäre es nie möglich gewesen, neben allen übrigen Arbeiten so bedeutende naturwissenschaftliche und ethnologische Sammlungen zusammenzubringen, der Gorilla wäre vielleicht nie auch nur käuflich für mich gewesen, während man ihn mir unter den erwähnten Umständen als Anerkennung für die stete Hülfsbereitschaft nach echt portugiesischer Weise gern zum Geschenk machte. Da anderes Honorar nicht angenommen wurde, und Jeder sich doch erkenntlich zeigen wollte, so trafen von nah und fern einzelne seltene Insecten oder ganze Sammlungen in Kästen und Flaschen mit Spiritus, Reptilien aller Art, Felle, Skelete, ja selbst lebende Affen, namentlich Chimpansen, oder Waffen, Geräthe und Gewebe ein, oder es ergiengen Einladungen, Menschen, Pflanzen, Landschaften und Anderes, was besonders charakteristisch war, an Ort und Stelle zu photographiren.

Vielen mag vielleicht der Gedanke kommen, dass eigentlich zum Zusammenhäufen eines bedeutenden Materials Nichts natürlicher und einfacher gewesen wäre, als die Eingeborenen für diesen Zweck heranzuziehen, dass, wie mir auch von der Heimat damals geschrieben wurde, jeder Negerbube für die Sammlungen zu benutzen sein müsse. Jetzt würde dies vielleicht auch der Fall sein, jeder Nachfolger würde auf dem nun vorbereiteten Terrain ungleich leichter zu arbeiten vermögen; anders aber war es bei unserer Ankunft, wo die Leute ein Verständniss nur für weisse Händler hatten, welche in ihrem Hause auf Gummi, Oel und Elfenbein warteten und die üblichen Tauschartikel dafür zahlten, Naturforschern mit ihren wunderbaren Passionen aber ebenso fremd als misstrauisch entgegentraten. Auch von uns wurde von Anfang an versucht, die Eingeborenen zum Sammeln zu benutzen, doch führten unsere Bemühungen mit ihnen erst im zweiten und dritten Jahr wirklich zum Ziele. Die Zeit, in welcher sie uns Thiere in ihren einzelnen Bestandtheilen stückweise brachten, dauerte zwar nicht lange, aber als man es nun zu verstehen meinte und ganze Tage aufgewendet hatte, um gewöhnliche Arten zu Hunderten und Tausenden in einem Gefässe heranzuschleppen, war man überrascht, dafür nur relativ geringen Lohn zu erzielen, und gab diese Art des

Erwerbes bald wieder auf. Mancher lernte schliesslich wol, auf alle Ideen einzugehen, und war nach jeder Seite hin brauchbar, dann dauerte es aber nicht lange, bis er sich für unentbehrlich hielt und nicht zu befriedigende Ansprüche für seine Dienste stellen zu können meinte; dennoch wurde unermüdlich von Neuem gelehrt und unterwiesen, bis eine Concurrenz allmählich heranwuchs, welche die Preise in vernünftige Bahnen zu lenken erlaubte. So unterschätzt man in der Heimat leicht die Schwierigkeiten, auf welche wissenschaftliche Vornahmen in Gegenden stossen, die mit denselben nicht vertraut sind, weil man sie bei sich tagtäglich übt, ohne Widerstreben zu begegnen.

Ich wurde z. B. von competenter Seite, welche bei Krankheiten die thermometrischen Messungen in den die Temperatur allerdings ganz correct wiedergebenden, in das Innere des Körpers führenden Wegen vorzunehmen pflegte, darauf hingewiesen, dass meine durch Wärmemessungen in der Achselhöhle gefundenen Werthe angegriffen werden könnten, und es demnach bei der Wichtigkeit des Gegenstandes vorzuziehen sei, die andere Methode zu wählen; wenn der Herr College aber gewusst hätte, welche Mühe der so unschuldige Weg schon verursacht hatte, und wie man bei der anderen Procedur zweifellos schreiend davongelaufen wäre und die seltsamsten Gerüchte über die deutschen Doctoren im Lande verbreitet hätte, so würde er sich gewiss gleich mir mit dem Erreichbaren begnügt haben.

Aehnlich ergieng es bei anthropologischen Messungen: Wenn der Stangencirkel, das Bandmass und andere Instrumente benutzt werden sollten, so war nur das im Dienste des Hauses befindliche Personal nach langem Zureden zum Stillhalten zu bewegen, während Fremde auch durch eine grössere Quantität Rum nicht veranlasst werden konnten, sich mit den kalten, scharfen Cirkelspitzen oder dem stählernen, mit wunderbaren Zeichen versehenen Masse an allen möglichen Körpertheilen berühren zu lassen. Die Antipathie dagegen war so unverkennbar, dass ihr Rechnung getragen werden musste; wir konnten dies auch um so leichter thun, als die dabei in den Beobachtungsreihen entstehende Lücke durch die später zahlreich mit dem Meterstab zur Seite photographisch aufgenommenen Menschentypen ausgefüllt wurde.

Die Photographie, welche die Körperformen auch für Andere messbar am allergenausten zur Anschauung bringt, leistet der Anthropologie die wesentlichsten Dienste und sollte gewiss noch häufiger, als es bereits geschehen ist, auf Reisen in Anwendung gebracht werden; sie bietet neben anderen Vorzügen auch den der Schnel-

ligkeit; denn da mehrere, gewöhnlich drei Individuen auf einmal aufgenommen werden können, so braucht man selbst bei den für die Vorder-, Seiten- und Hinteransicht nöthigen drei Platten weniger Zeit als bei den umfangreichen Messungen, von denen eine jede ohne Assistenz vorgenommen mindestens eine halbe Stunde beansprucht. Wenn man nebenher zur Controle noch die Körperhöhe, die Hauptkopfmasse und das Verhältniss der Glieder zum Rumpfe notirt, so wird man allen Anforderungen genügen, da nicht zu vergessen ist, dass die Hauptstudien am Skelet selbst zu machen bleiben, und dass daher ein Skelet oder auch nur ein Schädel mehr Nutzen bringt, als eine grosse Zahl von häufig noch ungenauen Messungen.

Man hüte sich indess vor dem Irrthume, als wären im Lande der Wilden überall menschliche Gebeine so leicht zu beschaffen, wie es an einigen Orten einzelnen Reisenden möglich gewesen ist. Wenn es sich nicht um einen alten Kampfplatz handelt, von dem man das umherliegende Material nur aufzulesen braucht, — wozu sich in Loango nirgendswo Gelegenheit bietet — wenn man nur auf die Todten des eigenen Stammes rechnen kann, so hat man sehr bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, ehe derartige bis dahin ungewöhnliche Verkaufsobjecte angeboten werden; so war es uns anfänglich selbst gegen hohen Lohn unmöglich, unsere Wünsche zu befriedigen, und auch später konnte ein solches Geschäft immer nur mit grosser Heimlichkeit abgeschlossen werden, da den Verkäufern augenscheinlich viel daran lag, Nichts darüber ruchbar werden zu lassen. Das Ausgraben eines Skeletes, das von einem Sclaven eines zwei Stunden entfernten Hauses stammte, gehört noch jetzt zu meinen peinlichsten Erinnerungen, und ich hätte es später nie versuchen mögen, unsere eigenen Todten zum Besten der Wissenschaft zu exhumiren; denn es wäre uns dann nie möglich gewesen, jene Zusammengehörigkeit zu erzielen, welche uns doch schliesslich nach vieler Mühe mit unsern Leuten verknüpfte. Doch habe ich die Erfahrung gemacht, dass man als Neuling häufig da, wo man tiefwurzelnde Anschauungen der Eingeborenen zu verletzen fürchtet, im Grunde genommen nur das eigene Gefühl zurückzudrängen, den eigenen angeborenen oder anerzogenen Ideenkreis zu überschreiten hat. Wenn das aber unbedingt feststeht, so ist es nichtsdestoweniger natürlich, dass die von der Cultur noch wenig berührten Volksstämme sich gleichfalls an die ihnen unbekannten Erscheinungen erst gewöhnen müssen, und ihnen nur ganz allmählich vertrauensvoll näher treten.

Den besten Beweis hierfür bot uns das Photographiren, wofür bei unserer Ankunft kaum Objecte aufzutreiben waren, während in



Verschiffung des Palmöles vom Strande.

letzter Zeit nicht allen Anerbietungen genügt werden konnte; recht ungünstig traf es sich dabei noch, dass bei der im Jahre 1873 stark an der Küste wüthenden Pockenepidemie drei Personen bald nach ihrer Aufnahme der Krankheit zum Opfer fielen. Wurde auch der Apparat nicht öffentlich und direct mit ihrem Tode in Verbindung gebracht, so war doch an der Scheu, mit der ihm Jedermann auswich, zu ersehen, dass eine solche nicht ganz ausgeschlossen war. Man nahm vielleicht an, dass durch das Erscheinen des Bildes auf der Platte, das mit stummem Staunen betrachtet wurde, ein Theil der lebendigen Kraft des Individuums auf jene übergegangen, also für dieses verloren sei.

Als ich mich einst nach dem nicht weit von der Station gelegenen Dorfe Makaya mit dem Apparate begeben hatte, um einige der herrlich an einem wahren Walde von Bananen gelegenen Hütten aufzunehmen, rotteten sich während der Arbeit die Dorfbewohner zusammen, gaben ihre Missbilligung erst einzeln, dann zusammen immer lauter zu erkennen, bis sie in ihrer Erregung näher und näher herandrängend sogar Hand an das Dunkelzelt zu legen versuchten, so dass ich aufzubrechen und fast unverrichteter Sache heimzukehren gezwungen war. Noch grösser war der Aufruhr in Tschibona, einem etwa zwei und eine halbe Stunde nördlich gelegenen Dorfe, wo ich den berühmten Schädelfetisch, eine Zusammenhäufung von Schädeln getödteter Thiere aller Art an der Stelle im Walde, wo der Erdgeist zu Unterredungen mit dem Priester an die Oberfläche zu kommen pflegt, aufzunehmen gedachte. Mein Vorhaben war bekannt geworden, und auf dem Wege begegnete mir eine ganze Procession mit den Würdenträgern und dem Priester der Gegend an der Spitze, welche schreiend und in höchster Exaltation herumspringend nach dem Handelshause zog, von wo mir bald ein Bote mit der Bitte nachgesandt wurde, mein Unternehmen zur Vermeidung von Misshelligkeiten und Störungen der Handelsbeziehungen lieber aufzugeben.

Später, als die Unschädlichkeit des Apparates bekannt geworden war, hatte ich dergleichen nicht mehr zu befürchten; im Gegentheil war die Freude über jedes gelungene Portrait, namentlich wenn es durch günstiges Licht und viele Reflexe recht hell ausgefallen war, sehr gross, und man zeigte die im kleinen Goldrahmen befindliche Copie mit befriedigtem Stolze, um ihr dann einen Ehrenplatz in der Hütte anzuweisen oder in der Kiste, welche alle Schätze barg. War aber die Copie durch zu kurze Exposition undeutlich und dunkel, so wurde sehr scharf darüber kritisirt, und der Betreffende zog enttäuscht mit einer durchaus keine Anerkennung verrathenden Miene von dannen.

Ich durfte mich später in den Dörfern frei und unbehelligt bewegen, indem ich höchstens die Bereitwilligkeit ihrer kleinen Beherrscher mit mässigen Quantitäten Rum lohnte. Damit braucht man sich indessen bei derartigen und zu anderen Zwecken veranstalteten Ausflügen nicht selbst zu belasten, sondern hat nur einen Bleistift und Zettel bei sich zu führen, auf welche man die als Geschenke oder zum Ankauf von Nahrungsmitteln festgesetzten Mengen von Rum oder Tauschartikeln überhaupt notirt, und dann den mit Datum und Namensunterschrift versehenen Zettel dem Betreffenden einzuhändigen; diese Anweisungen sind die schon in Abtheilung I erwähnten Mukanden (Wechsel), welche je nach Belieben und Bedürfniss im Hause des Weissen präsentirt und eingelöst werden, welche gestatten, tage-, ja wochenlang ohne grösseres Gepäck in der Umgegend herum zu reisen und alles zum Lebensunterhalt Nöthige auf Credit zu erhalten. Selbstverständlich vermag keiner der Empfänger die Schrift auf dem Papiere zu entziffern; doch haben sie in diesem Puncte ein unbedingtes Vertrauen zum Weissen, obgleich er sonst beim Handel, wie sie wissen, in der Wahrung seines Vortheils nicht gerade engherzig ist.

Eine Mukanda wird für alles Denkbare ausgestellt: sei es, dass man einen Neger auf längere Zeit in Dienst nimmt oder einen Boten nach einer fernliegenden Factorei braucht; sei es, dass man eine Frau zur Besorgung der Hausgeschäfte, einen Wäscher oder Koch engagirt oder dass man einem Mächtigen einen monatlichen Tribut bewilligt oder Landesproducte und Curiositäten erwirbt, überall werden Mukanden verlangt. Das Anrecht auf den notirten Werth erlischt nie, wird aber meist monatlich geltend gemacht, wobei sich der Erheber in der Regel um keinen Tag verrechnet, sondern nach seinem Kerbholze genau zum abgelaufenen Termine einstellt; dabei sind die Mukanden gewöhnlich nicht in den Händen derer, auf deren Namen sie lauten, sondern werden von den nach ihren Gesetzen dazu Berechtigten, dem Vater, Onkel oder Dorfherrscher, aufbewahrt.

Nicht ganz leicht ist es, sich mit den jedesmal zu notirenden Preisen, welche durch langjährigen Usus geregelt und zum Theil für unsere Begriffe hoch, zum Theil ungemein niedrig sind, bekannt zu machen: So bezieht ein zum persönlichen Dienst angenommener Negerknabe, der Mulek, je nach seinem Alter, nach Brauchbarkeit und Dienstzeit einen monatlichen Lohn von ein bis zwei Stücken Zeug zu je sechs Yards Länge und einer halben bis ganzen Flasche Rum zu dreiviertel Liter Inhalt; daneben wöchentlich als Kostgeld, obgleich er sich an den bei Tisch für ihn abfallenden Resten meist genügen lässt, ein bis zwei Tücher von je ein viertel Stück Länge und ein

Glas oder eine halbe Flasche Rum. Ein Wasserholer erhält monatlich zwei Stücken Zeug und eine Flasche und ausserdem wöchentlich noch zwei Tücher und eine Flasche; ein Wäscher monatlich vier bis sechs, selbst acht Stücke und zwei Flaschen und wöchentlich noch ein Stück und eine Flasche. Ein Dolmetscher, der die Unterhandlungen vermittelt und auch dann, wenn man selbst der Umgangssprache, des Portugiesischen, ganz mächtig ist, von grosser Wichtigkeit bleibt und nie fehlen darf, weil er zugleich auch das Hauswesen beaufsichtigt, empfängt monatlich sechs bis zwölf Stücke und fünf Flaschen und ausserdem wöchentlich ein Stück und ein bis zwei Flaschen Rum. Es kostet ein Ei in der trockenen Zeit ein ganzes, in der Regenzeit jedoch nur ein halbes Glas Rum; ein Huhn eine halbe bis eine ganze Flasche oder entsprechend viel Zeug; eine Ziege vier bis sechs Stücke Zeug und zwei bis drei Flaschen; ein Hammel sechs bis zwölf Stücke und fünf Flaschen; eine Traube Bananen mit 50—100 Früchten eine halbe bis ein und eine halbe Flasche Rum. Der Preis für Sammelobjecte musste erst bestimmt werden; es wurde bezahlt: für einen Schädel ohne Unterkiefer zwei, mit letzterem drei Flaschen; für eine Flasche mit Insecten eine halbe bis eine Flasche; für eine kleine Schlange eine halbe bis eine ganze, für grössere jedoch zwei bis drei Flaschen; für eine Eidechse, Ratte oder Maus je nur ein Glas; für eine Meerkatze ein bis zwei Stücke Zeug und ein bis zwei Flaschen; für einen kleinen Chimpansen vier bis sechs Stücke Zeug und fünf Flaschen, für grössere sechs bis zwölf Stücke und zehn bis funfzehn Flaschen Rum.

Beim Handel gelten bestimmte Mittelsätze, welche durch den in Europa für die Producte gezahlten Marktpreis wesentlich beeinflusst werden, so dass dabei in Hinsicht auf die grosse Concurrenz ein stets ausgedehntes Feilschen die Regel ist. Der Händler ist daran gewöhnt und hat meist ebensowenig zu versäumen als der Neger, er kennt die Sitten des Landes genau und hat sich ihnen angepasst, er wartet es ruhig bis zum anderen, ja dritten Tage ab, um günstige Geschäfte abzuschliessen. Seine Haupttugend ist nach vieljährigem Aufenthalte die Geduld geworden, sie hilft ihm überall vorwärts und durch alle schwierigen Lagen hindurch, sie ist das Ziel, was zu erreichen Jeder, der in Africa leben will, gleichfalls ringen muss. Für den Reisenden ist diese Geduld allerdings noch schwerer zu erwerben als für jeden Anderen, denn sie kostet Zeit, und die hat er gerade am allerwenigsten. Der Tag ist nicht lang, um sechs Uhr geht die Sonne auf, um sechs Uhr geht sie unter; und wenn man sich die mannigfache Art der Beschäftigung mit all den damit verbundenen

Störungen vergegenwärtigt, so begreift man, dass viele Wochen und Monate vergehen müssen, ehe im Einzelnen bedeutende Resultate zu erzielen sind; dennoch wird der Forscher mit Geduld immer und überall am Weitesten kommen und, indem er sich nie überanstrengt, das Meiste erreichen. Die Arbeiten nach Sonnenuntergang fortzusetzen, ist aus hygieinischen Gründen durchaus zu widerrathen; wenn sie nicht absolut dringend sind, ist es bei Weitem vorzuziehen, dann nur noch die Vorbereitungen für den nächsten Tag, die oft recht umfangreich sind, zu treffen und sich die Nachtruhe nicht unnöthig zu verkürzen. In gleicher Weise ist es durchaus nöthig, die drei Malzeiten, d. h. um sechs Uhr früh den Kaffee, um elf Uhr das Frühstück und um sieben Uhr Abends das Mittags- oder besser Hauptessen regelmässig inne zu halten und so gut es irgend angeht herzurichten, was, so lange der Aufenthalt in einer Station dauert, immer möglich sein wird. Dann macht man die Erfahrung, dass es sich in Africa bei relativ guter Gesundheit recht angenehm lebt, bedeutend besser, als sich in der Heimat vermuthen liess. Ueberall und immer wieder zeigt es sich eben, dass die Ansichten über alle Dinge, namentlich auch über die Eingeborenen selbst, denen man in Europa huldigte, irrige waren.



„Mbulu", unser zahmer Schakal.

Weib mit „Muteta“.

CAPITEL II.

Anthropologische Betrachtung des Negers. — Hauptschädel- und Gesichtsmasse. — Prognathie. — Körperverhältnisse. — Schwierigkeiten beim Schätzen des Alters überhaupt, der Reife insbesondere. — Ansicht über die sogenannte Zwergrace der Babongo. — Verhalten der Haut bezüglich der Farbe, der Secrete etc. — Mangel missgebildeter Körper. — Urtheile anderer Reisenden.

Wenn wir den Neger der Loangoküste nunmehr einer genaueren Betrachtung unterziehen, so gilt diese nur seiner physischen Erscheinung, da Alles, was sich auf die Entwicklung und Aeusserung seiner geistigen Eigenschaften bezieht, an anderer Stelle abgehandelt werden wird. Wir haben es hier zunächst mit den Verhältnissen des Schädels und weiterhin mit denen des Körpers zu thun, welche wir zum besseren Verständniss mit denen des Europäers vergleichen wollen.

Der Schädel ist stark dolichocephal, also lang von vorn nach hinten und schmal. Die grösste Länge, von der Mitte des Nasenwulstes der Stirn bis zum hervorragendsten Puncte der Hinterhauptsschuppe

gemessen, beträgt im Mittel 17,74 Cm.*), die grösste Breite 12,8 Cm., der Längenbreitenindex $\left(\frac{\text{Breite} \times 100}{\text{Länge}}\right)$ demnach 72,15, während er bei uns zwischen 78 und 79 liegt.

In Folge der grossen Schmalheit ist aber die Höhe des Schädels beträchtlich gesteigert, da diese, wie die Erfahrung gelehrt hat, durchschnittlich im umgekehrten Verhältniss zur Breite wächst, und schmale Schädel im Allgemeinen hoch, breite aber flach sind. Die Stirn spitzt sich nach vorn zu, indem gewissermassen beide Stirnhöcker sich zu einem zu verschmelzen suchen und nach der Mitte hin zusammenrücken. So ist es natürlich, dass wir von einer breiten, schönen Stirnfläche, wie sie ausgezeichnete Denker ziert, Nichts finden, was noch mehr dadurch auffällt, dass ihre Ebene nicht in der Verlängerung des Gesichts gerade aufsteigt, sondern sich, wenn auch nicht bedeutend, doch mehr als bei uns nach hinten neigt. Die Länge des letzteren von der Nasenwurzel zum Kinn beträgt 11,18 Cm., die Breite an der grössten Wölbung der Jochbrücke 12,6 Cm. im Mittel. An ihm fallen uns zunächst die Jochbeine auf, deren äussere Fläche nicht die europäische Schönheit bedingende, leicht convexe Wölbung zeigt, sondern schräg von innen, vorn und oben nach aussen, hinten und unten geht, auch, statt am unteren Rande nach innen umzubiegen, diesen scharf nach aussen heraustreten lässt und dadurch das so bedeutungsvolle Racenkennzeichen der hervorstehenden Backenknochen in erster Linie bilden hilft. Die Jochbrücke weist an und für sich keinen kühneren Bogen als am Europäerschädel auf, überbrückt jedoch wegen des geringeren Abstandes der Schläfenflächen von einander (10,49 Cm.) eine beträchtlichere Tiefe, welche den sehr kräftig entwickelten Kaumuskeln den erwünschten Raum zur nöthigen Ausbreitung bietet.

Bei der Augenhöhle finden wir eine im Verhältniss zur Breite geringe Höhe, so dass sie nicht vorwiegend rundlich, sondern mehr länglich vierseitig erscheint; dabei geht der obere Rand meist gerade nach aussen, während er sich bei uns in einem nach abwärts sehenden Bogen senkt. Die Augenbrauen und Stirnwulste zeigen sich seltener stark entwickelt, in der Regel sind sie mässig oder gar nicht ausgebildet. Eigenthümlich berührte es mich, an der Nase, die uns an Ort und Stelle kaum noch wegen ihrer Breite und noch weniger wegen ihres Eingesunkenseins auffiel, beim Vergleich durch exacte Messung beide Eigenschaften in ausgeprägtem Masse zu finden. Man

*) S. Zeitschrift für Ethnologie, neunter Jahrgang 1877, Heft IV, Verhandlungen p. 163 ff.

sieht dann, dass in den wenigsten Fällen die vereinigten Nasenbeine die Form eines Sattels bieten, der dann flach ist und eine seichte Vertiefung in der Mitte nachweisen lässt, sondern dass sie meist platt zusammengefügt und beträchtlich eingedrückt sind. Die Nasenöffnung verliert sowol durch die flache Rundung des freien Randes der Nasenbeine als durch ihre geringe Höhe bei gleicher oder ausgedehnterer Breite ganz ihre schön birnförmige Gestalt, während zugleich der vordere Nasenstachel immer wenig ausgebildet ist, und die Vorderfläche des Zahnfortsatzes nicht durch einen scharfen Rand vom Boden der Nasenhöhle getrennt ist, sondern unmittelbar in diese übergeht.

Dieser Zahnfortsatz ist es nun aber vor Allem, welcher durch das Vorspringen seines unteren Randes dem Negergesicht das eigenartige Gepräge giebt, wenn auch in Wirklichkeit der ganze Oberkiefer sowol bezüglich des Körpers als seiner übrigen Fortsätze an der andersartigen Bildung gleichmässig theilnimmt. Er zeigt in seinem unteren Theile einen schmaleren und zugleich längeren Bogen als der unsere, wodurch seine Vorderfläche mehr nach hinten flieht und nicht die wolthuende Breite des Gesichts zu Stande kommen lässt, welche den Europäer so vortheilhaft auszeichnet. Nebenher ist die Grube über dem Eckzahn häufig stark vertieft und die senkrechte Höhe zwischen dem unteren Augenrande und dem des Jochfortsatzes geringer als bei uns.

Man hat sich nun, so lange als man eben jenes Vorspringen des Zahnrandes und die ganze Formation des Oberkiefers, unter dem Namen Prognathie zusammengefasst, als ein besonderes Racenmerkmal hinstellte, damit beschäftigt, den Grad der Ausbildung desselben durch bestimmte Winkel zu veranschaulichen. Die Menge der verschiedenen Constructionen beweist zur Genüge, wie schwierig und undankbar diese Aufgabe ist. Nach Vergleich aller hier einschlägigen Methoden fand ich, dass der Winkel, dessen Scheitel in der Mitte der Verbindungslinie der Zahnfortsätze liegt und seinen einen Schenkel zur Mitte der Ohröffnung, den anderen zur Nasenwurzel sendet, die allergleichmässigsten Werthe ergiebt. Er betrug im Mittel 67,4°, während beim Europäer die gleiche Methode 90° ergeben würde. Die Capacität des Schädels wurde zu 1275 Cub.-Cm. berechnet, während die unsrige zwischen 1450 und 1500 Cub.-Cm. liegt. Ich habe nicht untersucht, ob die Dickendurchmesser der Kopfknochen, namentlich der platten, die der unsrigen übertreffen, doch scheint es fast so, wenigstens legen die Händler sie als feststehendes Factum ihren hierher applicirten Züchtigungen zu Grunde; und schon in früheren Zeiten müssen die spanischen Hauptleute daran geglaubt haben, wenn es

wahr ist, dass sie ihren Soldaten einschärften, nicht nach dem Kopfe zu hauen, weil sonst die Säbel zersprängen.

Wenn wir nunmehr zu der vergleichenden Betrachtung der übrigen Körperverhältnisse übergehen, so wenden wir uns vom Skelet zum lebenden Menschen und haben zunächst unser Augenmerk darauf zu richten, in allen Fällen möglichst gleichartiges Material einander gegenüber zu stellen, da wir nur so auf Resultate hoffen können, nicht aber, wenn wir ein normal und schön gebautes Individuum auf der einen Seite und ein missgebildetes, verkümmertes auf der anderen zu Vergleichsobjecten wählen.

Vielleicht erscheint es Vielen überflüssig, dass darauf noch erst hingewiesen wird, denn dass dieser Grundsatz leitend sei, versteht sich fast von selbst; er muss aber doch nicht bei Allen, welche ihr Urtheil über die Neger abzugeben sich seit Jahrhunderten berufen fühlten, leitend gewesen sein, da sonst unmöglich die oft wunderbaren Vorstellungen und unglaublichen Vorurtheile in dieser Hinsicht sich hätten einwurzeln können. Es ist gewiss nicht tief genug zu beklagen, dass viele Unberufene nach kurzem Aufenthalt in irgend einer unbekannten Gegend so schnell mit ihren Urtheilen fertig sind und sie stets mit um so grösserer Sicherheit veröffentlichen, je weniger sie eigentlich von der Sache verstehen; die Anschauung allein, die subjectiven Eindrücke reichen nicht einmal beim Fachmanne aus, sie ändern sich, je nachdem die Erinnerung an europäische Form noch frisch oder mehr in den Hintergrund getreten ist, sind aber ganz unberechenbar, wenn Reisende ohne anatomische Grundlage, vielleicht ohne Kenntniss heimischen Wuchses überhaupt, ausgenommen etwa des eigenen, sich weitläufig über typische Verschiedenheiten auslassen. Man sollte nie vergessen, dass in solchen Puncten nur die exacte Messung zu Resultaten führen kann, die selbst dann noch mit der nöthigen Reserve gegeben und angefasst werden müssen. Jeder Reisende sollte stets eingedenk sein, wie sehr von seiner Willkür, seinem Tact und Vermögen zum Theil die Vorstellungen der Heimat beeinflusst werden können, und sollte das in ihn gesetzte Vertrauen durch möglichste Objectivität und Vorsicht zu rechtfertigen suchen.

Handelt es sich um die Photographie, so lügt diese allerdings an und für sich nicht, sie giebt genau und schonungslos wieder, was sie sieht, obgleich ihr Sehen immerhin ein einseitiges und auf einen Punct concentrirtes ist. Aber gerade deshalb ist es eine nicht ganz leichte Aufgabe, das zu fixirende Material zweckentsprechend zu sichten und neben den alten, verkommenen Individuen, die sich immer mühelos auftreiben lassen, der Heimat auch die elastische, frische Jugend

vorzuführen, die mit einer allen Völkern bekannten Scheu ihre anmuthigen Formen zu verbergen sucht. Will man dann später vergleichen, so hat man vor allen Dingen möglichst genau die verschiedenen Altersstufen gleichmässig einander gegenüber zu stellen.

Dabei stösst man auf grosse Schwierigkeiten; denn oft und so auch damals in Loango kann man vom Individuum selbst über sein Alter keinen Aufschluss erhalten und wird gezwungen, sich mit einer Schätzung desselben zu begnügen, wobei recht erhebliche Irrthümer unterlaufen können und, wie mich meine Beobachtungen gelehrt haben, bereits untergelaufen sind. So hören und lesen wir z. B. von Jugend auf, dass die bei Mädchen in heissen Gegenden eintretende frühe Reife sie schon mit 12 Jahren heiratsfähig mache, und dass auch Knaben dort viel eher mannbar würden als im Norden. In dieser Auffassung aufgewachsen, gewöhnen wir uns daran, reifende Jungfrauen und entwickelte Jünglinge für überhaupt nicht älter zu halten, auch wenn die ganzen Proportionen der Körper auf vorgerücktere Jahre hinweisen; wir sagen uns dann zu unserer Beruhigung, ohne an dem alten Glaubenssatze zu rütteln, wir sind eben in den Tropen!

Beweist denn aber die in jenen Gegenden herrschende Sitte, die geheimnissvolle Wandlung des Mädchens zur Jungfrau durch öffentliche Feierlichkeiten zur allgemeinen Kenntniss zu bringen, dass sie überhaupt früher statt hat, als bei uns, nur weil sie hier ein wolbewahrtes Geheimniss bleibt? Ist es ferner gerechtfertigt, anzunehmen, dass sie, wenn sie bei einigen Individuen in erwiesen jungen Jahren erfolgt, bei allen Uebrigen zu derselben Zeit erfolgen müsse?

Ich fürchte, dass unsere vorgefasste Meinung uns da häufig einen argen Streich spielt, und meine, dass wir die Entwicklungsvorgänge in den verschiedenen Zonen nicht bis zur Unwahrscheinlichkeit, ja selbst bis zum Widernatürlichen willkürlich verschieben dürfen. Wir finden eben überall Schwankungen, überall aber werden wir ein Mittel constatiren können, das nahezu bei allen Völkern gleich ist.

Diese Annahme beweisen uns einerseits verschiedene dem Hergebrachten widersprechende Beobachtungen, für die man, weil sie zum alten Glaubensartikel nicht passten, zu den wunderbarsten Erklärungen griff, andererseits neuere Resultate der mit so ausdauernder Energie arbeitenden Statistik. So erzählt uns Peschel in seiner Völkerkunde, dass, wie es namentlich bei den Eskimos beobachtet sei, auch Polarvölker frühzeitig das Vermögen der Geschlechtserneuerung erwerben, und Erman, dass auf der alëutischen Insel Atcha der Knabe, sobald er die Baidare lenken, das Mädchen, sobald es fertig nähen kann, beide gewöhnlich mit dem 10. Lebensjahre zur Ehe schreiten. Während

ferner bei anderen nordamericanischen Stämmen die Mädchen vom 12. bis 14. Jahre heiraten, halten es im Süden die Patagonier anders und warten bis zum 16. Jahre.

Louis Mayer und Krieger belehren uns dann, dass bei uns nach einem enormen beweiskräftigen Material der Eintritt der Reife ebenso häufig im 14. als im 15. Jahre und halb so häufig im 13. stattfindet, während die Fälle von da an abwärts und vom 15. aufwärts seltener sind. Bei der Schätzung des Alters muss demnach unter Berücksichtigung aller bei der Entwicklung in Betracht kommenden Organe ungemein vorsichtig zu Werke gegangen werden, namentlich wenn man, was auch vorkommen kann, der Möglichkeit einer absichtlichen Täuschung ausgesetzt ist.

In dieser Lage aber waren wir damals, als das Gerücht von einer im Innern Africas lebenden Zwergrace, der Babongo, von welcher einzelne Individuen als Sclaven auch an die Westküste kämen, von Europa zu uns herüber hallte und an Ort und Stelle natürlich ein noch grösseres Interesse als jenseit des Oceans weckte, wenn das überhaupt möglich war. Es dauerte denn auch nicht lange, so wurden mir Individuen als zu jenem seltsamen Stamme gehörig vorgeführt, die sich bereits 15 bis 20 Jahre im Dienste der betreffenden Häuser befinden sollten, ohne je an Körperhöhe oder Umfang zugenommen zu haben. Betrachtete man sie aber genauer, so bewies Alles an ihnen den kindlichen Habitus, und zwar in solchem Grade, dass man die Mühe der Zahnuntersuchung ersparen konnte. Dergleichen Scherze lernt man erst nach längerem Aufenthalte an der Küste verstehen und würdigen; sie entspringen der unendlichen Langeweile, mit welcher die Händler im Allgemeinen geplagt sind, und einem eigenen Vergnügen derselben, den Scharfsinn der sogenannten Gelehrten zu prüfen. Die versuchte Mystification wird beim Missglücken ebenso harmlos eingestanden, als man sich im Falle des Gelingens mit Gesinnungsgenossen darüber amüsiren würde. Es ist nach solchen und ähnlichen Erfahrungen, wie alle Reisenden sie machen, und dem fast kindlichen Muthwillen der Eingeborenen gegenüber, dem neugierigen weissen Frager die unglaublichsten Dinge für Wahrheit zu geben, höchst nothwendig, alle, selbst die scheinbar einfachsten Angaben mit Zweifeln aufzunehmen und erst nach mehrfachem Forschen an verschiedenen Quellen als richtig zu notiren.

Was die Babongo endlich betrifft, so bin ich nach Prüfung aller späteren Angaben und aller mir nach und nach vorgestellten, dem Stamme wirklich angehörigen, theils verkümmerten, theils durchaus muskulösen Neger zu der Ueberzeugung gekommen, dass es sich in

keiner Weise um eine zwergartige Race handelt, sondern um ein nomadisirendes Jägervolk von etwas dürftigerem Körperbau als ihn die Küste aufweist, den sogenannte Buschneger aber ebenfalls zeigen.

Der Bewohner des meerangrenzenden Gebiets ist vielleicht wegen der günstigeren Nahrungsbedingungen übermittelgross (165—170 Cm.), da die Durchschnittshöhe bei Männern zwischen 165 und 168 Cm., bei Weibern zwischen 150 und 160 Cm. liegt. Topinard (Revue d'anthro-



Batschi, ca. 14 Jahre alt. Knabe aus dem Volke.

pologie 1872) zählt die Guineaneger mit 172 Cm. sogar zu den grossen Figuren (170 Cm. und darüber); doch glaube ich nicht, dass spätere Revisionen meine Durchschnittsmasse ändern werden, wenn ich auch zugebe, vereinzelt ebenfalls Gestalten von 174 und 176 Cm. gemessen zu haben, die dann meist den edlen Geschlechtern angehörten. Es kommt eben darauf an, ein möglichst mannigfaltiges Material gemessen und mit den alltäglichen Erscheinungen verglichen zu haben,

um ein richtiges Resultat zu erzielen. Auf diese Weise berichtigte Fritsch die früheren Angaben Barrows über die Buschmänner Südafricas, welche nach diesem mit 130 Cm. für die kleinsten Menschen der Erde gehalten wurden, während jener sie auf 144 Cm. hob. So erreichten bei besserer Kenntniss auch die Eskimos bereits Mittelgrösse, während sie früher unter die kleinen Figuren (160 Cm. und darunter) zählten.

Wenn bei Beurtheilung der Körperhöhe sehr häufig die des Kopfes Verwendung findet, weil sie beim normal gebauten Individuum etwa $7^1/_2$ Mal in jener enthalten ist, so muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass die Kopfhöhe vom Scheitel bis zum Kinn, wie wir früher gesehen haben, wegen des nach dem Sagittaldurchmesser sich zuspitzenden Schädeldaches beim Neger gesteigert ist, während die Gesichtshöhe bis zur Augenlinie sich mit der unsrigen annähernd gleich verhalten wird. Der Hals, welcher beim wolgewachsenen Manne denselben Enfacedurchmesser geben soll wie die Wade, übertrifft diese beim Neger oft, namentlich im kindlichen Alter, vielleicht wegen der frühzeitigen starken Ausbildung der Nackenmuskulatur, die durch das gewohnheitsmässige Tragen aller Lasten auf dem Kopfe bewirkt wird.

Das Verhältniss der Schulterbreite zur Entfernung der Brustwarzen ist nicht wie 2 : 1, sondern ist geringer. Die Schlüsselbeine prominiren zuweilen so stark, dass die ober- und unterhalb derselben sonst verstreichenden Flächen zu Gruben einsinken, und im Uebrigen fällt die Schulter nicht in gefälliger Neigung ab, sondern setzt sich fast winklig an den Hals an, wodurch eine mehr eckige Form zur Erscheinung kommt.

Die Breite des Brustkorbes ist im jugendlichen Alter eine sehr günstige, nimmt jedoch beim späteren Wachsthum nicht im gleichen Verhältniss zur Höhe zu; da der quere Beckendurchmesser gleichfalls gering ist, so kommt eben jene Schmalheit und Schlankheit des Negerkörpers zu Stande, die allgemein als Regel angenommen ist. Es scheint, als wenn in dieser Hinsicht die gleichen Bedingungen bei Mensch und Thier die gleichen Wirkungen ausübten; denn auch das Thier der Wildniss wird gegenüber dem gezähmten oder Hausthiere knappere Formen, sogar grössere Magerkeit zeigen, die Civilisation erst füllt die Gruben bis zur Erscheinung schöner Wellenlinien aus. Der Kampf um die Existenz hört auf, und mit der grösseren Sicherheit dürfen neben Sehnen und Muskeln auch Fettzellen in gefälliger Masse sich geltend machen.

Die geringe Breite der mittleren Körperpartie ist namentlich auffällig beim Weibe, so dass beide Geschlechter, wenn man etwa

hinter einem Trupp Neger hergeht, sich schwer von einander unterscheiden lassen. Dazu ist die Taille natürlich weniger ausgeprägt als bei uns, wo die Verjüngung des Körpers unterhalb des Brustkorbes oft durch wenig kleidsame Tracht bis zum Unschönen vergrössert wird. Dennoch giebt es auch unter den Negern, namentlich in den wolgepflegten, edlen Familien nicht selten Körper, die Alles, was wir im weitgehendsten Sinne unter „Figur“ verstehen, gleichfalls repräsentiren.

Oft, namentlich bei Kindern, dominirt das Gebiet, welches die Verdauungsorgane beherbergt, in ähnlicher Weise, wie dies bei anthropomorphen Affen beobachtet wird; die Erklärung dafür lässt sich vielleicht in der Menge und Art der einzuführenden Nahrungsmittel finden, da, wenn die bezüglichen Organe aus einer reicheren Hülle unverdaulicher Substanzen die zum Bestehen nöthige Menge wirklicher Nährstoffe herauszuarbeiten gezwungen sind, sie sich ihren vermehrten Functionen entsprechend vergrössern werden. Ihr Volumen muss sich dem eingeführten Quantum ebenso adaptiren, wie es dies bei civilisirten Nationen thut, bei denen schon durch die Art der Zubereitung ein Theil der eigenen Arbeit derselben ersetzt wird. Eine ähnliche am Brustbein beginnende und bis zum Rumpfende sich erstreckende hochgradige Convexität finden wir übrigens auch nicht selten bei Kindern der weissen Race, die frühzeitig stärkemehlhaltige Nahrung in Mengen aufnehmen mussten; und ich hebe hervor, dass sie bei den Negern durchaus nicht etwa zur Regel gehört, und dass ich das Vorkommen nur anführe, um rein objectiv alle Mängel beleuchtet zu haben.

Aus gleichem Grunde muss noch angeführt werden, dass Brüche am Nabel, durch welche dieser in der Grösse einer Wallnuss bis zu der eines Hühnereies hervorgetrieben wird, recht häufig zur Erscheinung kommen. Wer indessen in Europa Gelegenheit gehabt hat, lange in Kinderspitälern zu arbeiten, der weiss, dass das Uebel auch bei uns in frühen Jahren oft genug vorkommt und nur durch eine zweckmässige Behandlung wieder schwindet. Auch dort würde es ebenso schnell unter gleichen Bedingungen zur Heilung kommen, so dass man gewiss nicht daran denken darf, es der Race als ein ihr eigenthümliches Gebrechen zuzuschreiben. Das Heraustreten des Leibes kann übrigens auch noch durch die gewöhnlich recht ausgiebige Krümmung der Wirbelsäule erklärt werden. Auch bei uns ist, wie bekannt, eine leichte Krümmung normal, sie muss im obern Theile eine nach hinten, im unteren eine nach vorn gehende Covexität zeigen, und unser Schönheitssinn sagt uns sehr bald, ob der anmuthige Ausgleich in dem einen oder anderen Falle überschritten wird. Dies

ist beim Neger unzweifelhaft der Fall, wie wir uns bei den im Profil aufgenommenen Typen überzeugen konnten, und zwar namentlich wiederum beim Weibe; auch dies lässt sich leicht durch die Sitte erklären, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, da die frühe Belastung der elastischen Wirbelsäule, noch bevor eine hinreichende Widerstandsfähigkeit des verbindenden Bandapparates erreicht ist, die normalen Biegungen zu stärkeren Krümmungen veranlassen muss, und zwar bei dem an und für sich zarter gebauten Weibe, das dazu auch noch frühzeitiger Arbeit leistet, mehr als beim Manne. Bei der Ansicht der Profiltypen fällt weiterhin noch die wenig classische Rundung des Theiles auf, den wir an der Aphrodite Kallipygos bewundern; das Eckige und eigenthümlich Prominirende, das Fehlen gefälliger Uebergänge beim ausgebildeten Negerkörper überhaupt ist auch hier häufig sichtbar, indem jener sich gegen die Oberextremität in einem fast ausgeprägten Winkel ansetzt. Doch ist auch hier zu betonen, dass namentlich vom weiblichen Geschlechte nur Sclavinnen, also die am wenigsten günstig entwickelten Individuen, zum Vergleiche herangezogen werden können, nicht aber freie oder gar vornehme Negerinnen.

Im Ganzen entspricht die Fruchtbarkeit nicht der Ausbildung der Regenerationsorgane, die ich als Raceneigenthümlichkeit hinstellen möchte. Der mosaische Ritus wird, indem er sich wol aus den gleichen Zweckmässigkeitsgründen entwickelte, auch dort, aber zu einer andern Zeit geübt. Die Ceremonie führt die Betreffenden, meist wie bei uns die Einsegnung, in die Gesellschaft der Erwachsenen ein. Beim weiblichen Geschlechte existiren ähnliche Ceremonieen nicht.

Der Busen des Weibes, wegen dessen Form, wo auch immer von Negern gesprochen werden mag, stets gestritten wird, kann in nicht seltenen Fällen wirklich schön genannt werden, ohne dass er dann immer zugleich auch edel in unserm Sinne wäre; meist verräth die Brust schon bei der eben erwachsenen Jungfrau die Neigung zum Sinken, und bei der älteren Frau würde auch der wärmste Vertheidiger der Race nur selten etwas zu loben finden und würde zugeben müssen, dass bei den Negerinnen alle Reize überraschend schnell schwinden. Der Grund des baldigen Sinkens liegt wol hauptsächlich in der wenig breiten Basis, mit welcher die Drüse aufsitzt; da sie, was ihr an Fläche fehlt, durch Höhe auszugleichen sucht, so ist es natürlich, dass sie in der Lactationsperiode leicht dem Gesetz der Schwere folgt. Ob die feste Schnur, welche oft unter der Achselhöhle um den Brustkorb getragen wird, hierbei mit in Betracht

kommt, weil ein Theil der zuführenden Gefässe abgeschnitten und so die Ernährung beeinträchtigt wird, will ich nicht unbedingt bestreiten, halte es aber nicht für wahrscheinlich, da die Hauptarterien den anatomischen Verhältnissen entsprechend dadurch gar nicht berührt werden. Den Grund für das Umlegen jener Schnur zu finden, ist schwer, und eben deshalb herrschen darüber die allerverschiedensten Meinungen: Während die Einen meinen, dass dadurch die Brüste absichtlich heruntergebunden werden sollen, weil die hängende Form als ein Ehrenzeichen der Gattin und Mutter gelte, behaupten Andere und zwar, wie ich glaube, ebenso geistreich als durch Wahrscheinlichkeitsgründe überredend, dass man gerade umgekehrt durch dieselbe die nachgebende elastische Faser halten, dass man nicht herunterbinden, sondern hochziehen wolle und so gewissermassen die primitivste Form des Corsets anwende*). Gegen erstere Ansicht spricht, dass die Neger die Schönheit einer jugendlichen Büste wol zu würdigen verstehen und bei ihren allerdings wenig vollendeten Kunstgebilden stets nur solche zur Darstellung wählen; gegen die andere aber ihr natürlicher Verstand, den wir so oft anzuerkennen Gelegenheit hatten. Dieser würde eitele Frauen doch bald erkennen lassen, dass sie ihren Zweck ungleich leichter und sicherer erreichen, wenn sie ein Band unter den Brüsten als Stütze herumführten, so dass sie auf ihm ruhen, und es dann am Nacken zusammenknüpften; diese Idee wäre einfacher und viel natürlicher. Wenn daher die Anlegung der Schnur nicht blos aus der Gewohnheit, das Gewand über dem Busen durch Einschnüren und Unterstecken zu befestigen, hergeleitet werden kann, so wäre noch denkbar, dass sie geheimnissvolleren, in das Gebiet des Fetischismus gehörigen Zwecken ihren Ursprung verdankt. Die eingeborenen Aerzte pflegen bei den verschiedenartigsten Krankheiten einzelne Glieder wie Zehen, Oberarm, Wade, fest zu umschnüren. Ich bin mehrfach in die Lage gekommen, derartige Fesseln bei unseren Leuten lösen zu müssen, weil die darunter liegenden Theile durch Stauung des Blutes so angeschwollen waren, dass die heftigsten Schmerzen entstanden; deshalb wäre es bei der allgemein verbreiteten Unsitte und dem Glauben an ihren Heilwerth wol möglich, dass bei den nur Frauen eigenen Leiden die Umschnürung des Brustkorbes Platz gegriffen und Anklang gefunden hätte, bis sie fast zu einer Mode wurde wie bei uns die Zahnhalsbänder oder rothen Schnürchen bei Kindern.

Aus welchem Grunde nun aber auch immer die Brust zum Sinken

*) Pechuël-Loesche, Indiscretes aus Loango. Zeitschrift für Ethnologie. I. 1878.

gebracht werden mag, so geschieht dies doch in Loango nie in so ausgedehntem Masse, dass sie dem auf dem Rücken befindlichen Säugling über die Schulter hinweg gereicht werden könnte; im äussersten Falle vermöchte derselbe unter dem Arme sich hervorbiegend dazu zu gelangen, was jedoch auch nicht Sitte ist.

Eine sehr wichtige Frage bildet das Verhältniss der Extremitäten sowol zu einander als zum Rumpfe. Die darüber herrschenden Ansichten sind noch sehr verschieden und zum Theil einander geradezu widersprechend. Im Allgemeinen hat man sich dahin



Ndembo, ca. 14 Jahre alt. Knabe aus vornehmer Familie.

geeinigt, dass der Oberarm und Oberschenkel beim Neger kürzer als beim Europäer ist, Unterarm und Unterschenkel dagegen länger; ob aber dadurch das Verhältniss der ganzen Länge der Extremitäten zum Rumpf geändert wird, ist ungewiss. Der Abstand des Mittelfingers von der Kniescheibe bei soldatisch straffer Haltung ist ebenfalls häufig als ein wichtiges Unterscheidungsmoment von Racen betont worden; er sollte bei den Negern besonders gering sein, und Gould hatte bei seinen in grossartigstem Masstabe veranstalteten Messungen sogar mehrfach Individuen gefunden, bei denen die Finger-

spitzen den Rand der Kniescheibe überragten. Wir haben solche Fälle nie gesehen, und der sowol an Personen selbst als an photographischen Typen gefundene Abstand war immer recht ansehnlich, indem er zwischen 11 und 16 Cm. schwankte; um hier zu einem festen Resultate zu gelangen, werden wir weitere Beobachtungen sammeln müssen. Leichter ist es, über die Form im Ganzen sich zu äussern. Die Muskulatur ist oft, namentlich bei Fischern durch die Uebung beim Rudern, ganz ausserordentlich entwickelt, so dass sich Ursprung und Ansatz, so wie die Art der Wirkung einzelner Motoren



Tschimambu, ca. 20 Jahre alt. Frau aus vornehmer Familie.

und ganzer Gruppen deutlich verfolgen lassen. Sie sind also zweifellos wolgeformt, doch da die Fettpolster nirgends stark ausgebildet sind, natürlich schlank. Die Entwickelung der Wade ist nie so dürftig, als der überlieferte Negertypus vermuthen lässt. Der Unterschenkel fällt durchaus nicht unangenehm durch besondere Magerkeit auf, kann sogar beträchtliche Durchmesser aufweisen, mag aber im Grossen und Ganzen hinter dem europäischen zurückbleiben.

Hände und Füsse sind klein und zierlich, so dass bei Durchsicht der Typen ihre Form bedeutenden Künstlern stets sofort auffiel;

der als zum Negerbegriff gehörig angenommene Plattfuss wurde nicht oder doch nur in geringem Grade angetroffen, und man kann, wenn man bei Aushebungen in der Lage gewesen ist, Vergleiche anzustellen, ohne Uebertreibung behaupten, dass er bei uns unverhältnissmässig öfter vorkommt, und dass unsere Durchschnittsform weniger schön ist. Dies Resultat erklärt sich in sofern natürlich, als die Bänder, welche die Mittelfussknochen zusammenhalten, bei wilden Völkern ihre Elasticität und Straffheit vollkommen bewahren, während sie bei civilisirten sowol durch Mangel an Uebung als durch fehlerhafte Fussbekleidung geschädigt und erschlafft werden.

Die allgemeine Bedeckung des Körpers, die Haut, zeigt als Färbung niemals ein volles Schwarz, sondern wechselt in verschiedenen Schattirungen des Braun und hält sich am liebsten in dem warmen, dunkeln Tone von No. 1 und 2 unserer Farbentafel; No. 3 derselben ist ziemlich, No. 4 äusserst selten. No. 1, 2 und 3 entspricht genau den unter No. 3, 7 und 2 in dem Werke von Fritsch: „Die Eingeborenen Südafricas" gegebenen Varietäten der Hautfarbe.

Ob die Neger das lichtere Braun höher schätzen oder nicht, ob sie es im ersteren Falle thun, weil es ihnen schmeichelhaft ist, dem weissen Manne, dessen psychische Ueberlegenheit sie wenigstens sicher anerkennen, ähnlicher zu sein, darüber haben wir nicht zu einem einheitlichen Urtheil gelangen können; ich selbst glaube es deshalb, weil mir häufig bei der Ueberlieferung von sehr hellen Copien photographischer Aufnahmen an die Interessenten die innerliche Freude darüber zu Gesicht und der anerkennende Verwunderungsruf der Umstehenden „er sieht aus wie ein Weisser" zu Ohren gekommen ist.

Die Schattirung vermag übrigens innerhalb gewisser Grenzen zu wechseln: so ist sie nach dem Essen, bei grösserer Hitze, in der Bewegung und bei psychischen Affecten, also bei Verlegenheit oder Scham, d. h. überall da, wo das Blut in das oberflächliche Capillargefässnetz dringt, dunkler, im entgegengesetzten Falle heller. Ebenso wird sie in Krankheiten, wenn die Haut ihre glatte, glänzende Beschaffenheit verliert und welk zusammensinkt, schmutzig dunkler, weil das Pigment dann auf eine kleine Fläche zusammengedrängt erscheint. Die Schleimhäute haben, so weit sie dem Lichte ausgesetzt sind, nicht eine schön rosa, sondern durch geringe Pigmenteinlagerung mehr schmutzig graurothe Färbung, die sich auch an den Nägeln wegen des Durchschimmerns des Nagelbettes bemerklich macht. Ganz besonders interessant ist die Hautfarbe beim Neugeborenen und ihr Nachdunkeln in den ersten Wochen der Existenz. Es ist ja ziemlich bekannt, dass das Negerkind nicht in der Farbe

seiner Eltern zur Welt kommt und anfänglich leicht für einen Spross der weissen Race würde gehalten werden können; doch sind die Angaben über die Schattirung derselben durchaus nicht übereinstimmend: Pruner Bey beschreibt sie als röthlich, gemengt mit Nussbraun und fügt hinzu, dass sich die volle Färbung im Sudan schon mit dem ersten, in Unterägypten mit dem dritten Jahre einstelle; Camper nennt sie nur röthlich und lässt sich den Körper bereits bis zum sechsten Tage grösstentheils, allmählich aber völlig färben.

Begreiflicherweise war es mir von hohem Interesse, einen solchen Beweis für die Einwirkung des Sonnenlichts auf die Pigmentablagerung zu erhalten; doch dauerte es geraume Zeit, ehe ich mich von diesen Vorgängen überzeugen konnte, da die Sitte, Männern zu dem geheimnissvollen Schauplatze des Werdens den Zutritt zu wehren, auch den Weissen gegenüber streng aufrecht gehalten wird. Wenn man weiss, dass in schwereren Fällen selbst die der betreffenden angrenzenden Hütten geräumt, und die Kinder aus dem Dorfe fortgeschickt, dass die Männer und sogar der Vater des Kindes nicht vor Ablauf der ersten vierundzwanzig Stunden vorgelassen werden, so ist es begreiflich, dass ich überhaupt nur zwei Mal und dann nur bei Sclavinnen und in meiner Eigenschaft als Arzt Zutritt finden konnte. In diesen Fällen beobachtete ich dann am ganzen Körper ein in's Bräunliche spielendes, dunkles Roth, welches der Farbe unserer Neugeborenen täuschend ähnlich sah, doch war der Rücken um einen Schein dunkler und die prominirenden Theilchen, wie Ohrmuscheln, Brustwarzen, Nabel etc. zeigten vollständig dunkles Pigment; dagegen waren die Füsse, namentlich die Sohlen, welche auch beim Erwachsenen den unsrigen ähnlich sind, auffallend hell. Das Ungewohnte und wahrhaft Ueberraschende der Färbung eines solchen jungen Weltbürgers wird es entschuldigen, dass ich im ersten Falle die Mutter wirklich in Verdacht hatte, einem Mulatten das Leben gegeben zu haben, und mich nur allmählich mit zunehmender Dunkelung der Haut von der Grundlosigkeit meines Argwohnes überzeugte; denn nach sechs Wochen war der Säugling schon ein vollendeter Neger. Erwähnenswerth scheint, dass ich die Augen unmittelbar nach der Geburt nicht blau, wie sonst angegeben wird, sondern gleich von der später allgemeinen braunen Farbe gefunden habe.

Wenn wir nun zu den Eigenschaften der Haut beim Erwachsenen zurückgehen, so erscheint sie wegen der bedeutenden Dicke der Cutis dem zufühlenden Finger derb und sammetartig elastisch, zugleich aber im Freien auch kühl, da bei der steten Transpiration dauernd Verdunstungskälte erzeugt wird. Jene ist in der heissen

Zone noch bedeutsamer für die Gesundheit als bei uns, und ist so auffällig, dass ihr auch der Nichtarzt bald seine Aufmerksamkeit zuwendet: Ihm perlen dort dauernd minimale Schweisströpfchen auf der Hautoberfläche, und in dem Bewusstsein des allgemeinen Behagens, wenn sie vorhanden, und der beginnenden Krankheit, des Fiebers, wenn sie ausbleiben, freut er sich, den Handrücken gegen die Sonnenscheibe hebend oft daran, sie in ihrem Scheine glitzern zu lassen. Beim Neger müssen die Drüschen bereits für den richtigen Verbrauch eingerichtet sein, da man bei ihm in freier Luft und während der Ruhe eigentliche Schweissperlen nie bemerkt, anders natürlich bei der Arbeit oder im Schlaf unter Umhüllung, wenn der Luftströmung der ungehinderte Zutritt gesperrt ist.

Das Secret selbst ist meines Erachtens nach öliger als bei uns, was wol von der stärkeren Betheiligung der Talgdrüsen herkommt, die zur Erhaltung der Geschmeidigkeit und zum Ertragen aller schädlichen Einflüsse, namentlich auch der Sonnenstrahlen eine beträchtliche Arbeit zu leisten haben. Diesem hohen Procentsatz an Fetten schreibe ich die oft in der photographischen Aufnahme recht störenden Lichtreflexe zu, welche namentlich die Nase en face ganz anders als en profil erscheinen lassen. Ebenso fällt ihm das schlechte Renommé, in welchem der Negergeruch allgemein steht, allein zur Last. Natürlich ist es ja, dass die Fette sich bei längerem Verweilen auf der Haut leicht und wegen der hohen Temperatur schnell in ranzige Säuren umsetzen, die zweifellos glücklicherweise dem Neger ureigenthümlich sind und mit anderen nicht verwechselt werden können. So lässt es sich erklären, wenn Peschel von den widerlichen, stark ammoniakalischen, ranzigen, bockähnlichen Ausdünstungen spricht, die von den Luftströmungen über den Ocean getragen, in früheren Zeiten schon von Weitem die Annäherung eines Sclavenschiffes verkündigten. Unbedingt muss auch zugegeben werden, dass der Geruch des Negers ein so prägnanter ist, dass er, wenn greifbar oder definirbar, mit grösserem Recht als Racen-Unterscheidungsmerkmal aufgefasst werden könnte, denn irgend ein anderes. Der Neger riecht, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, wenn er sich vernachlässigt oder krank ist, sehr unangenehm und die länger von ihm gebrauchten Kleidungsstücke nicht minder; aber man darf ja nicht in den Irrthum verfallen zu glauben, dass er es unter allen Verhältnissen thue; der gesunde Neger, der immer ausserordentlich reinlich ist und den angenehmen Einfluss des Wassers sich im Allgemeinen besser zu Nutzen macht als der Europäer, riecht eben durchaus nicht, oder wenn es der Fall ist, so wird er, wie ähnliche Individuen bei

uns, für eine unleidliche Ausnahme gehalten, dessen Nähe auch seine Genossen thunlichst meiden.

Ich kann nicht genug davor warnen, das Vorurtheil über den Negergeruch, das eben aus jenen Transporten zusammengepferchter Massen oder aus dem Verkehr mit Sclaven, die für ihre Körperpflege zufällig wenig Sinn gehabt haben mögen, entstanden ist, auf den freien Eingeborenen überall hin übertragen zu wollen, und weise noch darauf hin, dass auch dem Europäer sein specifischer und wie man sich in Lazarethen, Casernen, Gefängnissen, aber auch schon bei einer schlecht situirten stark gesegneten Familie überzeugen kann, häufig recht unangenehmer Geruch nicht abgeht. Der Loangoneger lässt es zu einer Zersetzung der Hautsecrete nicht kommen und tummelt sich im See- oder Flusswasser, so oft er Gelegenheit dazu findet. Seine Reinlichkeit ist unter den Weissen der Küste allgemein anerkannt, sie geht so weit, dass er nach jeder Malzeit den Mund mit Wasser spült und die prächtigen Zahnreihen mit dem Zeigefinger von etwa anhaftenden Resten befreit, in einzelnen Fällen sogar ausgefaserte Hölzchen als Bürsten zu demselben Zwecke benutzt. In Gegenden, wo das Einsalben der Haut mit Palmöl und anderen Fetten mehr Sitte ist, oder ein ausgiebiger Gebrauch von färbenden Substanzen gemacht wird, mögen im Uebrigen bezüglich des Geruches andere Erfahrungen gesammelt werden, und ich kann deshalb nicht entfernt daran denken, die bestimmten Angaben einzelner anerkannter und mit Recht wegen ihrer Wahrheitsliebe hochgeschätzter Reisender in Zweifel ziehen zu wollen; aber ich halte mich für verpflichtet, ganz besonders hervorzuheben, was die sämmtlichen Mitglieder der Expedition einstimmig zugeben, dass der gesunde und freie Eingeborene der Loangoküste nicht widerlich riecht.

Man hat vielfach Gelegenheit, Narben in Menge zu beobachten, und darf sie nicht als Form einer Tätowirung ansehen; sie sind vielmehr die Folge der allgemein herrschenden Unsitte des Schröpfens, welches stets erhabene Narben zurücklässt. Das mag daher kommen, dass die starke, dicke Cutis vermöge ihrer reichlich eingestreuten, elastischen Fasern bei Einschnitten weit klafft und es leichter findet, die entstandenen Lücken durch neugebildetes Gewebe auszufüllen, als sich wieder linear zu vereinigen. Das Schröpfen wird in der Regel von den eingeborenen Aerzten vorgenommen, welche Ziegen-, Antilopen- oder auch kleine Büffelhörner, die vor dem Gebrauch in warmes Wasser gelegt werden, dazu benutzen. Beim Aufsetzen saugen sie am abgestutzten, oberen Ende die Luft aus und beissen dann mit den Zähnen ein ebenda angesetztes Stückchen Wachs zu-

sammen. Wenn die betreffende Hautstelle sich gehoben hat, werden mit irgend einem Messer beliebig viele Einschnitte darin gemacht und die Hörner wieder aufgesetzt. Die ganze Procedur ist ebenso einfach als wirksam.

Eine andere Sitte, die gleichfalls zu Verunstaltungen der Haut führt, ist das Ohrlochstechen, das bei beiden Geschlechtern geübt wird, um kleine Zierraten mannigfaltiger Art anzubringen. Man benutzt dazu Stacheln von Palmblättern oder getrocknete zugespitzte Längs-



[illegible], ca. 25 Jahre alt. [illegible]

streifen ihrer Rippen, die dann wol, um das Zusammenheilen zu verhindern, längere Zeit stecken bleiben und dabei einen solchen Reiz verursachen, dass leichte Entzündungen entstehen und zu Neubildungen führen können, die von Wallnuss- bis zu Kindskopfgrösse von den Ohrläppchen herabhängen; sie sind gutartig und haben sich nach vorgenommenen Operationen als Fettgeschwülste (Lipome) erwiesen. Unbekannt ist dagegen das Durchbohren der Nasenscheidewand, das von unseren eigenen, aus dem Süden nach Tschintschotscho übergeführten Leuten vielfach geübt wurde. Dem Loangoneger

erschien die Sitte, ein dort angebrachtes Stück Messingdraht sich arabeskenartig gebogen von dem dunkeln Hintergrunde der Oberlippe abheben zu lassen, ebenso eigenthümlich wie uns, und kein Einziger versuchte jemals sie nachzuahmen; in der That wird auch die Nase dadurch in keiner Weise verschönert.

Uebrigens ist das Ohr klein und von zierlicher Muschelform, nie abstehend, und bildet so eine wolthuende Raceneigenthümlichkeit, gerade wie auch das Auge sowol durch seine warme, braune Farbe,



Muinda, ca. 17 Jahre alt. Frau aus dem Volke.

als durch seine offene, grosse Rundung und den nicht selten mandelförmigen Schnitt angenehm berührt. Die Augenbrauen sind dicht und werden von kurzen, glatten, seltener gekräuselten Haaren gebildet, die Wimpern sind lang und voll, auch wie bei Europäern nach auf- und abwärts gebogen.

Anderwärts, also vor Allem auf dem Kopfe, zeigt der Loangoneger das bekannte schwarze, krause Wollhaar, das in vielen Fällen büschel- oder inselartig in einzelnen Gruppen geordnet wächst. Es wird kurz getragen und aus leicht verständlichen Gründen der Rein-

[illegible]

[illegible]

den Eingeborenen dies Factum künstlich mit nach unseren Begriffen verbrecherischen Mitteln erzielt werde, da mit der Zahl der Kinder die Arbeitskraft und somit der Reichthum der Familie erhöht wird, Kindersegen also die höchste Freude gewährt und als ein anzustrebendes Glück geschätzt wird.

Fassen wir zum Schluss, nachdem wir den Körper des Loangonegers in seinen einzelnen Theilen zu schildern versuchten, noch einmal seine ganze Erscheinung in's Auge, so ist das Urtheil, dass es sich bei ihm um einen als Neger schönen, kräftigen, wolgebauten Stamm handelt, gewiss gerechtfertigt. Der Europäer wird in seiner Heimat ihm niemals die eingesunkene Nase, die vorstehenden Backenknochen, die vollen, aufgeworfenen, doch selten wulstigen Lippen verzeihen und den Neger nie als Neger, sondern immer nur im Vergleich zu seiner Person und den ihm geläufigen, classischen Schönheitsidealen beurtheilen; befindet er sich aber längere Zeit mitten unter ihnen, so bewirkt die für die Umgebung vortheilhafte dunkle Schattirung der Haut und die anmuthende Leichtigkeit der durch kein Uebermass der Kleidung beengten Bewegung, die elastische Frische der Jugend, die natürliche Naivität des reiferen Alters, dass er der Race als solcher Gerechtigkeit widerfahren lässt und sie nicht mehr nur von Reflexlichtern seiner eigenen, so edel gedachten Form beleuchtet sieht, wie dies hier, um sie einem grösseren Kreise vorzuführen, nöthig war. Es liegt in ihrem Wesen, ihrem Charakter, ihrer Verkehrs- und Ausdrucksweise etwas Urwüchsiges, Natürliches, das uns nothwendig mit ihnen befreundet. Ihnen gram sein oder sie gar hassen können wir nur dann, wenn wir aufhören eine ruhige Objectivität zu bewahren und sie für alles das verantwortlich machen wollen, was uns in ihrem Lande nicht so glückte als wir gehofft hatten. —

Wie die Gefahren, mit denen die Phantasie der Zurückbleibenden den Reisenden auf all seinen Wegen umgiebt, schwinden, je näher er ihnen tritt, so schwinden auch mehr und mehr seine Vorurtheile, um einer objectiven Kritik Platz zu machen, und es ist ebenso natürlich als erfreulich, dass gerade die gewichtigsten Stimmen, welche durch eigene Anschauung zur Beurtheilung des Negers berufen sind, sich für denselben erheben. So sagt Bastian in seinem Werke „Die Deutsche Expedition an der Loangoküste“: Ueberhaupt wird mir gewiss jeder praktische Kenner Africas beistimmen, dass man den eigentlichen Negertypus, wie er in den ethnologischen Werken als charakteristisch beschrieben wird, äusserst selten antrifft. Robert Hartmann aber tritt in seiner drastischen, kräftigen Ausdrucksweise

noch lebendiger für seine und unsere Ueberzeugung ein, indem er (Nigritier, p. 484) schreibt: Jedenfalls findet man bei den Nigritiern von Niederguinea nicht jene in den Büchern der Stubenethnologen untergeordneter Gattung figurirenden scheusslichen Stereotypfiguren der „echten Congoneger". Wenn nun einige gereiste und berühmte Ethnologen, wie Nott und Gliddon, Hamilton Smith, R. Burton und Wood uns ganz unmögliche Negerfratzen vorführen, so kann man derartige leichtsinnige Uebertreibungen, derartige frivole Speculationen auf die Unwissenheit und Urtheilslosigkeit des Publicums nur bitter tadeln. Noch schärfer zu tadeln ist es freilich, wenn Gelehrte derartige Fratzen mit Selbstgefälligkeit für ihre Exercitien in anthropomorphistischer Geheimwissenschaft auszubeuten suchen.



Sclavin mit Kind.



Lianenstudie.

CAPITEL III.

Stationslage im Jahre 1874. — Ankunft des Botanikers Herrn Soyaux. — Beschäftigung. — Anlage insectologischer Entwickelungstafeln und Apparate. — Bau eines Vogel- und Affenhauses behufs der Beobachtung lebender Thiere. — Erkenntniss ihres geringen Nutzens. — Taubenjagd. — Reise nach dem Congo zum Zweck photographischer Aufnahmen. — Praktische Winke in dieser Richtung.

Das Jahr 1874 war angebrochen und hatte uns am 24. Januar ein neues Expeditionsmitglied, den Botaniker Herrn Soyaux, und im März endlich auch die neue Ausrüstung mit dem holländischen Dampfer „Normandy“ gebracht; beide wurden mit gleich grosser Freude begrüsst. Ersterer nicht nur, weil die Vermehrung unseres geselligen Kreises und der Anregung nach einem bisher nicht vertretenen Gebiete uns angenehm berühren musste, sondern auch weil wir in ihm eine in jeder Weise tüchtig veranlagte Kraft erkannten, die der Expedition zum Vortheil und zur Ehre gereichen konnte; letztere, weil mit ihr, nachdem zwei Ausrüstungen kurz nach einander in der „Nigretia“ und „Liberia“ ein Raub der Wellen geworden waren,

der Unstern, welcher bisher über dem Unternehmen geschienen hatte, unterzugehen und ein hoffnungsreicher Morgen aufzudämmern schien. Beiden war es nicht vergönnt, den Erwartungen in dem gehegten Masse zu entsprechen, zu deren Erfüllung sie so geeignet schienen: dem Herrn Soyaux wurde uns nach Jahresfrist, am 1[illegible]. Januar 1875, bereits wieder genommen, um zur Südexpedition zu stossen, traf aber, nachdem er erkrankt hatte zurückbleiben müssen, am 3. October in fast hoffnungslosem Zustande wieder bei uns ein. Weshalb die neue Ausrüstung unsere Hoffnungen nicht erfüllte, wird in dem weiteren Verlaufe der Darstellung klar gelegt werden.

Unterdessen entwickelte sich die Thätigkeit auf der Station in erfreulicher Weise nach zwei Richtungen, indem einmal alle Vorbereitungen für die unmittelbar nach der Regenzeit anberaumte Abreise Dr. Güssfeldt's und Lindner's getroffen wurden, und zweitens, indem wir uns bemühten, die naturwissenschaftlichen Zwecke der Station so viel wie möglich zu erreichen.

Das Entsenden bestimmter Vertreter für die einzelnen Fächer, die Nachricht, dass wir noch Mehrere erwarten sollten, die sich eventuell nur ein oder zwei Jahre zu wissenschaftlicher Forschung auf der Station aufhalten würden, um dann von Anderen abgelöst zu werden, bewies zur Evidenz die Absicht der Africanischen Gesellschaft, die Station für einen langen Zeitraum von Jahren bestehen zu lassen und von ihren Bewohnern nicht ein oberflächliches Zusammenraffen von Material, sondern ein eingehendes Studium in den bezüglichen Zweigen zu verlangen. Dieser Auffassung entsprechend wurde die Thätigkeit in eine Bahn geleitet, die nicht auf augenblickliche, durch Menge blendende Resultate, sondern auf Lösung wissenschaftlicher Aufgaben zielte, die nur auf einer Station, nicht aber dem immer nur weiter eilenden Wanderer möglich wird.

So entstanden die jahrelang fortgesetzten meteorologischen Beobachtungen, so wurde der linguistische Schatz gesammelt; in diesem Sinne suchte Herr Soyaux die Bildungsgesetze und Lebenserscheinungen, sowie die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Pflanzenformen kennen zu lernen und durch Zeichnungen klar zu machen; in diesem Sinne richtete ich mein Hauptaugenmerk auf die Entwickelung der Insecten und legte Tafeln an, welche die aufeinander folgenden Stufen der Verwandlung mit Angabe über Zeit und Ort des Vorkommens enthielten.

Niemand wird bestreiten können, dass der eingeschlagene Weg der richtige war, und doch ist es verständlich, dass er bei den Schwierigkeiten, die sich der geographischen Forschung entgegen-

thürmten, in der Heimat der Lage der Verhältnisse nicht entsprechend gefunden wurde: Dort brauchte man eben gerade Massensendungen, um in den Augen des Publicums durch umfangreiche Erfolge auf allen anderen Gebieten aufwiegen zu können, was dem örtlichen Vordringen an glücklichen Resultaten mangelte. Dort musste man die öffentliche Meinung beruhigen, bis durch eine ansehnliche Zahl zurückgelegter Meilen den herrschenden Vorurtheilen über Expeditionszwecke Genüge geschehen konnte; bei der langen Zeit, welche brieflicher Verkehr von der Küste mit Europa erfordert, war es mir jedoch erst nach Monaten möglich, die Sachlage zu erkennen, besonders da mir auf die eingeschickten Tafeln und die Anfrage, ob in dieser Weise fortgefahren werden solle, kein Bescheid wurde. Weil ich seit meiner Rückkehr vielfach von Mitgliedern der Universität erfahren habe, einen wie hohen Werth man dort auf die Fortführung jener Tafeln gelegt haben würde, so will ich für spätere Reisende das von mir eingeschlagene Verfahren anführen.

Die Raupen und Puppen werden in Wasserfarben unter Beifügung des Datums, Ortes des Vorkommens, der Verwandlung und wenn möglich der Nährpflanzen dargestellt, was auch dem sonst Ungeübten nicht schwer fällt. Ist der Schmetterling ausgekommen und flugreif, d. h. haben seine Flügel die gehörige Glätte und Festigkeit, so werden dieselben nach Tödtung des Thieres mittelst einer in Cyankalilösung getauchten Nadel an einer Seite vom Körper losgetrennt; nun wird ein dünnes, glattes Papier mit weissem, festem Wachs so lange gerieben, bis sich eine gleichmässig vertheilte Schicht darauf erkennen lässt; dann werden nach Faltung des Papiers die Flügel so zwischen die wachsenen Flächen gebracht, dass die Wurzel an der Falte und der Unter- zum Oberflügel wie zum Fluge ausgebreitet liegt. Nach behutsamem Andrücken wird das gefaltete Papier zwischen zwei Cartonblätter geschoben und zuerst auf der Ober-, dann auf der Unterseite mit einem glatten Gegenstande so lange gerieben, bis sämmtliche Schuppen der Flügel auf dem Wachs haften, und jene glashell herausgenommen werden können. Wenn nun in der Mitte des Abdrucks der Kopf mit den Fühlern, Brust und Bauch farbig eingezeichnet werden, so hat man ein täuschendes Bild des lebenden Schmetterlings vor sich, mit dem Vortheil für das Studium, dass sich gleich auf der einen Seite die Ober- auf der andern die Unteransicht bietet. Da sich die Schuppen leicht verwischen, überzog ich die fertigen Exemplare mit Collodium und klebte sie dann ausgeschnitten dem Raum und der Zusammengehörigkeit mit den früheren Stufen entsprechend auf Cartonpapier; dadurch entstehen Tafeln, die

[illegible]

[illegible]

[illegible]

bauten, deren Inhalt an Larven den Insectenfressern eine willkommene Nahrung wäre, ist die Umgegend bald gesäubert. Dann fehlt es aber bei den mannigfachen Beschäftigungen an Zeit zum Beobachten, und das so gesammelte geringe Material ist vielleicht interessant für den Reisenden, ohne dabei zugleich neu zu sein. Zum nutzbringenden, erfolgreichen Beobachten der Thierwelt gehört unbedingt ein eingehendes Verständniss ihres Lebens; es wäre also zwar ein Brehm nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, in dieser Richtung Schätze zu häufen; Andere aber, denen ähnliche Anlagen fehlen und noch vielfache andere Arbeiten obliegen, dürften damit nichts Nennenswerthes leisten.

Es war ohne Zweifel interessant zu sehen, wie ein Nashornvogel mit seinem unförmlichen Schnabel einen prächtigen, arglos neben ihm pickenden Blutfinken packte und verzehrte, wie sich dagegen die angolensischen Adler vorwiegend von Oelnüssen nährten, es war interessant, wenn die fruchtfressenden Coliiden mit dem rattenähnlichen Felle, den langen Schwanzfedern und den corallenrothen Füssen sich wie Fledermäuse an die Käfigwände klammerten, so dicht aneinander geschart, dass auch die Todten gehalten wurden und nicht herabfallen konnten: aber wurde damit Neues gegeben, wurde dadurch die aufgewendete Mühe im Entferntesten gedeckt?

Schliesslich können durch das Halten lebender Thiere, namentlich der Reptilien, recht unangenehme Situationen entstehen, wie wir sie gleichfalls erlebten: Wir bewahrten in einer mit Latten scheinbar sicher verschlossenen Kiste zwei Riesenschlangen (Python Sebae) und eine Rhinocerosschlange (Vipera rhinoceros), die giftigste Art der Gegend, als eines Abends der Dolmetscher mit ängstlichen Mienen zu uns hereintrat und meldete, dass eine grosse Schlange sich, während er mit der Familie plaudernd in der Hütte am Feuer gesessen, langsam an ihm vorübergewunden habe und unter seinem Lager verschwunden sei. Wirklich war es eine der Pythonen, welche ihren Leib durch die Latten ihres Behälters zu zwängen vermocht hatte und nun zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther nebst den beiden anderen geopfert werden musste.

Ein anderes Mal hatte sich eine sieben Fuss lange Warneidechse (Monitor saurus) aus ihrem Behälter frei gemacht und schlug mit dem seitlich platt gedrückten Schwanze im Sammelhause Gläser und Bleche mit ihrem Inhalt, Skelete, Thierbehälter und Häute von ihren Stand- und Aufhängeorten herunter, so dass sie eine grenzenlose Verwirrung anrichtete, bis es schliesslich gelang, sie durch eine um den Hals geworfene Schlinge fest und unschädlich zu machen.

Man wird also gut thun, die Idee, Thiere zum Zweck wissenschaftlicher Beobachtung zu halten, von vorn herein aufzugeben; etwas ganz Anderes ist es jedoch, wenn man Affen oder Papageien zum Vergnügen, zur Zerstreuung anschafft: denn Alles, was zur Erfrischung und Erheiterung des Geistes in den Tropen beiträgt, verdient als nicht zu unterschätzendes Moment zur Erhaltung der Gesundheit und zum rüstigen Gedeihen der Arbeit betrachtet zu werden. Wir alle werden den Chimpansen, die öfter als Honorar für glücklich verlaufene Curen geliefert wurden, trotz ihrer Faulheit und Unliebenswürdigkeit, noch mehr aber den neckischen, intelligenten Meerkatzen, den drolligen, einschmeichelnden Pavianen, dem zum Hausthier gewordenen Schakal (Canis adustus) und den polyglotten Graupapageien stets dankbar für die heiteren Scenen bleiben, durch welche sie so oft den Druck von schweren, trüben Stunden nahmen. Aus gleichem Grunde wurde auch die kleine Jagd nicht ausschliesslich für Sammelzwecke geübt, sondern auch zum Vergnügen und um Fleisch für den Tisch zu schaffen; der ebenso lohnende wie angenehme Anstand auf die Scharen von Papageitauben (Treron calva) gehört gewiss zu unseren liebsten Erinnerungen aus Africa. In der Regenzeit zogen nämlich allmorgendlich zwischen sieben und neun Uhr hinter der Station Flüge von circa dreissig bis zu mehreren Hunderten dieser prächtig hellgrünen Taube, die durch eine dunkelrothe Nasenhaut, vergissmeinnichtblaue Augen und hellgelbe Füsse noch besonders ausgezeichnet ist, in Zwischenräumen von fünf Minuten bis zu einer Viertelstunde von Norden nach Süden vorüber, ohne dass es jemals gelang, zu erfahren ob sie Abends wieder zurückkehrten; indessen musste dies doch wol, auf einem andern Wege, geschehen, denn die Flüge schwärmten bald regelmässig in der Nähe unseres Standortes auseinander, offenbar weil ihnen die Schüsse in Erinnerung geblieben waren. Uebrigens muss man bei dem schnellen Fluge dieser Vögel ein sicheres Auge und eine schnelle Hand haben, um bei bewachsenem Terrain den Moment nicht zu versäumen, in dem sie pfeilgeschwind über den Jäger wegschwirren. Die Zeit des Wartens wurde hier nimmer lang, da die Umgebung reichlichen Stoff zur Unterhaltung bot: Bald zogen in sicherer Entfernung grosse, weisse Reiher zum Sumpfe, bald Graupapageien, paarweise pfeifend und plaudernd in die Ferne; auch kleine Sperlingspapageien (Agapornis pullaria) liessen sich ein paar Mal in unserer für sie verderblichen Nähe nieder, oder schwarzweisse Adler (Gypohierax angolensis) hielten auf hohen, abgestorbenen Stämmen Wacht, ob ihnen nicht angeschossene Exemplare mühelos zum Opfer fallen könnten; dabei arbeiteten die zahl-

reichen Webervögel an ihrem künstlichen Nestbau, ohne sich durch die abgegebenen Schüsse besonders stören zu lassen.

Während so Alles im Hause einen erfreulichen Fortgang nahm, und sich die Verwaltung in geordneter Weise und mehr von selbst abwickelte, rückte der Zeitpunct näher heran, an dem ich, mit den Küstenverhältnissen ziemlich vertraut, meinen ersten Ausflug zu photographischen Aufnahmen und Sammelzwecken unternehmen sollte; denn meine Designirung zum Stationsvorsteher schloss von vorn herein Forschungsreisen im eigentlichen Sinne aus, weil mit Recht angenommen war, dass das auf breiter Basis angelegte Unternehmen vorläufig auch in relativ engen Grenzen reichlich Stoff zur Arbeit in den von mir vertretenen Zweigen geben würde. Mein Reiseziel war diesmal der Congo, die Dauer meiner Abwesenheit auf etwa sechs Wochen veranschlagt, da ich später wieder auf der Station nöthig sein mochte, um im günstigen Falle der nach dem Norden aufgebrochenen Expedition Nachsendungen zuführen lassen zu können.

Nachdem alle Vorbereitungen mit grösster Sorgfalt getroffen waren, sagte ich den Gefährten voll Hoffnung und Erwartung am 17. Juni Lebewol und entschwand, von den Negern im Laufschritt zum Strande hinabgetragen, bald ihren Augen. Da man nur zur Zeit der Ebbe reisen kann, wenn der freigelegte, feuchte, ebene Sandboden ein schnelles Fortkommen gestattet, war es bereits Mittag geworden, ehe ich aufbrechen konnte, und die Sonne brannte empfindlich auf die vom salzigen Nass der zerstäubenden Brandung befeuchtete Haut. Die kühlende Seebrise liess mich indessen mit Behagen auf den in runden Ballen über den weissen Sand getriebenen Schaum, auf die von den überstürzenden Wogen immer wieder zurückgeworfenen Canoes der sich vergeblich abmühenden Fischer und auf die neben mir herlaufenden Leute blicken, welche in ausgelassener Fröhlichkeit bald singend, bald jauchzend den Weg zurücklegten. Am Tschiloangoflusse verliess ich den Strand und bestieg das Canoe, das mich nach der einige Stunden stromaufwärts gelegenen Factorei Insono führen sollte.

Geräuschlos und gleichmässig tauchten die von kräftigen Armen geführten zwölf Ruder in's Wasser und brachten mich bei der durch die einsetzende Flut verursachten Rückstauung des Flusses schnell vorwärts. Mein altes Glück schien sich mir als treuer Begleiter für die Reise gesellen zu wollen; traf doch die erste Kugel ein junges 1,57 M. langes Krokodil (Crocodilus vulgaris), das sich am Ufer sonnte, während im weiteren Verlaufe der Fahrt eine ungewöhnlich grosse Meerkatze (Cercopithecus cephus), von den Portugiesen gemein-

hin „Macaco" genannt, vier Adler und ein Wasserhuhn (Porphyrio Alleni) zur unbeschreiblichen Freude der Neger erbeutet wurden. Am nächsten Tage setzte ich die Reise durch hohe, schilfartige Campinengräser, in denen Träger und Lasten unsichtbar wurden, durch niedrig bewachsene Flächen oder dichten Urwald bis Futila fort, während mich weiterhin der Weg bald am Strande entlang, bald durch mehr landeinwärts liegende Dörfer über Kabinda, Vista, Muanda führte und mich nach den durch die photographischen Aufnahmen bedingten Aufenthalten an diesen Orten endlich den Haupthandelsplatz Banana an der Congomündung erreichen liess.

Dieses Reisen an der Küste hat etwas eigenthümlich Romantisches; wo auch immer das Haus eines Europäers steht, weiss man sich eingeladen. Der durch die palmengedeckten Dächer luftiger Küchen dringende Rauch ladet jeden Vorüberziehenden gastlich zur Einkehr; kaum fragt der Wirth nach Namen und Herkunft, sich ganz dem Vergnügen hingebend, das die unverhoffte Unterhaltung ihm bietet. Allerdings ist jetzt die Gastfreundschaft schon etwas misstrauischer als zur Zeit des Sclavenhandels, wo sie wegen der mühelos erworbenen Reichthümer in solcher Weise ausgedehnt war, dass kaum Jemand Gefallen an einem selbst kostbaren Gegenstande äussern durfte, ohne sich sofort in Besitz desselben gesetzt zu sehen. Bei dem wenig lucrativen Handel mit Landesproducten hat die Freude am Schenken freilich bedeutend nachgelassen, und wegen einzelner herumvagabundirender, gänzlich verarmter Händler haben sich andere vor Brandschatzungen durch weithin sichtbare Tafeln mit der Inschrift „Taugenichtse werden nicht aufgenommen" zu schützen gesucht; aber die Liebenswürdigkeit, mit der namentlich Portugiesen fremde Gäste zu bewirthen verstehen, ist noch immer unvergleichlich.

Mit welchen Gefühlen musterte ich nun von der schmalen Landzunge, auf welcher die holländische, englische und französische Factorei Bananas liegt, das ungeheure Mündungsgebiet des Congo, dessen anderes bei Shark Point vorspringendes Ufer ich kaum mit den Augen zu erreichen vermochte! Auf der einen Seite der Ocean, seine Wogen in weithin sichtbaren, langen, parallelen Streifen heranrollend, auf der anderen der ruhige Hafen des Flusses, der in ewigem Kampfe mit der widerstrebenden Salzflut sich vor mir den Eintritt in diese erzwang. Da der Wunsch, den ferneren Flusslauf kennen zu lernen, erst in mehreren Tagen erfüllt werden konnte, musste ich mich vorläufig damit begnügen, den Banana Creek bis nach Tschimposa zu befahren und später dem „Könige" Antonio auf dem Südufer meine Aufwartung zu machen. Als ich mich zu ersterem Zwecke auf einen

kleinen holländischen Flussdampfer begab, befand sich der Capitain in nicht geringer Aufregung, da ihm über den seit zwei Jahren nicht befahrenen Creek jede Notiz bezüglich des Fahrwassers fehlte.

Unsere Richtung war zuerst Nordost, dann mit geringen Schwankungen Ost. Am linken Ufer begleitete uns bis zum Ziel Mangrovegebüsch, durch dessen Wurzelflechtwerk weithin das während der Flutstauung übergetretene Wasser blinkte; am rechten war festerer Grund, und von Zeit zu Zeit fielen die Ausläufer der Hügelketten steilab zum Wasser, während in den zwischenliegenden Thälern zahlreiche Dörfer erschienen, die auf dichte Bevölkerung schliessen liessen. Nach einer halbstündigen Fahrt theilte sich der Creek durch eine grosse Insel in zwei Arme, von denen jeder etwa die Hälfte der bisherigen Wasserbreite hatte. Aufmerksam, aber vergebens musterte ich das Gebüsch nach Vertretern der erwarteten reichen Thierwelt; das ungewöhnliche Stampfen der Maschine musste alles Lebende verscheucht haben. In der weiteren Fahrt machte der Wasserlauf eine so plötzliche nördliche Wendung, dass wir Gefahr liefen, auf den Sand zu rennen, jedoch nur die Flaggenstange durch die das Verdeck fegenden starken Zweige einbüssten und glücklich die Flussmitte wieder erreichten. Langsamer vorgehend, passirten wir eine neue Biegung besser und kamen, nunmehr dauernd nordöstliche Richtung haltend, nach im Ganzen zweistündiger Fahrt wolbehalten in Tschimposa an. Hier lebte seit Jahren ein Weisser als Vertreter des holländischen Hauses; beneidenswerth konnte sein Loos wahrlich auf diesem vorgeschobenen Posten nicht genannt werden. An allen solchen Orten füllt der Eintausch von Landesproducten für europäische Waaren nur einen geringen Theil des Tages aus, während die übrige Zeit in Unterhaltung mit dem Negerpersonal und mit Nichtsthun verbracht wird: So verlernt der Händler dort mehr oder weniger schnell, Vergnügen an der Arbeit zu finden, und sucht den Beweis zu führen, mit wie wenig körperlicher und geistiger Anstrengung der Mensch auskommen kann. Der Besuch von Europäern weckt wol vorübergehend den schlummernden Funken und macht Wünsche nach menschenwürdigerer Existenz rege, bald aber machen die erschlaffenden Eigenschaften des Landes ihren Einfluss geltend, namentlich wenn, wie so häufig, noch quälende Hautkrankheiten die Energie herabsetzen.

Die Ansiedlung lag auf einer Anhöhe, von der man rings die echt africanische Landschaft überblicken konnte. Jenseits des Creeks erstreckte sich, so weit das Auge blickte, eine mit Mangrove und Papyrus bedeckte Sumpfniederung, in welcher hier und da laufende

Wasseradern ein Gefässnetz bildeten; diesseits hatte unten das bei der Ebbe zurückgetretene Wasser ein weites, schwarzes Schlammfeld aufgedeckt, aus dem modernde Baumstumpfe hervorragten und verderbliche Dünste in die Höhe stiegen. Im Uebrigen zeigten sich allenthalben der Affenbrotbaum (Adansonia digitata) und der Wollbaum (Eriodendron anfractuosum), welche, verbunden mit den in Gruppen stehenden Oelpalmen, der Gegend den typischen Charakter aufdrückten. — Zahlreich fanden sich bald die Bewohner der nahe liegenden Dörfer ein und hatten sich wol zur Feier des Tages mehr, als ich es in Tschintschotscho zu sehen gewohnt war, mit dem berühmten Cosmeticum Tukula theils das ganze Gesicht roth bemalt, theils auf Stirn und Wangen einzelne runde Fleckchen angebracht. Ein niedliches, fast europäischen Ausdruck zeigendes Mädchen mit fein geschnittenem Munde war sich scheinbar ihrer dadurch noch mehr gehobenen Vorzüge wol bewusst und rauchte aus einer gehöhlten fusslangen Frucht des Affenbrotbaumes das beliebte Liamba oder Hanfblätter, nach jedem Zuge des narkotisch reizenden Dampfes kurz und stossweise hustend. Dass der Hanf ein sehr geschätztes Genussmittel ist, sieht man an den mit grosser Sorgfalt neben den Hütten gezogenen und durch Gitterwerk geschützten Pflanzen; doch scheinen sie schlecht fortzukommen, so dass die Unsitte keine grossen Dimensionen annehmen konnte. Von Europäern wurde mir berichtet, dass Neger, die sich dem Narcoticum ergeben, anfangs oft wie von Furien getrieben im Walde umherlaufen, bei übermässigem Gebrauche aber später regelmässig dem Stumpfsinne verfallen.

Ehe wir am nächsten Morgen zurückkehrten, hatten wir noch das Vergnügen, sich die Mächtigen der Gegend, also die kleinen Dorfherrscher, zu einem Palaver versammeln zu sehen, durch welches sie einen Streit mit den Weissen beilegen wollten. Wie alle derartigen Komödien endigte auch diese damit, dass der Händler, um seine Gäste los zu werden, eine gewisse Quantität an Zeugen und Rum bezahlte. Dann bestiegen wir den Dampfer, um bald darauf in Banana liebenswürdig wie immer empfangen zu werden.

Die Fahrt nach St. Antonio am Raphael Creek, der mir damals von den Negern als Fluss Makonde angegeben wurde, unternahm der Hauptagent des holländischen Hauses namentlich, um den dortigen „König“ Antonio zur Verantwortung zu ziehen wegen eines in der Diegosbai unternommenen Angriffs auf eine ihm gehörige Barke, deren Besatzung nach Verwundung mehrerer ihrer Leute sich unter Zurücklassung des Ankers nur mit Mühe hatte retten können; für mich handelte es sich hauptsächlich darum, eine Kirchenruine aus

dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts photographisch aufzunehmen, von der viel gesprochen wurde, und die sich auf dem Gebiet des genannten Häuptlings befinden sollte.

Nachdem der Dampfer uns über den Congo gesetzt, mussten wir in einem recht schmalen, unbequemen, wenig wasserdichten Canoe den Makonde noch etwa eine Stunde weit in südlicher Richtung befahren, bis wir die Residenz Kischischi erreichten, und noch eine halbe Stunde warten, ehe der unvorbereitete Herrscher sich seiner Würde entsprechend zum Empfange gerüstet hatte; wir fanden ihn dann auf einer Anhöhe vor seiner Hütte auf einem geschweiften Holzsessel sitzend. Die aus Papyrusschäften bestehende Wand der Umfriedigung hinter ihm war mit bunten, dünnen Stoffen behängt, ein an ihr befestigter fleckiger, schadhafter Schirm stellte den Baldachin vor; in der Hand hielt er als Scepter ein schwarzes, hölzernes Crucifix mit Messingverzierungen; den Körper schmückte ein von der Brust bis zu den Knöcheln reichendes Tuch, den Kopf eine rothe Mütze, über welcher ein Strohhut getragen wurde; zu seiner Rechten knieten oder hockten die Männer des Dorfes, links, mehr abseits, eine Anzahl Weiber; vor ihm stand eine mit weissem Zeuge überdeckte Kiste, die uns zum Niedersitzen dienen sollte.

Als Einleitung zu den Unterhandlungen wurde ihm ein etwa 6 M. langes Stück Zeug und eine Flasche Genèvre überreicht, worauf er mit wichtiger Miene ein mehrfach eingewickeltes Papier hervorzog, das sich als Friedenstractat zwischen der Königin von England und dem „Könige" Antonio aus dem Jahre 1865 erwies; der Commandant des seit vielen Jahren an der Westküste bekannten englischen Kriegsschiffes „Rattle Snake" hatte ihn abgeschlossen und darin das Aufhören des Sclavenhandels dem Antonio zur Hauptbedingung gemacht, wogegen ihm der Besitz seines Landes gewährleistet wurde.

Die eigentlichen Verhandlungen wegen der Barke wickelten sich schnell ab, da Antonio sich unwissend stellte und Untersuchung versprach, so dass wir mit den bereitwillig gestellten Trägern für die Hängematten und den Apparat ohne weiteres Zögern nach Santa Cruz aufbrechen konnten, wo sich die Ruinen befinden sollten. Trotz der Versicherung, dass sie ganz in der Nähe wären, und die Leute sich im schnellsten Tempo vielfach abwechselten, erreichten wir den Ort erst nach fünf Viertelstunden, als die Sonne schon bedenklich tief für erfolgreiche Aufnahmen stand.

Die Ruinen der ehemaligen kleinen Capelle bestanden aus wenigen Lehmwänden und Pfeilern; daneben hieng an einem Galgen die kleine Glocke, welche die Jahreszahl 1700 trug. Doch hatte man für

die noch vorhandenen Reliquien eine neue Hütte eingerichtet, die nur unter bestimmten, an den alten Ritus erinnernden Ceremonien betreten werden durfte. Jeder Ankömmling kniete nieder und verblieb lautlos, seine Stimme zum Flüstern dämpfend, in dieser Stellung. Trat aber ein halbwüchsiger Bursche herein, der im Staunen über die selten gezeigten Heiligthümer das Knieen vergass, so wurde ihm die Sitte nachdrücklich mit stets unmittelbarem Erfolge klar gemacht. Auf einer altarähnlichen Erhöhung stand ein Crucifix mit dem Erlöser, zu beiden Seiten die lebensgrosse Figur der Jungfrau und des heiligen Antonio; davor fanden sich verschiedene Leuchter, ein Weihrauchkessel und eine kleine Jungfrau mit dem Kinde; darüber hieng ein den Himmel darstellendes blaues Tuch. Auch Bücher wurden gebracht und vor dem Altar ausgebreitet, zeigten sich aber von Würmern und der Zeit so angegriffen, dass sie nicht mehr geöffnet werden konnten. Vom Christenthume selbst blieben nur diese dunklen, äusserlichen Erinnerungen, doch haben die in Landana stationirten französischen Missionare die Absicht, die erlöschende Flamme zu schüren und eine Filiale in Santa Cruz zu errichten.

Die Erlaubniss zur Aufnahme der Kirche wurde erst dann bereitwillig ertheilt, als ein Holländer einigen Leuten geheimnissvoll verkündet hatte, dass ich mit meinem Apparate Regen machen könne; und als nach wenigen Tagen am 9. Juli zu ungewöhnlicher Zeit wirklich ein feiner Regen fiel, mag wol der Glaube an diese Wirkung meiner Arbeit unerschütterlich fest gestanden haben. Glücklich beendete ich sie wenigstens vor Sonnenuntergang; doch war der Rückweg in der Dunkelheit ziemlich beschwerlich, und als später der Mond aufgieng, sah er uns lange bei seinem trügerischen Lichte im Mangrovelabyrinth mit dem Canoe umherirren, bis wir endlich den richtigen Weg und die an der Makondemündung gelegene Factorei erreichten.

Nicht wenig hatten wir uns unterdessen auf das leckere Mal, das unserer hier warten sollte, gefreut, fanden uns aber bitter getäuscht, denn der mitgebrachte gute portugiesische Landwein war von einem übereifrigen Neger in eine ehemalige Petroleumflasche gefüllt worden, der Thee hatte den unverkennbarsten Heugeruch, und die Ziegenkeule war verdorrt und verbrannt. Mit nicht eben überfülltem Magen schliefen wir in unseren auf je zwei Stützen ruhenden Hängematten um so besser und erhoben uns am andern Morgen gestärkt und guten Muthes bis auf den Agenten, der ein saures Gesicht zu der Entdeckung machte, dass Ratten seine letzten brauchbaren Stiefel rücksichtslos in Sandalen verwandelt hatten,

Die auf unsere Heimkehr nach Banana folgenden Tage waren trübe und nebelig; Nichts erinnerte an die mit so heissen, glühenden Farben geschilderten Tropen, das gepriesene Land der Palmen, als ich mich zur Fahrt nach Porto da Lenha und Boma Congo aufwärts einschiffte. Langsam nur überwand der kleine Dampfer den starken Strom, der um so bedeutender war, je mehr der Capitain aus Besorgniss, auf eine der vielen veränderlichen Bänke zu laufen, vom Ufer abhielt. Während der fünfstündigen Fahrt hatten wir Musse, die wenig einladenden, mit Mangroven und weiterhin mit anderen Wäldern bestandenen Ufer zu mustern, die im Allgemeinen kahl, sich durch schwankende, hohe Papyrushalme stellenweise sumpfig zeigten. Selten nur gab ein weisser oder purpurner Reiher eine die Oede belebende Staffage. Von den verheissenen Flusspferden und Krokodilen liess sich trotz eifrigen Suchens keines erblicken, der Lärm der Maschine vertrieb sie, lange bevor das Fernglas sie erreichen konnte, und unbenutzt lehnte die Büchse im Arm. So war es Allen angenehm, als wir vor Porto da Lenha Anker warfen, obgleich dieses durchaus nicht zu den verlockenden Aufenthaltsorten gerechnet werden darf; wenn irgendwo, so kann man hier die Wirkungen der Fiebermiasmen auf die Europäer studiren! Gelb, mager, hohläugig, noch vom Froste geschüttelt, traten mir schlotternde Gestalten entgegen, während ich den Gastfreund am ganzen Körper wund, in leichten Stoff eingehüllt, auf zwei Stühlen hockend fand. Vorsichtig wollte ich die vielen in den Dielen vorhandenen Löcher vermeidend herangehen, um ihn zu begrüssen, doch gelang es nicht, ohne wenigstens einmal durch das morsche Holz durchzutreten. In der Regenzeit war nämlich gewöhnlich die ganze Ansiedlung unter Wasser, das dann fusshoch in den Zimmern stand und durch Modergeruch noch jetzt seine schädlichen Besuche verrieth. Trotz der anerkannt ungesunden Lage haben sich Holländer, Portugiesen und Engländer hier niedergelassen, da beim Handel in Africa Aussicht auf Gelderwerb alle gesundheitlichen Rücksichten zurückdrängt. Die einzelnen Factoreien sind durch Wasserläufe von einander geschieden, so dass die Verbindung durch Canoes hergestellt wird.

Nach einem Besuch auf den gegenüberliegenden schilfbewachsenen Drapers-Inseln, wo ich zum ersten Male die Spur des plumpen Flusspferdes fand und leicht ein hochaltriges Krokodil hätte schiessen können, wenn ich es nicht bis zum Moment des Untertauchens für einen Baumstamm gehalten hätte, war ich froh, als wir dies miasmenreiche Stück Erde verliessen und mit einer Galiote im Schlepptau langsam flussaufwärts weiterdampften. Nach mehrstündiger Fahrt

[illegible]

... [illegible] ... den Hund des Galiotencapitäns [illegible] hätte. Als ich am nächsten Morgen durch lautes Hämmern und Geschwätz arbeitender Neger aufmerksam gemacht den Kopf zur Thür des Gastfreundes hinaussteckte, sah ich am Ufer sämmtliche Weisse des Platzes vereint, um ein unter den Händen der Schwarzen entstehendes Bauwerk



Affenbrotbaum oder Baobab (Adansonia digitata).



zu mustern. Auch ich schlenderte hinab und sah nun durch Pfähle von halber Mannshöhe einen Platz von ca. 3 M. Länge und 1 M. Breite eingezäunt. Die Seitenwände und das nach dem Lande liegende hintere Ende wurden mit in Zwischenräumen übereinanderliegenden Brettern vernagelt, während der Zugang vom Fluss aus offen blieb, aber mit einer Fallthür versehen wurde. Als es dunkelte befestigte man am hinteren Ende eine Ziege so, dass sie mit einem nach der Fallthür führenden Strick verbunden war, damit wenn das durch das klägliche Meckern herbeigelockte Krokodil sich heraus wagen und an jener zerren sollte, es unfehlbar lebend gefangen werde.

Der ganze kleine Handelsfleck war in Aufregung und sah die Europäer spät am Abend noch vereinigt, um über den möglichen Erfolg zu discutiren, bis schliesslich allmähliche Ruhe eintrat, und nur die klagenden Laute der Ziege durch die Stille der Nacht über den Fluss hinschallten. Nach Mitternacht verstummten sie plötzlich, aber wer beschreibt das allseitige Erstaunen und die verblüfften Gesichter der neugierig sich am Morgen Versammelnden, als man deutlich die Krallen des Krokodils im Boden eingedrückt und eine grosse Blutlache, in der Falle aber weder die Ziege noch den Räuber vorfand. Als ich nach einiger Zeit mit der Galiote flussabwärts gieng, löste sich das Räthsel in der komischsten Weise: Der Capitain durch die Ziege am Schlafen gehindert, hatte gegen Mitternacht seinen Schwarzen zugerufen: „Jungens, ich glaube, es ist besser, Ihr holt Euch den Braten, damit wir Ruhe haben. Ihr werdet schon wissen, wie Ihr es anstellt, damit morgen kein Lärm entsteht.“ Wirklich hatten sie ihre Sache nicht schlecht gemacht und später wurde noch oft herzhaft über den prächtigen Scherz gelacht.

In Boma traf ich auch den englischen Reisenden Grandy, den eins der Handelsboote aus Noki zurückbrachte und der sich auf einer schnell arrangirten Jagdpartie als tüchtiger Schütze erwies. Unüberwindliche Schwierigkeiten hatten ihm das Eindringen in das Innere stromaufwärts auf dem Wege unmöglich gemacht, der drei Jahre später Stanley, welcher dem Wasserlauf abwärts folgte, auf den Gipfel des wolverdienten Ruhmes führte, und so schickte er sich zur Heimreise an. — Noch überlegte ich, durch Grandys Schilderungen der flussaufwärts gelegenen Orte Binda, Mosuko, Noki etc. und das Anerbieten eines erfahrenen Franzosen, mich weit über diese und die Yellalafälle hinausführen zu wollen, angeregt, ob ich die meiner Reise ursprünglich gesetzte Grenze überschreiten sollte, als Briefe aus Europa mir die Ankunft von Expeditionsmaterial, namentlich von Waffen in Tschintschotscho meldeten und mir aufgaben, Dr. Güssfeldt sofort einen

Transport nachzuführen. So packte ich denn die Ergebnisse meiner Reise, mit denen ich mich wol zufrieden erklären konnte, zusammen und traf am 23. Juli wolbehalten wieder in der Station ein. Da ich einen grossen Theil meiner photographischen Erfahrungen gerade auf diesem Ausfluge zu sammeln Gelegenheit hatte, will ich sie kurz zusammengefasst hier anschliessen, indem ich mich selbstverständlich nur auf praktische Winke beschränke, die nicht in jedem Handbuche zu finden sind. Zuvor komme ich aber einer angenehmen Pflicht nach, indem ich Herrn Professor Dr. G. Fritsch meinen wärmsten Dank ausspreche, dass er es übernahm, mich nach dieser Richtung hin für die Expedition vorzubereiten und mir so zu den uns allen lieb gewordenen Erinnerungen und Schätzen verhalf, welche ich innerhalb eines dreijährigen Zeitraumes anhäufen konnte. Einen ähnlichen praktischen Cursus halte ich für Jeden, der photographisch auf Reisen arbeiten will, für unerlässlich; denn wenn auch die Kenntniss dieser Fertigkeit sich gewiss immer unschwer erwerben lässt, so sind doch so vielerlei Manipulationen dabei zu beachten, so manche scheinbar unwichtige Regeln mit grösster Genauigkeit und Sauberkeit zu befolgen, dass man sich wol nur durch Anschauung Klarheit und Aussicht auf Erfolge verschaffen kann.

Eine in jeder Weise vorzügliche Reisecamera zu erhalten, wird kaum Schwierigkeiten machen, grosse dagegen, ein praktisches Dunkelzelt zu finden. Meist sind sie viel zu complicirt, um auf Reisen lange brauchbar zu bleiben, und für heisse Gegenden viel zu klein, um es Jemand in dem abgeschlossenen Luftquantum, das noch dazu mit den Dünsten der nothwendigen Chemikalien geschwängert ist, lange aushalten zu lassen. Eine gute Constitution und eine geschickte Hand mag sich schliesslich mit jedem der englischen oder deutschen Modelle befreunden, so dass minimale Aenderungen nach der einen oder andern Seite überflüssig scheinen; doch möchte ich für die von mir gefundenen Verhältnisse dieselben ganz verwerfen und in folgender Weise zu verfahren vorschlagen:

Man nehme vier circa 1,80 M. hohe Holzleisten, welche oben und unten durch Stricke so mit einander verbunden sind, dass beim Aufstellen ein 0,80 M. breiter und 1 M. langer Raum begrenzt wird. Ueber dies Gestell wird der genau passende, schwarze Ueberzug geworfen, und dann werden die durch die Lederecken desselben ragenden, kleinen Metallbolzen der Leisten oben und unten nach den entgegengesetzten vier Richtungen durch Stricke angezogen, um durch in die Erde geschlagene Pflöcke, durch aufgelegte Steine oder an Bäumen befestigt zu werden. Als Tisch dient der die Camera und

Chemikalien bergende Reisekasten, so dass dann Raum zur Bewegung und Luft zur Athmung in genügender Menge geboten ist, während die Aufstellung weniger Zeitaufwand beansprucht und mehr Sicherheit gewährt, als die der mir bekannten anderen Zelte. Die Vorrichtungen zum Aufsetzen des Wasserkastens und Anbringen des Spritzapparates sind ganz überflüssig, da jeder beliebige Krug, jede kleine Kanne dieselben Dienste leistet; ich habe mich jener wenigstens nur in erster Zeit bedient, habe sie aber bald als raumnehmende, unpraktische Künsteleien bei Seite gelegt. Als Fenstermaterial wird gewöhnlicher gelber Wachstaffet gewählt und in den Ueberzug eingenäht; da er jedoch sehr schnell brüchig und durch den Einfluss der salzhaltigen Luft und der hohen Temperatur unbrauchbar wird, so tritt häufig die Nothwendigkeit des Ersatzes ein. So war, als ich mich eines Tages zu einem grösseren Ausfluge vorbereiten wollte, dieser Stoff in kleine Theile zerfallen, ich fand aber nach längerem Suchen ein prächtiges Surrogat in der feinen kartographischen Leinwand, die sich in unseren zu geographischen Zwecken bestimmten Vorräthen befand. Zufällig waren in einem kleinen Kästchen auch einige Oelfarben vorhanden, von denen ich die rothen und gelben als Deckmittel versuchte und schliesslich mit Cadmiumgelb meinen Zweck völlig erreichte: Das in dieser Weise erfundene Fenster brauchte bis zur Abreise nicht erneuert zu werden, so dass es sich empfehlen dürfte beide Stoffe für Reisezwecke dem Wachstaffet vorzuziehen.

Wenn gerade in der Leichtigkeit, sich bei entstehenden Verlegenheiten selbst zu helfen, grösstentheils die Kunst des Reisens besteht, so kann der Zweck eines praktischen Reisewerkes neben anderen auch der sein, die Zahl der Selbsthülfe erheischenden Fälle zu verringern, indem es die gemachten Erfahrungen registrirt. So hatte ich leider versäumt, mir für die zur Camera gehörigen matten Glastafeln Reserveexemplare mitzunehmen und musste mir, als gerade diese unentbehrlichen Stücke durch ein Unglück zerbrochen waren, eine Zeit lang durch Oelpapier Ersatz schaffen; da jedoch eine genaue Visirung der Gegenstände damit kaum ermöglicht werden konnte, so wurde schliesslich etwas Schmirgel von dem zum Gewehrputzen bestimmten Papier abgeschabt, zwischen zwei unbrauchbare Glasplatten gebracht und diese mehrere Stunden lang gerieben, bis die so präparirten Visirscheiben an Brauchbarkeit den aus Europa mitgebrachten völlig gleichkamen. Sehr grosse Unbequemlichkeiten sind mit dem Gebrauche des schwarzen Decktuches verbunden, unter welchem man die Einstellung des Bildes vorzunehmen genöthigt ist. Bald ist die darunter herrschende Hitze unerträglich, bald fliegt es bei win-

digem Wetter von der einen oder der andern Seite ab, bald reizt es durch Verwirren der Haare die meist schon empfindliche Kopfhaut; so habe ich manche misslungene Platte auf Rechnung des durch jenes Tuch verursachten Aergers zu setzen und glaube, dass die erwähnten Unzuträglichkeiten leicht vermieden werden, wenn man durch eine auf die Visirscheibe gesetzte, abgestumpfte, innen geschwärzte, vorn und hinten offene Papp-Pyramide das zur deutlichen Erscheinung des Bildes auf jener nöthige Dunkel erzeugt. Beim Silbern ist eine Tauchcuvette in jeder Beziehung besser als eine Schale, da so die einfallenden Unreinigkeiten, die stärkere Verdunstung, hervorgerufen durch die auf eine grosse Fläche wirkende Hitze, und schliesslich die mit dem steten Umfüllen verknüpfte Arbeit vermieden wird. Ob der Taucher von Glas oder Guttapercha genommen wird, ist gleichgültig; ich gebe ersterem wegen der grösseren Reinlichkeit den Vorzug und glaube, dass, wenn man die Vorsicht anwendet, ein hölzernes Etui für ihn anfertigen zu lassen, seine grosse Zerbrechlichkeit nicht besonders gefürchtet zu werden braucht. Für die verschiedenen Bäder beim Copirprocess braucht man eine gewisse Anzahl Schalen, von denen die mit einem Wachsüberzuge versehenen schwarzen Holzschalen wegen ihrer Leichtigkeit und Dauerhaftigkeit sehr viele Vorzüge vor den gläsernen haben; nur muss man sich hüten, sie in der Sonne stehen zu lassen.

Von sehr hoch zu veranschlagendem Werthe ist ein kleiner, kupferner Destillirapparat, mit dem man sich so oft als nöthig destillirtes Wasser für die Silberlösungen oder Goldbäder zu bereiten vermag; wenn auch für die meisten Reagentien gewöhnliches Quell- oder Flusswasser, durch vorheriges Filtriren durch ein dichtes Gewebe von gröberen Verunreinigungen befreit, vollkommen ausreichend ist, so hat man doch hie und da destillirtes Wasser sehr nöthig; auch leistet dieser Apparat für naturwissenschaftliche Zwecke durch Ueberdestilliren des mehrfach gebrauchten Spiritus die allerwesentlichsten Dienste. Von Wichtigkeit für anthropologische Aufnahmen ist ein mit deutlicher, leuchtender Theilung versehener aufstellbarer Meterstab, der am besten auf drei Füssen ruht und zugleich ein Loth für die schnelle Geradrichtung und Einstellung des Apparates trägt. Alle Band- und Aufhängemasse führen namentlich wegen des ewigen Schwankens auch bei nur leisem Winde grosse Unzuträglichkeiten mit sich.

Die allergrösste Sorgfalt muss sowol auf das Verpacken als auf das Aufbewahren der Platten an der Küste gelegt werden, da sie sich nicht nur leicht mit einem wahrscheinlich aus dünnen Salz-

krystallen bestehenden Ueberzuge bedecken, sondern so vollständig mit diesen imprägniren, dass längstens nach einem halben Jahre der ganze Vorrath unbrauchbar geworden, weder durch eine der bekannten Reinigungsmethoden, noch durch einen Ueberzug von Albumin oder Rohcollodium wieder nutzbar gemacht werden kann. Fast alle erhaltenen Fehler können auf diese Quelle zurückgeführt werden; daher empfiehlt es sich sehr, die Platten vor dem Versenden in der Heimat mit einem jener beiden Stoffe zu überziehen, durch welche sie vor der angreifenden Atmosphäre bei Weitem besser als selbst durch Verlöthen geschützt werden; auch ist es gut, sich nicht auf einmal mit zu grossen Quantitäten zu versehen, sondern lieber in bestimmten Zwischenräumen neue Sendungen nachkommen und diese aus mehreren kleinen Packeten von je zwölf Platten bestehen zu lassen, die an zwei Seiten in die Furchen von starkem, fächerartig gefaltetem Packpapier eingreifen, damit sie sich nicht mit ihren Flächen berühren.

Sind sie später mit Aufnahmen versehen, so wird auf die Bildseite ein glattes Papier gelegt und dann jede einzeln in Stanniol geschlagen, wonach man sie packetweise jahrelang liegen lassen kann, während sie ohne solche Vorsichtsmassregeln dem zerstörenden Einflusse des Klimas schnell zum Opfer fallen. Ein Diamant zum Zerschneiden der Platten ist deshalb nothwendig, weil spätere Sendungen leicht nicht genau in die Cassetten und Copirrahmen passen, oder weil beim Ausgehen einer Plattengrösse diese aus der höheren Nummer herausgeschnitten werden muss.

Hatte man schon bei den Platten mit äusserster Penibilität für Schutz zu sorgen, so gilt diese Forderung in gleicher Weise für die Linsen der Objective. Man kann sich auf jeder Seefahrt, wenn man alte Doppelperspective oder Fernrohre in die Hand nimmt, von der schädlichen Wirkung der Seeluft leicht überzeugen; man sieht durch dieselben entweder überhaupt Nichts oder Alles wie in einen Schleier gehüllt. Gleichwol ist Nichts einfacher, als sie in gutem Zustande zu erhalten, da sie nur öfter mit einem weichen Tuche abgewischt zu werden brauchen, um die kleinen Krystalle nicht anschiessen und eindringen zu lassen. Diese wirken auf die polirten Glasflächen in ganz ähnlicher Weise, wie der Rost auf das Eisen und müssen daher ebenso wie dieser sich festzusetzen verhindert werden.

Was die Production von Bildern selbst betrifft, so findet man darüber Angaben in jedem Lehrbuche, und es kann ohne Uebertreibung behauptet werden, dass alle dort angegebenen Methoden zum Ziele führen, sobald man gute Chemikalien besitzt und sich der pein-

lichsten Sauberkeit bei allen Processen gleichmässig befleissigt. Ich selbst habe einen Unterschied zwischen dem Arbeiten hier und in den Tropen nicht gefunden und bin überzeugt, dass ein guter Photograph dort auf gar keine Schwierigkeiten stossen wird. Die Chemikalien conserviren sich ausgezeichnet, sobald sie in Flaschen mit eingeriebenem Glaspfropfen und obenein durch Cementkitt vor Lufteintritt geschützt versandt werden; ich habe die letzte Flasche Collodium von meinem Vorrathe nach drei Jahren ebenso brauchbar gefunden wie die erste; für die Zusammensetzung der Reagentien habe ich absolut dieselben Recepte wie die in Europa angewendeten wirksam gefunden. Anfangs habe ich zwar mehrfach Veränderungen, namentlich in Bezug auf den häufig angerathenen stärkeren Säuregehalt des Silberbades und Hervorrufers vorgenommen, bin aber später wieder ganz davon abgegangen. Die Expositionszeit ist wegen der auch bei bedecktem Himmel intensiven Lichtwirkung eine stets kurze, doch lassen sich darüber natürlich keine Vorschriften geben, da sie ja gleichzeitig von der Sensibilität des benutzten Collodiums abhängig ist; auffällig war mir, dass, obgleich die Sonne um sechs Uhr aufgieng, doch vor sieben Uhr auf kein recht wirksames Licht gerechnet werden konnte, ja dass man, um tadellose Bilder zu erhalten, lieber noch eine Stunde länger warten musste, und dass umgekehrt grelles Sonnenlicht für Landschaftsaufnahmen durchaus nicht in der Weise schadet, wie man vielfach annimmt. Ein Theil meiner besten Bilder ist in voller Mittagsbeleuchtung aufgenommen, zeigt aber gleichwol die gefürchteten schneeartigen Beläge nicht.

Bezüglich des Copirens könnte man die Frage aufwerfen, ob man diesen Process auf Reisen überhaupt üben oder ihn der Heimat überlassen soll. Allein bei allen Unternehmungen, die einen zeitweisen längeren Aufenthalt voraussetzen, sprechen mehrfache Gründe unbedingt dafür, an Ort und Stelle zu copiren, da die geringe Arbeit dem grossen Vortheil gegenüber, sich das Material auf jeden Fall hin gesichert zu haben, gar nicht in Betracht kommen kann. Wie leicht können Sendungen verloren gehen oder beschädigt werden; wie oft aber ergiebt auch erst die Copie die Mängel der Platte! Schliesslich wird man sich durch das Versprechen, dass die Sitzenden selbst ihr Bild erhalten sollen, die Neger zur Aufnahme geneigter machen und so eine grössere Auswahl des Materials haben, was anthropologisch verwerthbar ist. Zwar hatte ich mich zu diesem Zwecke anfänglich auf Positive eingerichtet, habe aber das Verfahren, das doch immer eine besondere Aufnahme bedingt, bald ganz aufgegeben, da die Neger den Vorzug eines guten Negativs sehr schnell erkannten und

von den anderen Nichts wissen wollten. Die einzige schwer zu überwindende Schwierigkeit beim Copiren bietet die Conservirung des Albuminpapiers, das auch bei steter Sorgfalt in Folge des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft ungemein leicht Stockflecke bekommt; doch habe ich auch dies Uebel ziemlich vermieden durch Verpacken in Stanniol und öfteres Herausstellen des die Rollen bergenden Kastens in die Sonne; auch hier ist es rathsam, sich in gewissen Intervallen kleinere Sendungen nachkommen zu lassen.

Dieselben Gründe, welche mich das sofortige Copiren befürworten liessen, bestimmen mich, unter gleichen Verhältnissen gegen das Trockenverfahren zu sprechen; nicht als ob ich dasselbe unter allen Bedingungen verwürfe, aber es dürfte doch nur in den Fällen, wo man den umfangreicheren anderen Apparat wegen des Terrains oder des Verhaltens der Eingeborenen nicht transportiren kann, also als Nothbehelf, gebraucht werden; von anderen Uebeln abgesehen, weiss man bei dem Trockenverfahren nie, wie der Erfolg sein wird; auch reichen die Bilder bezüglich ihrer Güte bei Weitem nicht an die heran, welche sich bei einiger Uebung immer durch das nasse Verfahren erhalten lassen. Mag das Photographiren in dieser Weise, namentlich wenn man einen der neuen portativen, französischen Taschenapparate besitzt, auch unendlich einfach sein, ich ziehe doch die Sicherheit des Erfolges der Bequemlichkeit der Methode vor. Leider habe ich nie Stereoskopen verfertigt, weil die Vorrichtungen dazu in meiner Ausrüstung fehlten, und ich auf diese Lücke später nicht aufmerksam gemacht wurde; jetzt bedaure ich es sehr. Mag man Stereoskopen immerhin von mancher Seite für wissenschaftlich entbehrlich, ja für eine ergötzliche Spielerei halten, so ist es doch unzweifelhaft, dass das grosse Publicum sie anderen Bildern sehr vorzieht; und da man eben nicht für einen kleinen Bruchtheil, sondern für Alle zu arbeiten wünscht, und da auch die Anschaulichkeit beim körperlichen Sehen unbestreitbar gewinnt, so würde ich Jedem rathen, sich auch in dieser Richtung zu versuchen.

Zum Schluss kann ich die Anwendung der Photographie auf Reisen nicht warm genug empfehlen, besonders da das Erlernen ihrer Technik so ausserordentlich einfach ist. Die sichtbaren Resultate der Arbeit geben nicht nur eine herzliche Freudigkeit und Befriedigung während des Schaffens, sie erfreuen auch für das ganze spätere Leben und bieten das werthvollste Material für eigene und fremde Bearbeitung. Die Zeichnung vermag sich selten vom Idealisiren ganz frei zu halten, und wenn sie es wirklich thut, so kann sich doch der Beschauer nicht ganz der Zweifel erwehren, ob wol die Natur treu

nachgebildet sei; er wird sich bei Allem, was ihm auf einem Bilde fremdartig erscheint, doch nur schwer überzeugen lassen, dass dies getreu der Natur abgelauscht sei. Anders bei der Photographie, die unbeirrt von den Regeln der Schönheit und Aesthetik Vorzüge und Fehler objectiv reproducirt und deshalb am geeignetsten erscheint, klare Anschauungen über fremde Gegenden zu erwecken. Dass auch diesen Leistungen Grenzen gesteckt sind, habe ich kaum nöthig, zu erwähnen; so glückte mir es kaum nach mehreren vergeblichen Versuchen und unter grosser Mühe, unsere Hausthiere aufzunehmen, zu denen ich im weiteren Sinne auch die gezähmten Affen und andere Mitbewohner der Station rechne. Wenn man aber sogar die Forderung aufgestellt hat, der Photograph solle mit seinem Apparate wilden Thieren nachschleichen und sie zu fixiren suchen, so halte ich das für eine Zumuthung, an deren Verwirklichung ich zu zweifeln berechtigten Grund habe.



Tragelaphus euryceros und T. scriptus.



Schilfgras der Savane.

CAPITEL IV.

Lindners Rückkehr. — Feuersgefahr. — Campinenbrände. — Dr. Pechuël-Loesches Ankunft. — Dr. Güssfeldts Rückkehr. — Ankunft der ersten Crumanos von der holländischen Factorei zu Banana. — Meine Reise nach Loanda und Novo Redondo, um Träger zu engagiren. — Ankauf der Lastochsen. — Rückkehr nach Tschintschotscho.

Meine beschleunigte Rückkehr aus Boma erwies sich in sofern zwecklos, als der unter Leitung des Herrn Soyaux der Expedition nachgesandte Transport in der Mitte des Weges einen Boten Dr. Güssfeldts traf, welcher das Scheitern des Vorstosses und die nunmehrige Absicht desselben, allein eine Explorationstour nach dem Norden vorzunehmen, meldete. So war der Transport vorläufig überflüssig. Nach wenigen Tagen traf auch Herr Lindner, durch die Strapazen ungemein geschwächt, auf der Station wieder ein. Sein Aussehen war geradezu erschreckend. Nicht nur, dass die ihn schon lange Zeit heimsuchenden heftigen Intermittens-Anfälle seiner Haut eine eigen-

thümlich grauweisse Farbe gegeben hatten, auch sein Gesicht war gedunsen, die Augenlider bis zur Unfähigkeit, sie zu öffnen, geschwollen und das Zahnfleisch scorbutisch afficirt. Auf seine Mitwirkung bei der Arbeit konnte also vorerst in keiner Weise gerechnet werden, vielmehr musste seine Pflege unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, wenn die kräftigenden und anregenden Mittel verbunden mit absoluter Ruhe von Erfolg gekrönt sein sollten.

Gewiss war es nicht zu verwundern, wenn unter dem Eindrucke dieses Missgeschicks eine schwüle Stimmung in der Station immer mehr um sich griff, und die Ahnung kommender Trübsal die Gemüther bedrückte. Fast wäre schon jetzt ein Unglück über uns gekommen, das uns wie einst Schweinfurth aller Habe, aller Sammlungen und aller Mittel zur Fortführung des Unternehmens beraubt hätte: Da die Station auf einem ziemlich steil abfallenden niedrigen Plateau gelegen war, so hatte es von Beginn ab natürlich und bequem geschienen, alle Abfälle sowol von den zahlreichen Bauten, aus der Küche und den Ställen, als auch trockenes Gras und Gezweig dort abzulagern. Nach und nach hatte sich zu beiden Seiten des Abstiegs eine derartige Masse gährender und verwesender Stoffe, deren Producte mit dem Winde gerade über die Wohnungen hin fortgeführt wurden, angesammelt, dass es aus hygieinischen Gründen angezeigt schien, dieselben zu entfernen; ich hatte schon mehrfach mit dem Dolmetscher über den Gegenstand verhandelt und war zu dem Entschlusse gekommen, die verderblichen Stoffe einmal früh, wenn der Landwind noch wehte, und so die Flammen von der Station abgelenkt würden, durch Feuer zu vernichten, zögerte aber noch immer wegen der unmittelbaren Nähe der trockenen Hütten mit der Ausführung, als plötzlich am 8. August gegen 11 Uhr, wo der Seewind schon eingesetzt hatte, eine dicke Rauchsäule diesen zundergleichen Brennstoffen entstieg. Ob ein Unberufener mit halbem Ohr die Unterredungen angehört und sich durch Ausführung der Idee Lob zu verdienen gehofft hatte, oder ob, was später noch mehrfach bestraft werden musste, glühende Asche aus der Küche unbedacht hinabgeschüttet worden war, blieb der drohenden Gefahr gegenüber, die schnelle Hülfe verlangte, vorläufig unerörtert. Kaum war der Rauch bemerkt, so schlugen schon helle Flammen auf und liefen mit Blitzesschnelle, vom Winde gejagt die Klippe entlang, um ein prachtvolles, aber ängstlich bedrückendes Schauspiel einzuleiten.

Aus dem Feuermeer, das sich entwickelte, stiegen ungemessene Rauchwolken auf, unverbrannte Reste in die Höhe wirbelnd, und wälzten sich über das Magazin, die Küche und das neuerbaute Wohn-

haus hin; bald war ein Stehen am Klippenrande, den ich, um das Feuer durch Erde zu ersticken, abstechen liess, nur minutenlang möglich; die auf den Blattschindeldächern mit Wasser aufgestellten Wachen vermochten es nicht mehr auszuhalten: es waren aufregende, sorgenschwere Augenblicke. Zufällig war der Muboma von dem unweit gelegenen Dorfe Yenga, unser späterer Dolmetscher, mit einem ansehnlichen Gefolge zum Besuche anwesend und liess seine Leute kräftig beim Herbeiholen von Seewasser und Zuschütten des Hauptfeuerherdes Hand anlegen, bis es allmählich gelang, Herr über das entfesselte Element zu werden. Um 1 Uhr durften wir die Gefahr als beseitigt ansehen, wenn es auch noch tagelang nachher in der Tiefe glühte und Nachts Wachen ausgestellt werden mussten, um von jeder etwaigen, allerdings unwahrscheinlichen Gefahr sofort Meldung zu machen. Niemals habe ich froher und leichteren Herzens die Schlüssel zum Rumfass herausgegeben, niemals den Negern besseren Appetit zu dem gereichten Erholungstranke gewünscht, als da ich die Augen über die glücklich erhaltenen Baulichkeiten schweifen liess.

Uebrigens ist Feuersgefahr trotz der aus trockenen Grasschäften und Baumstämmen gebauten, mit Palmfiedern gedeckten Hütten im Allgemeinen nicht in der Weise gefürchtet, als man glauben sollte; Fälle, in denen Factoreien niederbrannten, sind im Ganzen nur selten vorgekommen. Wenn, wie dies gegen Ende jeder trockenen Jahreszeit geschieht, die verdorrten hohen Campinengräser von den Negern niedergebrannt werden, theils um sich Raum zur ungehinderten Bewegung zu schaffen, theils um sich von den hier hausenden gefahrdrohenden Reptilien zu befreien, so wundert man sich anfangs, wie sorglos die Dorfbewohner derartige Brände ihren Wohnsitzen nahen lassen; fangen die Flammen knatternd und prasselnd an, ihnen unbequem zu werden, so schlagen sie dieselben an den nöthigen Stellen mit grünen Zweigen und Blättern nieder, während sie an anderen dem Verlöschen durch Anfachen neuer Herde vorbeugen. Wenn man die Prairiebrände Americas aus den Jugendschriften in lebendiger Erinnerung hat und fast naturgemäss die Vorstellung unzählbarer, in rasender Eile fliehender Thiere mit ihnen verbindet, so erstaunt man, mit welcher Musse sich hier ein solches Schauspiel betrachten lässt, mit welcher Leichtigkeit man neben dem weiterfressenden Elemente hin und her oder ihm aus dem Wege geht, wie vor ihm kaum eine schnellfüssige Antilope enteilt und sich mit wenigen Sätzen in sicheres Terrain rettet, kaum eine plattköpfige Giftschlange sich der überhand nehmenden Wärme entwindet, im Uebrigen nur Schwalben,

dessen Ankunft zu warten, bis mir endlich am 24. November früh bei noch völliger Dunkelheit ein Signalschuss meldete, dass der fast verloren Geglaubte angekommen, und es Zeit sei, mich durch die Brandung an Bord schaffen zu lassen.

Man kann eben in Africa keine Bestimmungen treffen wie in Europa, wo Alles seinen geregelten Gang geht; denn die geringsten Zwischenfälle werfen alle wolgeplanten Berechnungen um: so gewöhnt man sich in Africa nach und nach überhaupt ab, Vorausbestimmungen zu treffen. Da wir einmal drei Monate vergebens auf das Erscheinen eines Dampfers an der Küste gewartet hatten, also die Gefahr, dass er auch diesmal ganz ausbleiben werde, nicht allzu fern lag, so war ich natürlich herzlich froh, als ich mich endlich an Deck befand, so sehr auch der Himmel von meinem Vorhaben abzurathen schien und zwei Tage hinter einander in fürchterlichem Unwetter grollte.

Von der Reise ist wenig mehr zu erzählen, als dass sie fünf Tage dauerte. In Kinsembo, nördlich von Ambriz, fiel mir eine eigenthümliche Art Canoes auf, von denen jedes eigentlich aus zwei ganz gleich gearbeiteten mit einem Rande an einander befestigten Fahrzeugen bestand. Der Querdurchschnitt glich in dieser Weise dem kleinen griechischen Omega, auf dessen mittlerer Erhöhung der Fischer sitzend gedacht werden muss. Da das Ganze bis auf einen breiten Längsspalt in der Mitte völlig geschlossen ist, so fliesst das wenige Wasser, was eindringt, beim Auf- und Niederschaukeln vorn und hinten von selbst wieder ab; im Nothfall kann auch die Verbindung gelöst werden, so dass jedes Canoe für sich die Küste zu erreichen im Stand ist. In Ambriz sah ich zum ersten Male die wunderliche Form der baumartigen Euphorbien, während Steinhäuser, Zollhaus und Soldaten darauf hinwiesen, dass wir der Hauptstadt der Provinz Angola nicht mehr fern sein konnten; wir erreichten sie am 27. November Nachmittags. St. Paulo de Loanda ist der Hauptplatz der ganzen Westküste mit etwa 2500 Weissen und 12,000 Negern; die Stadt liegt in einem Halbkreise um den Hafen und wird im Nordwesten vom Fort Miguel, im Nordosten vom Fort Penedo begrenzt. Sie zerfällt in die obere und untere Stadt und gewährt dem Ankommenden mit ihren weissgetünchten Steinhäusern, ihren Ziegeldächern, Kirchthürmen und Forts einen ziemlich grossartigen Anblick. Auf der Höhe liegen fast nur Regierungsgebäude, unter welchen die Paläste des Gouverneurs und des Bischofs, ein altes, eingestürztes Jesuitenkloster, mehrere wolerhaltene Kirchen und das Hospital besonders hervorragen; unmittelbar am Hafen hat sich die kaufmännische

Bevölkerung angesiedelt, und am Ostende breiten sich die Neger mit ihren viereckigen grasgedeckten Lehmhütten aus.

Der erste günstige Eindruck, den Loanda auf einen längere Zeit der Civilisation entwöhnten Europäer macht, wird indessen schon nach wenigen Gängen durch die Stadt, namentlich zur Zeit der Ebbe, bedeutend abgeschwächt. Die an den Strand geschafften Abfälle der Haushaltungen erfüllen namentlich in dem sich nach dem Fort Penedo erstreckenden Theile. von dem zurückgezogenen Wasser blossgelegt, die Atmosphäre mit fürchterlichen Dünsten; dazu kommt die drückende Hitze in den Strassen, in deren glühendem Sande der Fuss bei jedem Schritte fast bis an die Knöchel einsinkt. Die Hauptstrassen sind jedoch gepflastert, und wenn man ihre Breite, ihre Bepflanzung beiderseits mit prächtig roth blühenden Akazien, indischem Pfeffer, Tamarinden und Kokospalmen, die Anlage von freien Plätzen, den begonnenen Bau eines Quais in Betracht zieht, so muss man zugeben, dass die Stadt in ferner Zukunft späteren Generationen ein angenehmer Aufenthaltsort werden kann.

Viele Häuser bestehen nur aus dem Erdgeschoss, andere und nicht wenige haben ein erstes Stockwerk. Dank den Deportirten, welche noch immer allmonatlich auf Regierungsschiffen anlangen und das Land überschwemmen, sind die Häuser gut gebaut und die Zimmer häufig mit künstlerisch ausgeführten Malereien geschmückt, da unter der Masse nutzlosen Gesindels sich immer einige tüchtige Hände und Köpfe befinden, auf deren freiwillige Uebersiedelung nach dem fernen Lande man vergebens gewartet haben würde. Die Fenster sind grossentheils mit Scheiben versehen gewesen, zahlreiche Lücken suchen indessen den Beweis zu liefern, wie wenig nothwendig sie für das Klima sind. Ebenso wenig wie man die zerbrochenen durch neue zu ersetzen sich beeilt, denkt man daran, sie überhaupt zu reinigen; denn Sauberkeit vermisst man gleich sehr in den Häusern wie in den Strassen, zweifellos deshalb, weil die weisse Frau noch in so geringer Zahl vertreten ist.

In höchst unangenehmer Weise machen sich die Mulatten und Neger durch ihre äussere Erscheinung und ihr Wesen bemerkbar, indem die Reicheren durch eine lächerlich ausgesuchte Eleganz der Kleidung und arrogantes Auftreten den Unterschied der Farbe auszugleichen suchen; der gewöhnliche Neger trägt auch hier noch nur das Tuch um die Hüfte und ausserdem eine Jacke und eine Mütze oder Strohhut.

Bei den Frauen sind lange, bis auf die Füsse herabgehende, über der Brust verschlungene, farbige Untergewänder und darüber grosse

schwarze Tücher Sitte, die den Kopf kapuzenartig bedecken, während ein Zipfel malerisch über die entgegengesetzte Schulter geschlagen wird. Beiden Geschlechtern scheint Beschäftigung ein gleich wenig gefühltes Bedürfniss zu sein: die Männer sieht man entweder auf den Plätzen in der Sonne liegen und in ihrer Lieblingsstellung dem Himmel den Rücken kehren, oder die „Machila“ tragen, gewissermassen eine Kutsche en miniature, die, anstatt auf Rädern zu gehen, oben an einer Stange befestigt ist und selbst bei kleinen Besorgungen dem fast nie gehenden Weissen als Transportmittel dient. Die Weiber sitzen entweder an den Strassen vor irgendwelchen Handelsartikeln und warten auf Käufer oder verdienen sich die geringe Münze für ihre Bedürfnisse durch Besorgen von Wäsche. Männer und Weiber aber vollführen stets, sie mögen beschäftigt sein oder nicht, einen so entsetzlichen Lärm durch ihre lauttönenden, nimmer ruhenden Stimmen, dass selbst das Ohr eines Grossstädters sich nicht daran gewöhnt und die neunte Stunde herbeisehnt, wo sich ausser den bei Europäern engagirten Leuten kein Schwarzer mehr auf der Strasse sehen lassen darf. Die Wachsamkeit der Posten geht so weit, dass auch jeder Weisse nach dieser Zeit angerufen wird und nur nach der Antwort „gut Freund“ passiren darf.

Loanda ist der Hauptstapelplatz für den Handel, der auch hier ein Tauschhandel ist und, seitdem eine regelmässige Dampfschiffverbindung hergestellt ist, die Hauptposten von Caffee, Gummi, Wachs, Oel und Elfenbein vom Kuansa bezieht. Hier beschränkt sich der Verkehr jedoch meist auf das die Ansiedelungen tragende nördliche Ufer, während das südliche wegen des feindlichen Benehmens der Eingeborenen gemieden wird. Ein regelrechter Anbau von Kaffee und Zucker hat erst seit etwa zwölf Jahren begonnen, verspricht jedoch bei der zunehmenden Ausdehnung und dem wachsenden Verständniss der Bewohner für die Vortheile der systematisch betriebenen Cultur von weitgehendstem Einfluss auf die Verhältnisse der Gegend zu werden. Das Leben ist ausserordentlich kostspielig, namentlich wird europäische Waare mit enorm hohen Preisen bezahlt, was der nach Aussage der Kaufleute über 30% des oft willkürlich abgeschätzten Werthes betragende Zoll für alle Artikel genügend erklärt. Das Steueramt ist in Folge dessen in einer kaum glaublichen Weise verhasst, und wenn ich auch geneigt bin, die Behauptung, dass aus den geöffneten Kisten mit heimatlichen Genussmitteln stets ein Theil in die Haushaltungen der Officianten verschwinde, für Uebertreibung zu halten, so lässt sich doch nicht leugnen, dass der schleppende, den Handel und Privatverkehr gleich störende Geschäfts-

betrieb in keiner Weise dazu angethan ist, das Ansehen des Amtes zu heben. Als wir z. B. an einem Sonnabend Nachmittag vier Uhr im Hafen ankamen, fiel es Niemand ein, das Gepäck der Passagiere noch an diesem Tage zu untersuchen. Ich musste froh sein, von dem schwarzen Zollaufseher die Erlaubniss zu erhalten, die nothwendigsten Toilettengegenstände aus dem Koffer mit an Land nehmen zu dürfen; da der folgende Tag ein Sonntag war, und kein Mensch in Loanda an Sonn- und Festtagen an Arbeit denkt, so kam ich selbstverständlich erst am Montag Vormittag in Besitz meines Gepäcks!

Der Gesundheitszustand der Bevölkerung ist nach Aussage der Aerzte nicht schlecht, da die perniciösen Fieber in den letzten Jahren sehr nachgelassen haben; die Lage des Platzes würde an sich auch sehr günstig genannt werden können, wenn die oben erwähnte Unreinlichkeit auf den Strassen und am Strande nicht zu der Befürchtung Veranlassung gäbe, dass die von Zeit zu Zeit auftretenden Epidemieen immer von Neuem wieder ausbrechen; dazu kommt, dass das Trinkwasser, das in den Tropen wegen des grossen Bedarfs eine noch grössere Bedeutung für die Gesundheit besitzt als in anderen Zonen, schwer zu beschaffen ist. Es muss in grossen Fässern theils vom Bengofluss, theils vom Kuansa geholt werden, da die wenigen tiefen Brunnen der Stadt mit Ausnahme eines einzigen ganz schlechtes Wasser geben. Dieser ist natürlich dauernd besetzt und bietet durch die Menge der ab- und zugehenden, in Gruppen gelagerten, schwatzenden oder schöpfenden Neger beiderlei Geschlechts einen höchst malerischen Anblick. Bei $19\frac{1}{2}$ Meter Umfang hat er eine Tiefe von $18\frac{1}{2}$ Metern, und dennoch bedeckt das Wasser nur den mittleren Theil des Grundes. Um Wasser zu schöpfen, wirft man mit grossem Geschick Holzgefässe hinein, die an aus Gras geflochtenen Stricken befestigt sind; wer fehlt, muss lange Zeit warten, ehe die Reihe wieder an ihn kommt.

Der Boden bei Loanda ist ein eisenschüssiger grober Sand von rothbrauner Farbe, unter dem sich ein leicht zerreibbarer weisser Sandstein befindet, welcher durch Regengüsse an einzelnen Stellen so zerrissen und zerklüftet ist, dass die Gegend ein unbeschreiblich wildes Aussehen erhält. Ueberhaupt hat sie einen durchaus anderen Charakter, als ihn die Umgebung von Tschintschotscho bietet. Von den dort Alles bedeckenden zehn, zwölf oder mehr Fuss hohen schilfartigen Gräsern war hier keine Spur, ebensowenig hemmte Buschwald in irgend einer Weise die Aussicht. Das ganze Terrain war mit spärlichem niedrigen Grase bewachsen und mit einzelnen cactusähnlichen Euphorbienbäumen bestanden. Hier und da fand sich dor-

niges oder aus fleischigen, Milchsaft führenden Stengeln bestehendes Gestrüpp oder Aloen, die blüthenlos mit vertrockneten Blättern sich präsentirten und in ihrem traurigen Aufzuge durchaus nicht vermuthen liessen, dass man sie in der Blüthenfülle mit prächtigen Candelabern vergleichen konnte.

Kurz bevor ich Loanda verliess, war es mir interessant, einer Begräbnissfeierlichkeit beizuwohnen. Der hierbei von den Angehörigen zur Todtenmesse nach der Kirche getragene Sarg glich einem länglichen Koffer, gerade gross genug, die Todte, eine Mulattin, aufzunehmen und war reich mit Borden von Goldpapier verziert. Man stellte ihn geöffnet auf ein schwarz ausgeschlagenes, mit weissen Todtenköpfen bemaltes Gerüst und begann einen Gesang, der in seinen langgedehnten, schnarrenden, gequetschten Tönen kaum aus menschlichen Kehlen zu kommen schien. Glücklicherweise währte er nicht lange, dann wurde der Marsch nach dem Kirchhofe angetreten, doch blieben die Weiber nach und nach wehklagend und laut weinend zurück indem sie unter den Bäumen des Weges niederhockten. — Doch sind nicht alle Leichenbegängnisse so pomphaft. Später sah ich mehrfach Särge von wenigen Angehörigen ihrer Bestimmung im schnellsten Tempo zugeführt werden.

Nachdem meine Geschäfte abgewickelt, die nöthigen Schritte beim portugiesischen Gouverneur gethan und Rücksprache mit dem englischen Consul genommen war, gieng ich am 13. December an Bord des portugiesischen Dampfers „Donna Antonia", um meinen eigentlichen Bestimmungsort Novo Redondo zu erreichen. Er kam schon am andern Tage in Sicht, und ich wurde nebst fünf Negern um 10 Uhr in ein kleines schwerfälliges Boot gesetzt, während der Dampfer nach Süden weiter gieng. Diese Methode der Passagierbeförderung mag durch die Verhältnisse geboten und für diese sehr bequem sein, für den Passagier ist sie aber nichts weniger als angenehm. Da man uns bei dem herrschenden Nebel zu weit nördlich abgesetzt hatte, und die Meeresströmung ausserdem nach Norden führte, brauchten wir, um sie bei völliger Windstille durch Rudern zu überwinden, ohne Speise und Trank, durch die glühend niederscheinende Sonne geschwächt, acht Stunden, ehe wir den Strand betreten konnten. Das Haus, das mich gastfreundlich aufnahm, war hinsichtlich der Reinlichkeit durchaus nicht einladend, namentlich hatte das Wasser, nach dem ich mich seit Mittag gesehnt, einen fauligen Geschmack und liess in jedem Glase eine Unzahl kleiner lustig darin herumtanzender Thierchen erkennen.

Novo Redondo an dem aus dem Cuvo kommenden Gunsa oder

Gambongo, wie die Neger ihn nennen, gelegen, ist von etwa 100 Europäern bewohnt und steht unter einem portugiesischen Chef. Das Terrain ist durchaus bergig, die Dörfer sind gewöhnlich auf den Spitzen der Höhen angelegt und liessen den Beschauer, der die reinlichen Papyrushütten Loangos kannte, kein günstiges Urtheil für ihre Bewohner fassen. Die viereckigen Hütten sind aus den Blättern der Oelpalme, mehr noch der Kokospalme derartig gebaut, dass die Rippen mit den Stammenden in der Erde stecken, während die Fiederblätter unter einander verflochten werden; über Mannshöhe sind sie eingeknickt und in der Mitte des umfriedigten Raumes an einer etwa zwei und einen halben Meter hohen Stange befestigt, so dass sie zugleich Wände und Dach bilden. Letzteres ist gewöhnlich noch mit binsenartigen Gräsern unordentlich bedeckt, und das durch eine doppelte Blattreihe gebildete Fachwerk der Seiten mit Lehm ausgefüllt. Einen freundlicheren Anblick als solche Hüttencomplexe bilden die sorgsamer aus Felsstücken viereckig aufgethürmten Steinhügel der Begräbnissstätten, die so zahlreich sind, dass fast jede grössere Sippe einen eigenen Platz zu benutzen scheint, während der Dorfherrscher mitten im Dorfe Ruhe findet. Die Eingeborenen machen einen verkümmerten Eindruck; kleiner als die Loangoneger, zeigen sie nicht die Muskelbildung und elegante Form jener; und die Unsicherheit der Existenz hat den gänzlichen Mangel selbstbewusster Haltung zur Folge gehabt; gegenseitige Fehden und gegenseitiger Verkauf sind hier an der Tagesordnung. Der Boden, der, wie der Mangel jeglichen Baumwuchses zeigt, wenig ertragsfähig ist, wird kaum bestellt, und Mangel und Elend schaut aus jeder Hütte, aus jeder Erscheinung. Die Frauen namentlich sind äusserst gracil gebaut und tragen durch die Sitte, ein Stück Messingdraht durch die Nasenscheidewand zu ziehen, dessen Enden mannigfach gewunden auf die Oberlippe herabhängen, in keiner Weise zur Hebung ihrer Schönheit bei. Der Gesichtsausdruck ist meist intelligent und hat etwas Wildes, das Haar wird lang und je nach dem Geschmacke der Einzelnen in der wunderlichsten Art in unendlich viele Zöpfe geflochten und arrangirt getragen, zeigt auch keine schwarze, sondern eine mehr fahle, bräunliche Farbe. So macht Alles an ihnen den Eindruck der Vernachlässigung und der Verkommenheit.

Sie leben wie andere Küstenvölker grossentheils vom Fischfange, weniger von der Jagd, bei der sie sich neben dem Steinschlossgewehre auch des Bogens, der Pfeile und einer kleinen Keule bedienen. Ihre Fahrzeuge beim Fischfang sind aus Ambatschholz (Herminiera elaphroxylon), das an den Flussläufen wächst und ein so geringes

specifisches Gewicht hat, dass es sich korkähnlich auf dem Wasser hält; sie haben die Form von etwas breiten, in der Mitte quer durchsägten Booten, da armstarke Aeste an einander gelegt und nach vorn gebogen zusammengebunden werden, während die hintere Seite ganz offen bleibt. Das Wasser hat also von überall her Zutritt. Der Boden wird von einer doppelten Lage gebildet und ist noch mit einem aus Palmrippen hergestellten Geflechte bedeckt; das Ganze ist leicht transportirbar und wird nicht nur auf Flüssen, sondern, so wunderbar es auch scheint, weit in's Meer hinein benutzt.

Ohne auf die Sitten und Gebräuche der Bewohner näher einzugehen, was dem eigentlichen Zweck des Werkes, der Beschreibung des Loango-Landes, fern liegt, glaube ich doch das anführen zu müssen, was zur Charakterisirung der Elemente gehört, aus denen wir unser Trägermaterial zu formiren gezwungen waren. Nur dann wird die Zeitdauer, welche zur Heranbildung einer brauchbaren Colonne erforderlich war, und die dabei aufgewendete Mühe verständlich werden.

Die Bewohner der Bezirke von Arimba, Thunda, Sellez und Assango, aus denen die bezüglichen Leute gezogen wurden, gelten allgemein für Cannibalen und suchen sich die nöthigen Opfer theils durch Kriege, die stets Mann gegen Mann geführt werden, theils durch Beschuldigung von Zauberkünsten zu verschaffen; durch jene Kampfessitte, welche allein zu Gefangenen verhelfen kann, wird eine bei Negern ganz ungewöhnliche Tapferkeit und Furchtlosigkeit herausgebildet, die wir später mehrfach zu erproben Gelegenheit hatten, während bei dem natürlichen Drange der Selbsterhaltung die oft systematisch betriebenen Anklagen wegen Zauberei eine grosse Zahl der niedrigsten Charaktereigenschaften erweckt und genährt haben.

Auch sie sehen unerwartete Begebenheiten, Unglücksfälle, Krankheiten oder Tod nicht als Folgen erklärlicher Ursachen, sondern als Wirkungen von Zauberkräften an, deren Urheber sie natürlich unschädlich machen müssen; die Auffindung der Schuldigen ist die Pflicht der dort Kimbanda genannten Leute. Die Taktik, welche sie dabei verfolgen, ist eine sehr verschiedene: In einzelnen Fällen wird dem eben Verstorbenen eine Perlenschnur um die Stirn gebunden und ihm dann unter lautloser Stille der zur Feierlichkeit Herbeigeeilten die Frage vorgelegt, ob er selbst ausgehen wolle, den Schuldigen zu fangen; der Kimbanda fingirt, gespannt auf die Antwort zu lauschen, und erklärt dann den Willen des Todten. Lautet der Ausspruch bejahend, so tragen Verwandte die Leiche im Dorfe und in den umliegenden Ortschaften kreuz und quer umher, bis sie vor einer

Hütte stehen bleiben und vorgeben, der Todte halte sie fest und lasse sie nicht weiter, da er hier den Gesuchten gefunden habe. Dann dringen sie ein, rauben Alles, was sie finden, verbrennen die Hütte und überliefern den Besitzer gebunden dem Soba, dem Dorfherrscher; das übrige lebende und todte Inventar wird ihr Eigenthum. — In anderen Fällen begeben sich die Verwandten oder sonst interessirte Personen zu einem entfernt wohnenden Kimbanda, tragen den Fall vor und lassen sich von ihm Irgendeinen als der Urheberschaft des Unglücks verdächtig bezeichnen; von hier gehen sie zu einem zweiten und von diesem zu einem dritten mit demselben Anliegen, für dessen Gewährung sie nicht unerhebliche Beträge entrichten. Nennen alle drei denselben Schuldigen, so wird er als der Zauberei dringend verdächtig in Ketten gelegt, während andernfalls die Procedur bis zu einem erwünschten Resultate fortgesetzt wird. Ein Gottesgericht hat nun die Schuld oder Unschuld zu erweisen: Die Partei des Klägers sowol wie die des Verklagten bittet einen oder auch mehrere Kimbanda, zu einem bestimmten Tage, an welchem das Urtheil stattfinden soll, zu erscheinen. Das hierzu gebräuchliche Gift ist nicht wie in Loango die gepulverte Rinde eines Baumes (Erythrophloeum guineense), sondern ein schweres, vielleicht mineralisches Pulver, das im Wasser untersinken soll, dessen Natur festzustellen aber nicht gelang. Meist wird es in einer längsdurchschnittenen Banane gereicht, von der beide Theile je eine Hälfte zu verzehren haben, wobei der Kimbanda das solange unter dem Fingernagel verborgene Gift der einen oder anderen mittheilt und sich dann schleunigst entfernt; dem Unglücklichen schwillt in kurzer Zeit die Zunge an, die Augen quellen hervor, das Gesicht turgescirt, während der Andere zum Zeichen, dass er völlig wol ist, ausspuckt und sich mit seinem Anhange des Ueberführten, seiner Sclaven und Güter bemächtigt; nach mannigfacher Peinigung wird dieser gewöhnlich dem Soba eines entfernten Dorfes verkauft, um dort getödtet und verzehrt zu werden.

Solcher Art war die Bevölkerung, aus deren Mitte unsere Träger genommen werden mussten und zum Theil genommen waren. Am 22. December Abends machte ich mich mit Herrn Prazeres, welcher von Herrn Dr. Güssfeldt den Auftrag angenommen hatte, ihm hundert Leute zu stellen, auf den Weg nach Kikombo, um die erste Hälfte derselben zu mustern. Es war eine herrliche Mondscheinnacht, und der Weg bergauf, bergab, zu beiden Seiten mannshohe Aloen, die in dem trügerischen Lichte wie verhängte Statuen aussahen, dann die prachtvolle Fahrt auf dem hie und da sehr seichten Kikombofluss, Alles dies haftet fest in meiner Erinnerung.

Senhor Prazeres benutzte die Zeit bis zum anderen Morgen sehr wol, um mir die Leute in möglichst vortheilhaftem Lichte zu zeigen; sie hatten nicht nur baden, sondern auch die Haut mit Oel abreiben müssen, und Jedem schmückte ein wenn auch nicht dauerhaftes, so doch neues Tuch die Hüften. Er hätte sich die Mühe, mich durch kaufmännisch erlaubte Mittel blenden zu wollen, sparen können, da ich mit medicinisch geschultem Auge dennoch die Mängel und Gebrechen sah, wenn ich sie auch nicht alle rügte, weil ich seit meiner Ankunft eingesehen hatte, dass eine fertige Trägercolonne, die man nur überzuführen brauchte, um dann mit ihr sofort in das Innere aufzubrechen, ein Phantasiegebilde sei, und dass wir im besten Falle nur ein bildungsfähiges Material zu erwerben hoffen dürften. So erkannte ich denn auch die Schwachen und Elenden als brauchbar an, wenn nur ihr Bau den Anforderungen entsprach, da Ruhe und Pflege in Tschintschotscho ihnen die fehlende Rundung mit der Zeit geben mussten, und schied nur die mit organischen Fehlern oder ansteckenden Krankheiten, namentlich der Augen, Behafteten aus; leider war die ganze Musterung, wie sich später herausstellte, überhaupt bedeutungslos, da ich nach meiner Rückkehr auf der Station manche abgewiesenen Leute dennoch vorfand, während ich gerade einige vergeblich suchte, die am besten entwickelt gewesen waren. Dagegen konnte Nichts geschehen; man war im Grossen und Ganzen auf den guten Willen und die Ehrlichkeit des Contrahenten angewiesen, Eigenschaften, auf die besonders in Africa schlecht zu rechnen ist, wo Gelderwerb als alleiniges Ziel und jede schmälernde Gewissenhaftigkeit für Thorheit gilt. Man wusste, dass wir die Leute brauchten, und schickte sie richtig in der ausbedungenen Zahl; der Begriff der Qualität war sehr dehnbar; man wusste, dass an ein Zurückschicken bei der Entfernung und unter den obwaltenden Verhältnissen gar nicht gedacht werden konnte. Im Uebrigen ergaben die späteren Erfahrungen, dass das engagirte Personal durchaus nicht so schlecht war, als es anfangs schien, und es muss zugegeben werden, dass wahrscheinlich Niemand die sehr schwierige Angelegenheit hätte besser abwickeln können als Herr Prazeres. Wir rechneten natürlich auf einen ziemlich hohen Procentsatz von ausfallenden Kräften und brachten ihn von vorn herein in Abzug.

Nachdem ich noch über die Lieferung von 30 Ziegen, die bei dem Vormarsch in's Innere als Proviant mitgenommen werden sollten, verhandelt hatte, trat ich am 24. December Mittags die Rückreise in einem kleinen Lastboote an, dessen Bord wegen der aus Ziegelsteinen bestehenden Ladung nur 24 Ctm. über dem Wasserspiegel hervor-

ragte. Eine leidliche Brise brachte uns so schnell vorwärts, dass ein Fangen von Seethieren unmöglich war, und manche in das Boot spritzende Welle die ruhenden Neger aus ihren Träumereien weckte und zum Ausschöpfen des Wassers veranlasste.

Damals notirte ich in mein Tagebuch: „Die Sonne brennt heiss hernieder und strahlt heiss vom Wasserspiegel wieder; es ist halb 2 Uhr und noch lange hin bis zum Abend, den heiligen Abend.“ — Glücklicherweise beschattete das Segel meinen Oberkörper, während die Füsse ohne Gnade sich preisgeben mussten. Solche Reisen auf kleinen Fahrzeugen, in denen man sich kaum bewegen kann, der Küste entlang, doch weit genug von ihr entfernt, um sie bei etwaigen Unglücksfällen nimmer zu erreichen, gehören, selbst wenn der Magen auf die hochgradig schaukelnden Bewegungen nicht anders als mit verstärktem Appetite reagirt, zu den wenig erwünschten Vorkommnissen. Ich erinnere mich, dass mir und den Schwarzen bei einer anderen Fahrt um die sogenannte Teufelsspitze nördlich von Banana, die schon vielen kleinen Seglern gefährlich geworden ist, durchaus nicht wol zu Muthe war, als bei ziemlich hochgehender See uns Welle auf Welle von der Breitseite fasste, und plötzlich mit einem hörbaren, peinlich berührenden Laut das Steuer in der Mitte barst. Indessen gewöhnt man sich auch an solche Situationen und macht es sich, obgleich an eine Cajüte nicht gedacht werden kann, sondern nur gerade Raum zum Sitzen oder ausgestreckten Liegen vorhanden ist, so behaglich, als es die Umstände irgend gestatten; ja es gelingt sogar auch hier, die Toilette, die dem ähnliche Lagen Ungewohnten recht unbequem und beschwerlich scheint, mit der gleichen Sorgfalt und besonders auf Reisen nothwendigen Penibilität zu vollenden, als befände man sich daheim in seinen mit allem Comfort ausgestatteten Räumen.

Nachdem ich so drei Tage und zwei Nächte unter freiem Himmel verbracht hatte und leidlich verbrannt war, langten wir in Loanda an, wo mir noch die eine Hauptaufgabe zu lösen blieb, Lastthiere für das bessere Fortbringen des Gepäckes der Expedition beim Marsche zu beschaffen. Wir hatten bereits in Tschintschotscho die Frage ventilirt, ob Ochsen oder Eseln der Vorzug gegeben werden solle, und hatten uns namentlich deshalb für erstere entschieden, weil eine seit Jahren in Landana prosperirende Herde von sechs Stück den Beweis zu liefern schien, dass sich keine klimatischen Hindernisse der Einführung entgegensetzen würden. Ueberdies stellte sich heraus, dass sich zum Ankauf von Eseln weder in Loanda noch Ambriz Gelegenheit fand, während Ochsen an beiden Orten als Zugthiere vielfach

Verwendung fanden und so für den späteren Zweck wenigstens einigermassen geeignet zu sein schienen.

Da der Preis ein recht bedeutender war und sich inclusive des Transportes auf 300 Mark pro Stück stellte, auch überhaupt erst der Versuch der Brauchbarkeit in unserer Gegend gemacht werden musste, so beschränkte ich mich auf zwölf Stück, lauter Prachtexemplare, die ich aus einer grossen Herde unter Beihülfe von Sachverständigen aussuchte und zur Vermeidung von Verwechselungen sofort durch ein eingebranntes Zeichen markiren liess. Ich wünschte mir zu dem abgeschlossenen Handel innerlich von ganzem Herzen Glück; denn ich konnte natürlich nicht ahnen, welchem Schicksal die Thiere entgegen giengen und welche vergebliche, endlose Mühe sie uns verursachen sollten. Damals aber liessen mich die Schilderungen des englischen Consuls von Fernando Po, Mr. Hardley, welcher zehn Jahre lang im Damara-Lande die Elephantenjagd betrieben hatte und der mir seine Erfahrungen mit dankenswerther Bereitwilligkeit mittheilte, das Beste von unserem Unternehmen hoffen; jetzt weiss ich nur zu gut, dass jeder Platz Africas seine eigenen Erfahrungen beansprucht, und dass, wer an einer Stelle reiste, dadurch keine Berechtigung erhält, über die Art des Reisens in anderen Gegenden zu urtheilen.

Bei unseren Erörterungen gaben mir die vielfach betonten Vorzüge einer aus beiden Geschlechtern gemischten Trägercolonne deshalb besonders zu denken, weil auch Senhor Prazeres darauf hingedeutet hatte, dass es bei einiger Vertrautheit mit dem Negerleben fast nothwendig erscheine, den Trägern die Mitnahme ihrer Frauen zu gestatten, von denen jede ohne Zweifel dasselbe leiste wie ein Mann.

Mr. Hardley schilderte mir die Dienste, welche die Weiber im Lager durch Heranschleppen von Bau- und Heizmaterial, durch Besorgen des Essens und der Wäsche leisteten, die Freudigkeit der Männer, wenn sie nach längeren Ausflügen die Aussicht hätten, sich im Lager bei ihren Frauen von den Strapazen zu erholen, das Vermeiden von Reibereien in den zu passirenden Dörfern so überzeugend, dass ich nachträglich an Herrn Prazeres die Weisung sandte, er solle unserer bereits gepflogenen Rücksprache eingedenk bei dem zweiten Transporte statt der funfzig Neger nur dreissig und dafür zwanzig Frauen mitschicken: eine Massnahme, die von Herrn Dr. Güssfeldt gut geheissen, sich in jeder Weise bewährte.

Nachdem so alle Geschäfte nach bestem Ermessen glücklich abgewickelt waren, gieng ich am 7. Januar 1875 an Bord des kleinen holländischen Flussdampfers „Zaire“, da ein fürchterlicher Regen und Sturm das am Tage vorher beabsichtigte Auslaufen unmöglich ge-

macht hatte. In Banana musste man uns indessen währenddem auf dem Meere vermuthen, und so war es kein Wunder, dass wir nahe unserem Ziele auf einen grösseren Dampfer stiessen, der unsere Trümmer zu suchen oder uns Hülfe zu bringen, von dort ausgesandt war. Wären wir nicht durch andere Zufälligkeiten aufgehalten bis zu jenem Tage im Hafen geborgen geblieben, so wären die Befürchtungen zweifellos zur Wahrheit geworden. Das Gerücht unseres Unterganges hatte sich schon weit nach Norden verbreitet, so dass ich in Tschintschotscho als ein von den Todten Erstandener freudig und herzlich begrüsst wurde. Auch Herrn v. Mechow, den ich in Banana eingetroffen fand und seinem Bestimmungsort zuführen konnte, wurde ein warmer Empfang zu Theil. Schien es doch, als wenn nun alle Vorbedingungen günstig erfüllt, alle Vorbereitungen zu einem erfolgreichen Unternehmen getroffen wären, als ob nur das Commandowort des Führers, auf den wir vertrauensvoll blickten, fehlte, um uns vorwärts zu führen.



Baue von Waldameisen.


Warneidechse (Monitor saurus).

CAPITEL V.

Erweiterung der Station. — Fünf Monate der Trübsal. — Sterben der eingeführten Ochsen. — Benehmen der Träger. — Ausbrechen der Pocken. — Lindner meuchlerisch angeschossen. — Krankheiten. — Tod von einflussreichen Personen und Freunden der Station. — Erkrankung der Ziegen. — Weitere Malariafälle. — Umbau der Hütten und Ställe. — Lichtblicke durch naturwissenschaftliche Erfolge.

Wer uns zu Anfang des Jahres 1875 hätte beobachten können, wenn wir nach Sonnenuntergang auf die Barriere am Klippenabhange gelehnt, trübe und nachdenklich auf das Meer hinaussahen oder vor der Umzäunung unseres Gehöftes in ernster Unterhaltung auf- und niederschritten, der hätte, auch ohne nachzuforschen, die Ueberzeugung gewonnen, dass schwere Sorgen unsere Gemüther bedrückten.

Die Träger waren eingetroffen, ebenso die Ochsen; in der Heimat erwartete man zweifelsohne den Aufbruch der Expedition; und um

den dort getroffenen Dispositionen gerecht zu werden, und weil wir selbst noch hofften, dass Menschen und Thiere sich bis zu dem auf Anfang Juni festgesetzten Termin hinreichend erholt und eingelebt haben würden, trafen wir alle Vorbereitungen zum Marsche, obwol wir uns innerlich gestehen mussten, dass wir weiter vom Ziele entfernt seien denn je. Um die Muthlosigkeit nicht aufkommen zu lassen, wurde auf allen Seiten der Eifer verdoppelt: es sollte, es musste gehen! Jeder versuchte die Hoffnungen des Andern zu wecken und liess sich gegen seine Ueberzeugung von der Möglichkeit des Gelingens überreden; aber dennoch halfen alle Anstrengungen Nichts, war alles Gegenstämmen vergeblich: unaufhaltsam trieben uns die Ereignisse von einer Enttäuschung zur andern.

Von den Ochsen war einer auf der Ueberfahrt zu Grunde gegangen, ohne dass die Todesursache festgestellt werden konnte. Man brachte das wolweislich abgezogene Fell zum Beweise, dass er wirklich vorhanden gewesen sei, und überliess es uns in völligem Gleichmuth, mit der unabänderlichen Thatsache fertig zu werden. Ob wir nun glaubten, dass das Fell schon in Loanda statt des Ochsen an Bord gekommen oder dass unterwegs der Appetit der Neger auf frisches Fleisch erwacht sei und das Opfer gefordert habe, oder dass wirklich Krankheit die Ursache des Todes gewesen sei, was gieng das die Ueberbringer an? Wir mussten froh sein, elf stattliche Thiere den Strand gewinnen zu sehen. Bei ruhiger Ueberlegung war der Verlust auch zu verschmerzen, da bei gelungenem Versuch später doch mehrfach weitere Transporte der Expedition Ersatz zuführen mussten. Vorläufig freuten wir uns, wie das frisch vom Quellenthale geholte Futter den Ankömmlingen behagte, und wie wolig sie in dem neu erbauten Stalle nach der langen, angreifenden Fahrt die Glieder streckten.

Zwei Tage lang durften sie ruhen, dann wurde zur Abrichtung geschritten, die für Lehrer und Schüler gleich viel Schwierigkeiten bot. Zuerst wurden die Hornspitzen abgesägt, um die Gefahr für die Bepackungsmannschaft bei der sich herausstellenden grossen Wildheit der Thiere zu mindern; dann wurden die Nasensepta durchbohrt, um eiserne Ringe, die unter grossen Schwierigkeiten erst geschmiedet werden mussten, anbringen zu können, an denen sie später mit Stricken geführt werden sollten. Sättel der einfachsten, praktischsten Form wurden erdacht, construirt, verworfen, endlich geprobt und aufgeschnallt, Lasten improvisirt und aufgeladen. Weit entfernt, Misserfolge zu beklagen, sahen wir diese als selbstverständlich an und benutzten sie zu neuen verbesserten Versuchen; wogen ja doch die Vor-

theile, welche der Expedition aus dem Gelingen des Experimentes erwuchsen, die aufgewendete Mühe und Zeit hundertfach auf.

Endlich zog das erste Thier mit seiner Bepackung in vollster Ruhe aus und brachte sie Abends ohne jede Verschiebung wieder heim, stolz als hätte es Theil an dem Triumphe, den Ausdauer und Beharrlichkeit feierte; Aller Augen auf dem Gehöfte waren ihm gespannt bei seinem Auszuge gefolgt, alle Herzen schlugen freudig und hoffnungsvoll bei seinem Einzuge; es war, als hätte ein bedeutendes Ereigniss stattgefunden. Bei Tisch beherrschte das Thema über die glücklich überwundenen Schwierigkeiten die Unterhaltung, und in immer kühneren Bildern malte sich die geschäftige Phantasie bald den Abmarsch mit den Trägern an der Spitze und den hinterher geführten reich beladenen Ochsen in allen Einzelnheiten aus. Dem ersten folgte der zweite, dem zweiten der dritte und so fort. Wenn durch Herrn Lindners Bemühung und erfinderischen Geist wieder ein Sattel und Packgeräth fertig gemacht worden war, so wurde ein neues Thier in Dienst gestellt, bis endlich zum allgemeinen Jubel die ganze Herde für zweckentsprechend durchgebildet gelten konnte. Dabei lief natürlich nicht jede Probe günstig wie die erste ab, oft genug musste das Packzeug einzeln auf der Weide in fürchterlichem Zustande aufgelesen werden, oft genug sass es bei der Heimkehr statt auf dem Rücken unter dem Bauche des Thieres, oft genug war alle Mühe, dasselbe von Neuem aufzusatteln, vergeblich, da es sich legte und durch kein Zureden oder Schlagen sich bewegen liess, wieder aufzustehen.

Hierdurch und durch eine gewisse Abmagerung und zunehmende Mattigkeit der Thiere wurde die Freude allmählich gedämpft, und es begann die Ahnung in uns aufzudämmern, dass sie bald ganz aufhören würde: Die dysenterischen Erscheinungen, die nun hervortraten, wurden zweifellos durch das Futter hervorgerufen, da die schilfartigen Gräser zu wenig Nährkraft besassen und den Verdauungscanal reizten; doch war es fraglich, ob eine durchgreifende Aenderung der Kost würde durchgeführt werden können und ob sie noch Hülfe brächte. Die Thiere hatten selbst darauf hingewiesen, was ihnen fehlte, indem sie vom Weidewege ausbrachen und in den Maniok- oder Maisplantagen der Eingeborenen nach kräftigem Futter suchten; und wenn diese Art der Selbsthülfe wegen der dadurch hervorgerufenen Misshelligkeiten und Aergernisse auch auf das Energischste gehindert werden musste, so wurde doch täglich eine zwar wegen des auch in den Dörfern herrschenden Mangels nicht reichliche, aber genügend erscheinende Extrafütterung eingeleitet, und ausserdem durch

saftiges, aus dem Quellenthal beschafftes Gras und Ruhe für die Hebung der Kräfte zu sorgen gesucht.

Die neue Methode schien anzuschlagen, und schon hofften wir das Beste, als mich am 24. Februar Morgens die niederschlagende Kunde weckte, dass ein Ochse gefallen sei; indessen erhärtete die Untersuchung die Aussage eines Negers, dass ihn eine Schlange gebissen habe, da sich am rechten Hinterbein eine stark mit Blut unterlaufene Stelle unter dem Felle vorfand; so blieb noch immer Hoffnung, die Uebrigen zu erhalten, da nicht Krankheit, sondern ein unglücklicher Zufall uns den Verlust gebracht hatte. Bald aber fingen bei Einzelnen die dysenterischen Erscheinungen an überhand zu nehmen, und bald blieb die halbe Herde krank im Stalle. Für Wasser, Futter und Streu wurde in ausgiebigster Weise gesorgt, doch konnten wir nur kurze Zeit noch zwischen Furcht und Hoffnung schwanken, dann war es entschieden: Einen nach dem anderen sahen wir magerer, schwächer, hinfälliger werden, bis sie entweder im Stalle oder auf dem Felde vor Mattigkeit umsanken, um nicht wieder aufzustehen. Just Woche auf Woche war ein neuer Verlust zu verzeichnen, und was noch lebte, gieng dem sichern Grabe entgegen, in das zugleich endlose Mühe und eine vernichtete Hoffnung mit gebettet wurde.

Woran lag es nun, dass in Landana, kaum zwei Stunden von uns entfernt, eine kleine Herde, um die sich Niemand kümmerte, die Morgens herausgelassen wurde und Abends von selbst wieder heimkehrte, in bestem Stande war und seit Jahren kräftig gedieh, während wir trotz aller Sorgfalt die unsere nicht zu erhalten vermochten? War das vorauszusehen gewesen oder sprach der Misserfolg nicht jeder Wahrscheinlichkeitsberechnung Hohn? Hätten andere Kräfte vielleicht bessere Resultate erzielt?

Herr Professor Hartmann hat gefunden, dass wir aus Tschintschotscho mehrere Exemplare der echten Tsetsefliege (Glossina morsitans) oder doch eine ihr täuschend ähnliche eingesandt haben; das Vorhandensein derselben trug jedoch schwerlich Schuld an dem Hinsterben unserer Thiere, denn die Erscheinungen der Krankheit wurden von Anfang bis zu dem traurigen Abschluss zu genau beobachtet: Es waren die Folgen des veränderten Klimas, der veränderten Kost, die sich nach Ueberführung der Thiere allmählich in so verderblicher Weise geltend machten, und die kein Mensch hätte vorhersehen können. Wir waren wieder um eine Erfahrung reicher, eine Erfahrung, wegen deren gewiss kein Billigdenkender dem Leiter der Expedition einen Vorwurf machen wird! Oder hätte er etwa bei der Schwierigkeit, Träger zu beschaffen, diesen Versuch mit den Last-

ochsen, die unserer Expedition so viel hätten nützen können, nicht machen sollen? Wir wussten jetzt, dass wir auch auf dieses Transportmittel nicht rechnen konnten.

Aber nicht blos die Thiere litten unter den veränderten Lebensbedingungen, auch die Leute siechten auf dem fremden Boden und vermochten sich nicht zu erholen; einige davon waren schon auf der Ueberfahrt gestorben, andere trugen den unverkennbaren Keim des Todes in sich, Alle waren elend, matt und abgemagert und blieben es trotz der reichlichen Kost, die vertheilt, trotz der Ruhe, die ihnen vergönnt wurde. Ausserdem traten auch bei ihnen dysenterische Erscheinungen auf, deren Ursprung zum Theil ebenfalls in der veränderten Ernährung gesucht werden musste. In Novo Redondo nämlich besteht die Hauptkost aller Neger aus feinem Maismehl, das durch Zerstampfen der Körner mittelst dicker Stangen in grossen Holzmörsern gewonnen wird, in Loango aus Maniok, dessen Knollen man entweder roh oder in mannigfacher Weise zubereitet geniesst, und der den Magen in ungleich höherem Masse belastet, also bei geschwächten Individuen fast nothwendig zu Indispositionen führen muss. Daneben verursachten die Sandflöhe (Pulex penetrans), welche in wenigen Jahren zur Landplage geworden waren, ausnahmslos bei Allen Fussleiden, die bei Einigen geringfügig blieben, bei Anderen sich hochgradig entwickelten. Die gefährlichen Insecten vermehrten sich noch dadurch, dass die Neger sie nach dem Herausnehmen aus den Füssen nicht sammt den Eiersäcken vernichteten, sondern achtlos in den Sand warfen und so einer enormen Menge neuer Brut das Leben liessen; das Uebel hatte um so schlimmere Folgen, je rathloser man ihm anfänglich gegenüberstand. Auf der Station musste die Mannschaft nunmehr Morgens und Abends Fussbäder von Holzasche nehmen, die in grossen Kesseln bereitet und so heiss als möglich angewendet wurden, während die heftiger Erkrankten verbunden wurden, was täglich mehrere Stunden in Anspruch nahm. Später wurden Einreibungen mit Palmöl erfolgreich gebraucht, auch hielten die Leute von Zeit zu Zeit die Füsse über die Feuer, so dass die noch äusserlich haftenden Insecten abfielen. Aber es dauerte lange, ehe das Uebel durch eigene Sorgfalt jedes Einzelnen gemindert wurde. Man hat behauptet, dass nach erfolgter Einbohrung des Insectes unter die Haut keinerlei abnorme Empfindung an Ort und Stelle vorhanden sei, und dass das Thier sich später leichter herausholen lasse als im Beginne, weil es sich während dieses Versuches tiefer einbohre und dabei die eingegrabenen Mandibeln leicht abrissen und durch Zurückbleiben zu Entzündung und Verschwärung

führten (Hebra und Kaposi); dem entgegen habe ich die Erfahrung gemacht, dass wenigstens ein Europäerfuss das Vorhandensein durch ein unerträgliches Jucken unmittelbar merkt, und dass dem sofortigen Herausheben sich weder Schwierigkeiten entgegenstellen, noch unangenehme Zustände folgen, namentlich dann nicht, wenn man die Stelle nach der kleinen Operation mit Höllenstein oder Perubalsam behandelt oder mit rothem Präcipitatpulver bestreut, dem 25 Theile Mehl beigesetzt sind; ich bin deshalb, nach allen Erfahrungen, die nicht nur am Menschen, sondern auch in grosser Zahl bei den Affen, vorzüglich den anthropomorphen, gemacht wurden, der Ueberzeugung, dass die Entfernung der eingebohrten Thierchen mittelst Nadel oder Messer, sobald ihre Anwesenheit erkannt ist, eingeleitet werden muss, und kann zum Trost aller derer, welche ähnlich inficirte Gegenden bereisen wollen, anführen, dass man sich bei einiger Aufmerksamkeit und Vorsicht ziemlich frei von dieser Plage halten kann, und dass die kleine zur Eliminirung nöthige Operation nicht nur keinen Schmerz, sondern wegen der Verminderung des Juckens eher ein wolthuendes Gefühl verursacht.

Noch war dieses Uebel im Bestehen, als zum Uebermass auch die Pocken unter den Trägern ausbrachen. Die Krankheit hatte in den Jahren 1873 und 1874 die ganze Küste vom 4°—6° S. B. verheert und sich weit in's Innere hinein fortgesetzt, schien aber völlig erloschen, da schon lange kein Fall mehr vorgekommen war, als vierzehn Tage nach Ankunft der Träger erst zwei und bald sechs an Pocken erkrankten und zwei davon starben. Glücklicherweise hatte ich bei Beschaffung meiner Ausrüstung an die Möglichkeit eines solchen Falles gedacht und Lymphe mitgenommen. Die sofort bei der ganzen Mannschaft und den Bediensteten des Hauses durchgehends erfolgreich angestellte Impfung ergab das brillante Resultat, dass von Stunde an kein weiterer Erkrankungsfall vorkam.

Nachdem diese Calamität überwunden war, machte sich endlich bei den Trägern unter steter Pflege nach und nach eine Zunahme der Kräfte bemerklich; aber leider durften wir darüber nicht triumphiren, da sie die wieder gewonnene Beweglichkeit und Elasticität nur dazu benutzten, sich unserer Aufsicht zu entziehen; fast wöchentlich hatten wir Verluste durch Fluchtversuche zu verzeichnen. Oft missglückten sie zwar, weil die Bewohner der Umgegend gegen einen für solche Fälle bereits feststehenden Lohn die Flüchtlinge zurückbrachten; mehrfach aber gelang es einigen, zu entkommen, und die nicht zu verkennende Absicht, sich trotz aller Pflege und Sorgfalt aus dem Bereiche unserer Macht zu bringen, musste uns gewiss

auf's Aeusserste reizen und niederdrücken. Wohin sollte das schliesslich führen?

Wenn ich jetzt vorurtheilsfrei und objectiv auf jene Periode zurücksehe, so erscheint die ganze Entwickelung in anderem Lichte und durchaus natürlich; die Sache konnte gar nicht anders verlaufen, als es geschah. Oder war es etwa nicht verständlich, dass Leute, die nicht aus freiem Willen, sondern durch ihre Angehörigen gezwungen ihrer Heimat entrückt waren und von dem ungewohnten Klima, den andersartigen Verhältnissen überhaupt zu leiden hatten, von vorn herein keine Zuneigung zu uns hatten? dass sie aus Furcht vor dem Unbekannten, dem durch die Sage mit Schrecknissen fürchterlicher Art angefüllten Innern, lieber den relativ günstigeren Verhältnissen, in denen sie lebten, entsagten, zumal es nicht an Verlockungen fehlte, sich eine behagliche Existenz in den umliegenden Dörfern zu gründen? Den Eingeborenen Loangos, die unsere Zwecke nicht verstehen konnten, sondern in der Mehrzahl niemals aufhörten, uns als ein ihre Freiheit und Unabhängigkeit bedrohendes Element anzusehen, musste die Zusammenziehung einer so formidablen Macht, wie wir sie der Zahl nach vorstellten, durchaus bedenklich erscheinen. Wer stand ihnen denn dafür, dass wir ihr Land damit verlassen und sie nicht zu ihrem Schaden gebrauchen würden? Es war also gewissermassen die Pflicht der Selbsterhaltung, die sie trieb, unsere Ideen und Pläne nach Möglichkeit zu kreuzen und die Leute uns durch falsche Vorspiegelungen abspänstig zu machen. Wenn sie dann auch einen Theil der Flüchtlinge, um den Schein der Schuld von sich abzuwälzen und nebenher dabei zu verdienen, wieder zurückbrachten, so waren sie doch sicher, dass die Zersetzung immer mehr um sich griff, und dass uns die Hände gebunden wurden. Sie ahnten es ebenso wenig wie wir, dass die Zeit den Verführten dennoch die Augen öffnen, dass gemeinsam bestandene Gefahren das Band der Zusammengehörigkeit zwischen ihnen und uns knüpfen würden. Damals konnte aber davon die Rede nicht sein; die aus den verschiedensten Gegenden gesammelten, einander und uns fremden Leute konnten unmöglich sich gleich zu einem festen Gefüge verbinden.

Wenn wir nach Jahren, wo wir ruhig vom Schreibtisch her das Ganze überblicken und Anfang und Ende vor uns haben, mit Leichtigkeit den Gang der Entwickelung verstehen, so betrachten wir die Sache anders wie damals, als wir unter der Wucht widriger Verhältnisse litten: Wir sahen mit erschreckender Deutlichkeit, dass wir vom Ziele abtrieben, anstatt ihm näher zu kommen, und glaubten die eigenen Kräfte immer mehr anspannen zu müssen, um uns dennoch

gegen den Strom zu halten. Wie oft priesen wir damals das Geschick der vom Osten auf alten, wolbekannten Handelsstrassen dem Innern zustrebenden Reisenden, denen eine Zunft geübter Träger sich zu beliebiger Wahl bietet, die, sofern ihnen genügend Mittel zur Hand sind, eine nach Hunderten zählende Colonne unter erprobten Hauptleuten sammeln und damit unmittelbar ihrem Ziele zusteuern können! Wir mussten uns erst Träger und mit diesen dann Wege schaffen. Die von allen Seiten her sich geltend machenden Schwierigkeiten spornten die Thatkraft eines Jeden in erhöhtem Masse an, so dass eine fast fieberhafte Thätigkeit im äusseren und inneren Leben der Station sich bemerkbar machte. Die Ausbildung der Leute wurde fortgesetzt, nur dass die bisher geübte Milde einer unerbittlichen Strenge Platz machte; es war ja möglich, dass, wie Portugiesen und Holländer uns immer zuraunten, Neger Güte am allerwenigsten verstanden, und dass wir durch Aendern des Regimes die Leute von weiteren Fluchtversuchen abhielten.

Der Juni wurde als Termin für den Abmarsch noch immer festgehalten und Alles vorbereitet, um dann fertig gerüstet dazustehen. Es wurde in jeder Beziehung Form, Menge und Art der Verpackung überlegt, bestimmt, abgewogen. Munition, Medicin, Instrumente, Proviant, persönliche Bedürfnisse wurden gleichmässig in verschiedene Koffer verpackt und Inhaltsverzeichnisse sowol in die Deckel geklebt, als auch besonders zurückbehalten. Es wurde Rücksicht darauf genommen, dass die einzelne Last ein Gewicht von fünfundzwanzig Kilogramm nicht überschritt, und dass von den für den Marsch wichtigsten und unentbehrlichsten Gegenständen sich für den Fall des Verlustes einzelner Koffer in mehreren zugleich Reserveexemplare befänden, ohne dass wir uns dabei doch mit überflüssigen Stücken belasteten. Während wir diese Vorbereitungen eifrig betrieben und Kasten auf Kasten fertig gepackt an einander reihten, trafen uns verschiedene unerwartete Schläge, die auf unsere Thätigkeit nothwendig lähmend einwirken mussten.

Am 7. Februar war Dr. Pechuël-Loesche mit Lindner, unserm Dolmetscher und verschiedenen Leuten nach einem etwa drei Stunden entfernten Terrain zu einer Büffeljagd aufgebrochen, als gegen Mittag schweisstriefend ein Bote in höchster Erregung keuchend die Nachricht brachte, dass Lindner in den Grasdickungen der Savanen meuchlerisch angeschossen worden sei, ohne dass es gelungen wäre, des Thäters habhaft zu werden, und dass man den Verwundeten in einer Hängematte langsam nach der Station schaffe. Die Untersuchung ergab einen Fleischschuss in den rechten Oberarm. Die Ein-



Schmelzen und Klären des Palmöles.

gangsöffnung befand sich an der Aussenfläche in der Höhe des Gelenkes, von wo sich der Schusscanal in der Länge von 12 cm. bis zum hintern Schulterblattrande erstreckte und das Geschoss dort festsitzend erkennen liess, so dass es durch einen 2½ cm. langen Längsschnitt leicht entfernt werden konnte. Ein anderes Geschoss war an der Vorderseite durch das Hemd gegangen, in dem sich zwei Löcher befanden. Lindner hatte, als er eben im Begriff war, nach einem Vogel in einem Baumwipfel zu schiessen, das grinsende Gesicht eines ihm unbekannten Negers in einiger Entfernung auftauchen sehen, es aber natürlich nicht weiter beachtet, bis ihn der Schuss zu spät über die Absicht desselben belehrte und er, weil die Büchse dem getroffenen Arme entfiel, sein eigener Rächer nicht mehr sein konnte. Wer der Thäter war, und welche Motive seiner Handlung zu Grunde lagen, ob es ein persönlicher Racheact oder der Ausdruck eines gegen unsere Pläne gerichteten Complotes war, ist unerklärt geblieben. Damals mussten wir nach Aeusserungen und Warnungen einiger vertrauter Neger letzteres annehmen und in um so grössere Spannung versetzt werden, als wir nicht ahnen konnten, welche weiteren Schritte diesem ersten folgen würden. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, hinterlistiger Gewalt wehrlos gegenüberzustehen; die Wahrscheinlichkeit einer Gefahr auf allen Wegen und Ausflügen mit sich herumtragen zu müssen, ohne ihr entgegentreten zu können, wenn man nicht weiss, von wo und durch wen sie uns droht; so war es natürlich, dass die Stimmung auf der Station lange Zeit eine gedrückte blieb.

Ausserdem war die Regenzeit ungewöhnlich früh hereingebrochen und dauerte mit bisher nicht gekannter Heftigkeit an; heftige Regengüsse strömten am Tage, noch mehr aber bei Nacht nieder und durchfeuchteten bis zu grosser Tiefe das Erdreich; sie waren dann stets von grandiosen elektrischen Entladungen begleitet, welche kategorisch jeder Ruhe ein Ende machten, auch wenn die allerbestimmteste Absicht, sich nicht stören zu lassen, vorhanden war. Die dauernd vom Boden aufsteigenden Dünste, verbunden mit der von oben wirkenden Hitze, verfehlten nicht, den Gesundheitszustand in hohem Masse zu alteriren. Auch wenn sich keine bestimmte Krankheit mit ausgesprochenen Symptomen herausbildete, war eine nervöse Gereiztheit, die häufig als Zahn- oder Kopfschmerz bestimmte Form annahm, eine durch Schlaf- und Appetitlosigkeit bedingte Abspannung bei fast Allen vorhanden; bei längerer Dauer der atmosphärischen Niederschläge liessen aber auch wirkliche, schwere Krankheiten nicht auf sich warten. Drei Hauptbedienstete des Hauses, der

Dolmetscher, der Wäscher und der älteste Tischmulek, legten sich gleichzeitig unter typhösen Erscheinungen zu Bett; vom Nachbarhause wurde mir ein Neger gebracht, der sich in der Fieberhitze mit solcher Gewalt den Hals durchschnitten hatte, dass nicht nur die Luftröhre, sondern auch die Speiseröhre weit von einander klaffte. Von den Trägern starben zwei, nachdem andere an Lungen- und Bauchfellentzündung, an Phthisis, Ruhr und anderen Leiden vorausgegangen waren, kurz nach einander am perniciösen Fieber, während ein dritter, obgleich die epileptiformen Anfälle mit fürchterlicher Gewalt aufgetreten waren, schliesslich doch noch genas. Unser Nachbar, ein Mann, der uns anderthalb Jahre in aufopfernder Freundschaft zur Seite gestanden und dessen Güte unvergesslich unserem Gedächtnisse eingeprägt bleiben wird, der Portugiese Moreira, legte sich unter perniciösen Fiebererscheinungen und hatte trotz der hingebendsten Pflege in wenigen Tagen ausgelitten. Kaum hatten wir ihn am 5. April zu Grabe geleitet, in tiefer Bekümmerniss auch darüber, dass wir in dieser schweren Zeit seinen Rath und seine Hülfe nunmehr entbehren mussten, als wir am 28. einen durch die Verhältnisse gleich schweren Verlust zu beklagen hatten, indem unser Dolmetscher, ein bedeutender, in hohem Ansehen stehender Würdenträger, der Muboma von Yenga, seinen Leiden erlag und durch seinen Tod den ganzen Umkreis in masslose Verwirrung und durch die vom Aberglauben geforderten Nachforschungen nach den Urhebern seines Todes in eine ängstliche Spannung versetzte. Schon am Abend des folgenden Tages hatte der Fanatismus seine Wuth an einem Opfer gekühlt; wir beobachteten von dem Klippenabhange aus den Feuerschein des Scheiterhaufens, wo die Gebeine eines durch Nkassa für schuldig erfundenen Negers, unseres ehemaligen Koches, verkohlten. Andere Verurtheilungen folgten, Palaver auf Palaver wurden gehalten, von nah und fern eilten die einflussreichen, sonst nie an der Küste gesehenen Häuptlinge herbei und verfehlten leider nie, uns bei ihrem Kommen und Gehen gleichfalls einen Besuch zu machen. Lange, sehr lange dauerte es, ehe sich die hin- und herwogende Aufregung der Bevölkerung einigermassen zu beruhigen anfing. In Landana verkündete die halbmast gezogene Flagge, dass das Klima wiederum einen Weissen zum Opfer gefordert hatte. Aber das Mass der Widerwärtigkeiten war noch nicht voll; ein tückisches Geschick schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, unsere Geduld auf das Aeusserste zu prüfen.

Die Ziegen, welche als Proviant bei dem beabsichtigten Vormarsch in's Innere dienen sollten, erkrankten eine nach der anderen

an einer bösartigen ansteckenden Hautkrankheit, welche sie zum Skelet abmagern liess. So mussten sie denn, um nicht ganz verloren zu gehen, Stück für Stück geschlachtet und unter die Leute vertheilt werden, bis von der ganzen dreissig Stück zählenden Herde keins übrig blieb. Daneben denke man sich eine Zeit der Noth, des allgemeinen Mangels; eine sich recht bemerkbar machende Gährung unter den Eingeborenen, und man wird zugeben, dass wir uns in einer drückenden, unheilschwangern Lage befanden, dass eine dumpfe Beängstigung unsere Gemüther beherrschen musste, da Keiner wusste, ob er den andern Tag erleben würde. So stand es in der ersten Hälfte des Jahres 1875. Mensch und Vieh litt an Krankheit oder starb, Alles arbeitete fast systematisch an der Aufgabe, die geplanten Unternehmungen unausführbar zu machen. Wer in der Heimat hatte von Alledem eine richtige Vorstellung? Wer rechnete dort mit den Verhältnissen? Hatte man ein Verständniss für die Arbeit, welche allein der Umbau der inficirten Ställe, die aus hygieinischen Gründen gebotene Erweiterung der Station, die Verlegung sämmtlicher Hütten, mit dem Zwecke durch breite, freie Gänge der Ansammlung von Miasmen vorzubeugen und dem Seewinde Zugang zu schaffen, verursachte? Allerdings wurde dadurch etwas Greifbares, den europäischen Erwartungen Entsprechendes nicht gewonnen, aber es handelte sich darum, festen Fuss auf unendlich schwierigem Boden zu fassen und für ein grossartiges Unternehmen die Wege zu ebnen; vor Allem musste die Station fest und unangreifbar stehen, wenn wir selbst Vertrauen zu uns und auf unser Werk haben, den Leuten solches einflössen und Respect im Lande gewinnen wollten. Bei der zweifelhaften Haltung der Eingeborenen war es auch geboten, die weitläufige Besitzung durch einen festen Zaun zu umfriedigen und die Magazine durch feste Wände vor bereits mehrfach versuchtem Einbruch zu sichern. Hunderte von Baumstämmen eines eisenharten Holzes mussten hierzu mit ungenügenden Werkzeugen geschlagen und herangeschleppt werden; es ist damals mühevoll gearbeitet und tüchtig geschafft worden, und doch gieng es den africanischen Verhältnissen angemessen nur langsam vorwärts.

In der langen Reihe trüber Erfahrungen und trauriger Ereignisse gewährten die Fortschritte, welche auf naturwissenschaftlichem Gebiete gemacht wurden, häufig einen erquickenden Trost und erhellten mit freundlichem Lichte die Schatten, welche die Gemüther zu verdunkeln drohten. Leider fehlte uns nun, wo nach dem grossartigen Regen Alles in unendlicher Fülle sprosste, wo es überall wucherte, blühte, duftete, unser Botaniker. In dem vergangenen,

fast regenlosen Jahre hatte die anhaltende Dürre seine Thätigkeit beeinträchtigt; nun, wo er mit den Verhältnissen vertraut geworden, aus dem vollen Schoose der Natur hätte schöpfen können, war er fern in wiederum ungünstiger Lage bei der Angola-Expedition, wo er sich gewiss ohne Utensilien, ohne Raum und krank nach den früheren günstigen Verhältnissen bei uns zurücksehnte.

Auf zoologischem Gebiete aber wurden die stetigen Bemühungen von bestem Erfolge gekrönt; die ohne Ermüdung immer von Neuem unter den Eingeborenen ausgestreuten Samen liessen allmählich befriedigende Früchte reifen. Was wurde nicht Alles gebracht und gesammelt, wie manche eigenthümliche Scene dabei erlebt! Deutlich erinnere ich mich noch, wie uns manchmal Abends ein aus der Ferne kommendes Getöse aufhorchen liess, wie es näher rückend, die Brandung übertönend mehr und mehr anschwoll, bis sich schliesslich eine schreiende, johlende Menge von Negern in unser Gehöft wälzte, die in ihrer Mitte eine beim Eierlegen am Strande überraschte ungeheure Seeschildkröte (Chelonia mydas) an einer Stange trugen und sie vor der Thür des Hauses niederlegten. Trotz des ungewissen Lichtes einer Laterne liessen sich die vor Freude über den bevorstehenden Genuss von Rum leuchtenden Augen wol erkennen, und während des eigenthümlichen Handels spielte sich eine so ergötzliche Scene ab, wie nur africanisches Leben sie zu bieten vermag. Neben jener riesigen Bewohnerin der Meere wurden oft die prächtig gezeichneten und an Schild und Rand wie durch Künstlerhand reich und meisterhaft verzierten gelben Landschildkröten (Cynixis erosa) und die einfach schwarzen Sumpfbewohner (Sternotherus derbianus) zum Kauf angeboten, während farbenwechselnde Chamaeleons, insectenvertilgende Echsen, von den kleinsten bis zu dem sieben Fuss langen Monitor saurus, und mannigfaltige Batrachier in Menge erschienen und die von allen Factoreien beigesteuerten Glasflaschen so schnell füllten, dass kaum Spiritus genug zur Conservirung vorhanden war und der gebrauchte durch Destillation immer schnell für den sich mehrenden Reichthum wieder nutzbar gemacht werden musste.

Von Schlangen wurden namentlich giftige in überraschend grosser Anzahl gebracht, vor Allem die berüchtigte Vipera rhinoceros, so dass es Wunder nehmen musste, dass so wenig oder gar keine Todesfälle durch Schlangenbiss zu verzeichnen waren. In der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes hörten wir nur einmal von einem solchen und hatten den Verlust zweier Thiere aus gleicher Ursache zu beklagen. Ausserdem wurde mir noch ein eben gebissener Neger zugeführt, an

dessen einem Fussrücken ich zwei 1½ cm. von einander abstehende, von kleinen spitzen Zähnchen herrührende Wunden fand, doch war es nicht möglich aufzuklären, ob diese von einer wirklich giftigen Schlange herrührten, und ob der als Gegengift bis zur Berauschung gereichte Alkohol seine als specifisch gerühmte Wirkung wirklich bewährte. Neben einer hellbraunen Art mit dunkelbrauner rhombischer Zeichnung (Causus rhombeatus) wurde häufig eine ganz schwarze (Atractaspis irregularis) gefunden. Als ganz besonders giftig und gefährlich wurde uns die vor noch nicht langer Zeit entdeckte Baumschlange (Dendraspis Jamesonii) und die wegen ihres Speiens berüchtigte Brillenschlange (Naja haje) gebracht, auch gleich bei letzterer erklärt, dass das einzige gegen ihr Gift bewährte Mittel Frauenmilch sei, die man auf die getroffenen Stellen streichen müsse. Von ungiftigen Exemplaren interessirte besonders eine Art wegen ihrer im Schlunde sitzenden Zähne und wegen ihrer uns sehr beeinträchtigenden Nahrung, die ihr bei den Holländern den Namen „Eierfreter“ (Dasypeltis palmarum und fasciolata) eingetragen hat. Man hält es, wenn man diese relativ kleinen Schlangen sieht, kaum für möglich, dass sie ganze Hühnereier zu verschlingen im Stande sind, die dann unmittelbar hinter dem Kopfe eine grosse Geschwulst bilden und wahrscheinlich von den Schlundzähnen dort angebohrt werden. Natürlich hüteten wir uns wol, das stets vergebliche Forschen nach Eiern unsererseits ihr allein zur Last zu legen, sondern wussten, dass denselben nebenher noch Ratten, unsere zahmen Affen und Papageien sowie Neger mit gleichem Eifer und gleichem Geschick nachstellten. Einst gab auch die Behauptung der Eingeborenen, der alle Europäer beipflichteten, dass eine Schlange mit zwei Köpfen existire, die unter der Erde lebe und schwer zu erlangen sei, lange Zeit zu rathen; jede Andeutung, dass ein solches Thier undenkbar wäre, wurde auf das Heftigste bekämpft und immer nur wiederholt, dass ich mich schon noch von der Wahrheit überzeugen würde, wenn ich erst einmal die Kinsengalele in Händen hätte. Wie gross war also die Spannung, als endlich ein Neger mit ihr erschien, und wie gross die Enttäuschung, als sich statt des Wunderthieres eine einfache Blindschleiche (Feylinia Curvori) entpuppte.

Auch von Fischen gieng manches interessante Exemplar ein. Geradezu drollig war die Beobachtung des Kletterfisches (Periophthalmus Koehlreuteri), welcher die wunderbare Eigenschaft hat, mittelst seiner Brustflossen an den Wurzeln und Zweigen des Mangrovegebüsches emporzuklettern, sich auch auf der Erde leicht fortzubewegen, ja sogar froschartige Sprünge zu machen. Die Negerkinder

pflegen sie mittelst kleiner Bogen und Pfeile zu schiessen und haben darin eine solche Geschicklichkeit, dass sie jedem Wunsche nach Mehrbedarf nachkommen. Hat man eine grössere Zahl dieser etwa 12 bis 14 cm. langen Thierchen mit grossen, seitwärts aus dem Kopfe hervorragenden Augen vor sich, so kann kaum etwas Eigenthümlicheres gedacht werden, als sie mit hastender Eile die Flucht ergreifen zu sehen, da das seltsame Schauspiel dem Begriff, den wir mit einem Fische zu verbinden gewöhnt sind, so absolut widerspricht. Andere begehrenswerthe und gern genommene Arten waren der Schlamm- oder Lungenfisch (Protopterus spec.?) und der vierzahnige Hautfisch (Tetrodon guttifer). Ersterer lebt in Teichen und ist von aalartiger Gestalt, indem er statt der Brust- und Bauchflossen lange fadenförmige fleischige Anhänge zeigt; trocknet das Wasser ein, so bleibt er in dem sich fest um ihn herum legenden Schlamme stecken und versinkt in Lethargie, bis neue Regen ihn in neu entstehenden Teichen zu neuem Leben wecken. Der letztere, ein Meerfisch, hat keine Schuppen, sondern eine chagrinartige mit weissen Tüpfeln bedeckte Haut, die er am Bauche kugelig aufzublasen vermag. Hierdurch und fast noch mehr durch die verwachsenen mit Schmelz überzogenen Ober- und Zwischenkiefer, die sowol oben wie unten in der Mitte durch eine Furche getrennt sind, so dass sie vier grossen Zähnen gleichen, bieten diese Thiere einen höchst wunderbaren Anblick. Von den Negern wurden sie auch bei sonst totalem Misserfolge des Fischzuges gern abgegeben, da ihr Fleisch intensiv giftig ist und nicht genossen werden kann. Diese Eigenschaft wohnt übrigens nicht diesem allein, sondern der ganzen Familie der Gymnodonten inne; es sei noch erwähnt, dass sich nach etwaigem Genusse solchen Fleisches concentrirter Essig in grosser Menge als Gegenmittel bewährt hat.

Allgemeine Aufregung erregte öfter ein zu den Heringen gehöriger Fisch (Pellona africana), der sich hin und wieder in grossen Schulen an der Küste zeigte; doch gelang es nur einmal, grosse Mengen dieser Thiere zu fangen und ganze Haufen davon am Strande aufzuschichten. Da der Appetit nach stark gewürzten und gesalzenen Speisen in den Tropen stets sehr rege ist, so wurde zu verschiedenen Malen die Zubereitung derselben mit Salz oder Salzlösung versucht, ohne dass es gelungen wäre, einen Hering nach europäischem Begriffe zu erhalten. Der Genuss blieb ein zweifelhafter, da sich gewöhnlich in der Nähe der Gräte ein verfänglicher Fäulnissgeruch bemerklich machte. Ich bin daher überzeugt, dass das Einpökeln in heissen Gegenden ohne Zusatz von Salpeter nicht gelingen kann, und

dass man nicht versäumen sollte, sich Quantitäten davon zu solchen Zwecken mitzunehmen. In ähnlicher Weise genügt zur Conservirung von Thierhäuten auch die concentrirteste Salzlösung nicht, sondern es muss nebenher Alaun mitbenutzt und daher zu jeder grösseren Tour mitgenommen werden. Die Fische alle anzugeben, welche durch ihre Form auffielen, würde zu weit führen, doch können wir mit ihnen nicht auch zugleich das Meer verlassen, ohne des häufigen Vorkommens eines Seesäugethieres, des Delphins, zu gedenken, der gewöhnlich in grösserer Zahl, reihenweise hinter einander, nicht allzu weit von der Küste vorüberzieht und durch Auf- und Niedertauchen ein eigenthümliches Spiel treibt, wobei der Körper ein schnell kommendes und schwindendes Kreissegment über dem Wasser bildet. Leider scheiterten alle Anstrengungen, eins oder einige dieser Thiere zu erlangen, deren Fleisch überdies für die Ernährung unserer Leute sehr willkommen gewesen wäre; wenn auch manche Kugel ihr Ziel erreichte, so entkam die erhoffte Beute doch stets, weil die Verwundung nicht eine sofort tödtende war. Schliesslich versuchte Dr. Pechuël-Loesche, ob sich durch directe Jagd mit der Harpune kein besserer Erfolg erzielen liesse, machte aber nur die Erfahrung, dass solche Unternehmungen im schwanken Canoe und nahe der Brandung schwieriger als im sichern Boote auf offenem Meere auszuführen seien. Als nämlich die begleitenden Neger sich neugierig alle nach derselben Seite wandten, schlug das Fahrzeug um, und wir hätten leicht in Trauer versetzt werden können, wenn unser Gefährte nicht Geistesgegenwart und Meisterschaft im Schwimmen genug besessen hätte, nicht nur sich selbst zu retten, sondern sogar Harpune und Büchse in den Händen zu behalten, bis das Canoe wieder umgedreht und vom Wasser entleert war. Die Jagd wirkt in solchen Fällen so elektrisirend auf den Neger, dass er seine gewöhnliche Vorsicht und auch Rücksicht auf den Weissen vergisst; daher ergieng es mir selbst auf einem Flusse ganz ähnlich. Auch hier wollten sie sich im augenblicklichen Eifer versichern, ob das getroffene Thier gefallen sei, wobei natürlich das schwanke Fahrzeug das Gleichgewicht verlor und wir alle kopfüber in's Wasser stürzten. Das nasse Bad machte Jenen wenig Kummer, sondern war ihnen als plötzliche Erfrischung eher angenehm; doch werde ich nie die verdutzten, höchste Bestürzung ausdrückenden Mienen vergessen, die meine unfreiwillige Theilnahme ihren Gesichtern aufprägte. Da ich jedoch gute Miene zum bösen Spiel machte, gewann das Vergnügen über das ihrer Meinung nach herrliche Abenteuer schnell die Oberhand, so dass sie in befriedigter Schalkhaftigkeit die Ufer von ausgelassenem Gelächter wiedertönen liessen.

Weniger wegen der Sammlungen denn als Leckerbissen wurden Garneelen (Peneus monodon) Langusten (Palinurus argus) und Austern (Ostrea parasitica) willkommen geheissen. Die Portugiesen schätzen daneben noch die grosse Strandkrabbe, (Cardisoma armatum), welche sie in eigenen Ställen oder Tonnen zum Bedarf für ihren Tisch mästen und mannigfach zubereiten, doch konnten wir einen gewissen Widerwillen gegen diese Crustaceen nicht überwinden. Die Austern kamen nicht aus dem Meere, sondern aus den Lagunen und hatten demgemäss stets einen geringen Beigeschmack nach Schlamm, bildeten aber doch, eine kurze Zeit in Seewasser gewässert, mit Limonensaft, Essig oder gar Zwiebeln ein ebenso köstliches als nahrhaftes und gesundes Gericht; sie wurden vom Juli zum September oft in solchen Mengen für geringe Quantitäten Rum gebracht, dass sie sämmtlichen Leuten als Extraration gereicht werden konnten. Diese so wie alle Neger öffneten sie in der sehr einfachen Weise, dass sie dieselben an's Feuer legten, wodurch das Thier natürlich abstirbt und durch die Erlahmung der Schliessmuskeln die Schalen auseinander weichen. In der Nähe austernreicher Lagunen findet man ganze Muschelberge, welche ein beredtes Zeugniss dafür geben, dass wir nicht allein den Werth dieser Weichthiere zu schätzen verstanden; aus den Schalen bereiten einzelne Factoreibesitzer einen an der ganzen Küste sehr gesuchten Kalk.

Neben den übrigen Sammlungen mehrten sich vor Allem die der Insecten, und das aus einem sehr natürlichen Grunde: So lange der zwischen unserer Niederlassung und Yenga theils im Thale, theils die Berglehne hinauf sich erstreckende Buschwald als undurchdringliches Dickicht betrachtet werden musste, waren uns seine Schätze verborgen geblieben. Wol hatten wir uns bald hier bald da mit Messer und Beil einen schmalen Weg geschlagen, aber der Erfolg hatte nie der Mühe recht entsprochen, schnell waren Ranken und Zweige von beiden Seiten wieder einander entgegengekommen und so innig verwachsen, dass der von manchem Schweisstropfen benetzte Pfad nur noch an dem frischeren Grün erkannt werden konnte. Das war nach Ankunft der Träger anders geworden, da wir einen Theil ihrer Arbeit darin hatten bestehen lassen, den Wald passirbar zu machen; nun liefen breite Wege nach allen Richtungen und kreuzten sich mit schmaleren Jagdpfaden oder endeten in freien Plätzen unter ehrwürdigen Baumriesen, um von hier freiere Rundschau zu gestatten. Bequem wandelte man nun, die Flinte im Arm, das Sammelzeug zur Hand, auch bei glühender Mittagshitze wol geschützt an all den Stellen, die früher unser Auge nur sehnsüchtig von ferne gesucht

hatte. Wie reich wurde nun die Jagdbeute an Vögeln, wie lohnend der Fang der Insecten, im Vergleich mit dem unfruchtbaren Mühen vorher! Jetzt erst wurden zu unserer Ueberraschung grosse Vogelspinnen (Mygaliden) gebracht, die von den Negern vorher kaum gekannt, jetzt in Aussicht auf gute Belohnung eifrig gesucht und mehrfach in Erdlöchern und Bäumen gefunden wurden. Immer aber blieben sie ein seltenes, begehrtes Sammelstück, das nur in längeren Intervallen erschien. Eine 21 cm. lange Stabschrecke wurde als etwas nie Gesehenes von Schwarzen und Weissen gleichmässig angestaunt, blieb auch nicht nur bis zur Heimfahrt einziges Exemplar, sondern gieng unter den Sendungen schliesslich verloren, da sie nicht angekommen ist, oder, wie so manches Andere, unter den in Berlin aufgehäuften Sammlungen der Expedition nicht wiedergefunden werden konnte. Auch Goliathiden wurden in kolossaler Grösse den Käfersammlungen an die Spitze gestellt.

Höchst interessant war uns der nicht endende Zug eines Processionsspinners, zu dem wir an einem Januar-Morgen gerufen wurden. Da kamen Hunderte und aber Hunderte von drei Centimeter langen grüngrauen Raupen mit schwarzen Puncten und weissen Haaren eine hinter der andern die beiden hinter der Station befindlichen Affenbrotbäume herabgekrochen, um passende Stellen zu Gesellschaftsgespinnsten zu suchen, in denen sich viele zusammen, doch jede in eigener Zelle verpuppen: nahm man mehrere Glieder aus der Reihe fort, so beschleunigten die folgenden ihren Marsch und schlossen sich an; wurde aber der Führer entfernt, so gerieth die ganze Colonne in's Stocken, da die nächste lange Zeit nach rechts und links herumsuchte, ehe sie die Führerschaft übernahm. Tödtete man ein Thier der Reihe und liess die Reste an Ort und Stelle, so beschrieb das dahinter befindliche einen weiten Bogen darum, oder machte kehrt und setzte von den Uebrigen gefolgt selbständig den Weg fort.

Eine seltsame Erscheinung war der sogenannte fliegende Skorpion, ein Insect mit beim Fluge lang herabhängendem Leibe von etwa 3 cm. Länge, das wegen seines angeblich giftigen Stiches allgemein gefürchtet wurde und durch sein Erscheinen Abends bei Licht grosses Entsetzen unter der Negerjugend hervorrief. Es waren aber eigentlich zwei ganz verschiedene Thiere, die wegen ihrer äusseren Aehnlichkeit verwechselt ungerechtfertigten Schrecken verbreiteten. Davon war das eine eine männliche zur Familie der Dorylus (Dorylus nigricans) gehörige Ameise, die zwar mit äusserst kräftigen Mandibeln recht schmerzhaft kneifen, aber nicht stechen kann, das andere ein Käfer (Atractocerus brevicornis), der absolut ungefährlich ist. Ver-

denken konnte man allerdings den Negerkindern eine gewisse Scheu vor unbekannten Insecten nicht, da ihre Heimat eine beträchtliche Zahl gefährlicher Arten beherbergt, und eins oder das andere immer einmal die Bekanntschaft mit dem Stachel der Skorpione, den Mandibeln der Tausendfüssler machte. Gefährlich habe ich jedoch solche Verletzungen nicht werden sehen; bei den wenigen beobachteten Fällen genügte stets das Betupfen mit Salmiak und ruhige Lage mit kühlen Umschlägen, um die Symptome von Schmerz und Schwellung bis zum nächsten Tage völlig verschwinden zu lassen.

Auch diese Erfahrung war werthvoll; denn wenn ich auch gegentheilige, in anderen Ländern, an anderen Küsten gemachte Beobachtungen nicht anzweifeln kann, welche schwere Folgen, ja sogar Todesfälle nach solchen Verletzungen constatiren, so erhellt doch aus Allem, dass dies kaum in Rechnung zu ziehende Seltenheiten sind. Vor Allem aber waren uns diese und ähnliche Erfahrungen, von denen hier nur eine geringe Zahl aufgeführt werden konnte, deshalb von Bedeutung, weil sie uns sowol durch die ihnen innewohnende Anregung als auch durch die natürliche Befriedigung des Schaffens über die unendlichen Widerwärtigkeiten forthalfen und die Hoffnung nährten, dass die auf allen anderen Gebieten erzielten Resultate schliesslich auch auf dem geographischen nicht ausbleiben würden.



Stabschrecke und Blattheuschrecke.



Kautschukranke (Landolphia florida).

CAPITEL VI.

Wichtigkeit einer geordneten Gesundheitspflege für Reisende. — Einwirkung der erhöhten Temperatur. — Kleidung. — Hautpflege. — Wirkung der veränderten Nahrung. Früchte. Wasser. Reizmittel. Gewaltsame Accommodationsversuche. Regulirung der Verdauung. — Veränderung in den Organen. — Nutzen der geregelten körperlichen und geistigen Thätigkeit. — Gefahren durch Musse. — Nothwendige Ruhe. — Schlaf. — Lager. — Entbehrlichkeit der Hunde als Wächter. — Wirkung der Miasmen. — Küstenglaube. — Prophylaxe durch Wahl der Wohnung und Gegend. — Chiningebrauch.

Wenn wir auf die im vorigen Capitel erwähnten, namentlich durch klimatische Verhältnisse bedingten Ereignisse zurückblicken und wenn wir im Allgemeinen die Nekrologe in den geographischen Berichten durchmustern, muss sich unwillkürlich der Wunsch in uns regen, jenes unheimliche, geheimnissvolle Wirken der Tropenluft auf den Körper kennen zu lernen und Mittel ausfindig zu machen, die diesem verderblichen Einflusse begegnen. Es ist ungemein betrübend, zu sehen, dass immer wieder durch den Tod einzelner Forscher in einem verhältnissmässig jungen Alter in die Wissenschaft tiefe, schwer auszufüllende Lücken gerissen werden, dass grosse Unter-

nehmungen ganzer Nationen durch das unvorbereitete Ableben ihrer Sendboten schon im Keime ersticken. Es drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, ob dagegen nicht angekämpft werden kann, da wir doch sehen, welche Fortschritte in den letzten Decennien eine planmässig durchgeführte Gesundheitspflege gemacht hat, da wir doch wissen, dass bei uns durch Erkennen und Forträumen schädlicher Momente ganze Gegenden ihren verderblichen Charakter verlieren, übel berüchtigte Städte die hohe Procentzahl der Sterblichkeit mindern, und nach neuen Regeln erbaute Häuser ihren Insassen anerkannte Garantieen für eine dauerhafte Gesundheit bieten. Sollten denn die Erfahrungen und Lehren, die in der Heimat gewonnen wurden, nicht auch für die verwerthet werden können, welche sie auf Jahre verlassen, um in der Ferne die unsicheren Pfade des Forschers zu wandeln?

Es ist dies ohne Zweifel möglich und erfordert Nichts, als dass die schnell emporblühende Wissenschaft nach dieser Seite hin ausgebaut werde, und da ich es für die Pflicht jedes Einzelnen halte, zu diesem Werke nach Kräften beizutragen, so sollen hier die von uns gemachten Erfahrungen zusammengestellt werden.

Wenn wir die Verhältnisse in's Auge fassen, unter welchen die in heisse Gegenden versetzten Europäer leiden, so werden wir naturgemäss zunächst die erhöhte Temperatur zu berücksichtigen haben und untersuchen müssen, wie sie auf den Körper wirkt, und wie dieser dagegen reagirt; welche Mittel er anwendet, um sich ihr zu accommodiren, und auf welche Weise wir sein Bestreben unterstützen müssen, um ihm die Erreichung seines Zweckes zu erleichtern. Indem die Strahlen der Sonne den Körper direct treffen, haben sie einmal die mechanische Wirkung der Verbrennung, dann aber führen sie dem Körper, der an sich schon Wärme erzeugt, immer neue Wärmemengen zu, so dass er der ungehinderten Anhäufung bald würde erliegen müssen; er schützt sich daher gegen jene durch Bedeckung, gegen diese durch Verdunstung, die er ununterbrochen bei Tag und Nacht durch die kleinen Organe der Haut, die Schweissdrüschen, einleitet und fortführt. Dies ist die wichtigste Arbeit, die der Körper während seines ganzen Aufenthaltes in den Tropen zu leisten hat, und die bisher bei Weitem nicht richtig erkannt und gewürdigt worden ist. Wir finden es natürlich, dass ein Mensch im hohen Norden, da er durch Strahlung und Leitung an die eisige Aussentemperatur viel Wärme abgiebt, sich durch geeignete Kleidung vor dem Verlust schützt und sich durch dieselbe dicht am Körper eine Luftschicht schafft, die ihn gewissermassen in die Heimatstem-

peratur zurückversetzt und nicht wechselt, dass er, um den immerhin grossen Wärmeausfall zu ersetzen, von innen durch reichliche Nahrung stets neue Wärme erzeugt. Dagegen scheint es unseren alltäglichen Erfahrungen bei warmen Tagen in der Heimat zu widersprechen, dass er unter dem Aequator gerade ebenso viel Wärme durch Verdunstung abgiebt und sie durch ebenso viel Einnahmen wieder ersetzen muss. Und doch ist dies ebenso natürlich.

Wenn wir bei uns gelegentlich eine hohe Temperatur drückend empfinden und uns leidend, angegriffen fühlen, so erklärt das sich leicht: Unsere Kleidung ist für solche Fälle durchaus unzweckmässig, viel zu dicht und undurchlässig, während zugleich in geschlossenen Räumen oder in den Strassen die Luft stagnirt und nicht in immer neuem Wechsel vorübergeführt wird. So staut der Körper allmählich Wärme in sich an und vermag, selbst angenommen, dass die Haut der nöthigen Mehrleistung entsprechen könnte, trotz aller Anstrengung den Ausgleich mit der Aussentemperatur nicht herbeizuführen, weil die transpirirte Menge Flüssigkeit sich nicht in gasförmigen Zustand verwandelt, sondern am Körper haftet oder die Bedeckungen imbibirt; wir empfinden dann die Hitze in uns bald als etwas Unerträgliches, und da wir sie nach aussen nicht abgeben können, versuchen wir, sie durch möglichst viel niedrig temperirte Flüssigkeit von innen her zu mindern. Hierdurch erreichen wir gewöhnlich nur, dass der Magen jegliche Arbeit, die er sonst etwa noch zu leisten im Stande gewesen wäre, versagt und sich gegen jegliche weitere Aufnahme von Nahrung unlustig zeigt. Jedermann muss aber zugeben, dass ein solches Verhalten des Körpers etwas Krankhaftes an sich trägt, dass er sich bei solchen Gelegenheiten in einem Ausnahmezustande befindet, der unmöglich andauern kann; denn wie lange sollte er bei fast absoluter Appetitlosigkeit und mangelndem Ersatz der ausgegebenen Kräfte bestehen können? Ein gleiches Verhalten in den Tropen bei dauernd hoher Temperatur wäre ein Unding; wir reagiren auch in Wirklichkeit dort anders auf die Hitze als hier, so lange nämlich die Verdunstung ungehindert von Statten geht, und der Körper gesund bleibt. Wenn wir uns dabei die Thatsache in das Gedächtniss zurückrufen, dass jeder Gramm Wasser 600 Wärmeeinheiten gebraucht, um in gasförmigen Zustand überzugehen, begreifen wir, wie viel Wärme dem Körper entzogen wird, um die bei Tag und bei Nacht ausgeschiedene enorme Wassermenge verdunsten zu lassen. Um dies zu erreichen, um gewissermassen eine kühlere Luftschicht dicht um uns zu erzeugen, welche die Haut trotz der heissen, glühenden Aussentemperatur der zufühlenden Hand kühl

zeigt, genügt nicht der in der Heimat übliche Umsatz eines kleineren Procentsatzes von Nahrung in Wärme, sondern wir müssen viel neue Wärmeerzeuger zuführen, um den Ansprüchen der Ausgabe zu genügen. So kommt es denn, dass wir in äquatorialen Gegenden unsern Appetit stets in hohem Grade rege finden und ebenso die Eingeborenen eine sehr lebendige Verdauung bethätigen sehen.

Dies ist eine unumstössliche Thatsache, mag man auch bezüglich der Erklärung anderer Meinung sein; nur muss man sich hüten, das Verhalten der Individuen in subtropischen Gegenden mit dem in der Aequatorialzone zu verwechseln. Es ist bekannt, dass in jenen Ländern im Allgemeinen eine grosse Mässigkeit und geringes Bedürfniss zur Nahrungsaufnahme herrscht. Dort wird aber auch weder durch Strahlung, noch Leitung, noch Verdunstung Wärme abgegeben, es besteht ein harmonisches Gleichgewicht zwischen der Aussen- und Innentemperatur, und wo keine Ausgaben sind, werden natürlich auch keine Einnahmen nöthig; bei gewöhnlich geringer Muskelarbeit bleiben nur die durch den Selbstverbrauch im Körper zerfallenen Zellen zu ersetzen, wozu geringe Quantitäten von Gewebsbildnern gehören. Je mehr wir uns aber von diesen Gegenden entfernen, je grösser die Differenz der Eigenwärme und der Temperatur des umgebenden Mediums ist, um so mehr muss der Körper kämpfen, um sich in ihm zu erhalten und die einmal durch Strahlung und Leitung, das andere Mal durch Verdunstung bedingten Ausgaben zu ersetzen, bis am Pol und am Aequator gleichmässig der Höhepunct erreicht wird. Für die Arbeit nun, welche der Haut unbestreitbar in den Tropen zufällt, ist eine Veränderung ihrer Textur unerlässlich. Mit der Hypersecretion muss eine Hypertrophie der Organe Hand in Hand gehen, indem sowol die Schweiss- als die Talgdrüsen eine Vergrösserung verlangen und bei dem steten Drängen des Blutes nach aussen sich die Capillaren ebenfalls erweitern; der Stoffwechsel überhaupt wird ein lebendigerer, so dass die Epidermisschuppen schneller abgestossen und schneller ersetzt werden müssen. Diese Veränderung der Haut ist eines der Hauptmomente, die wir unter dem Begriffe Acclimatisation zusammenfassen; und da jene eben nur allmählich eintreten kann, so lernen wir schon daraus, dass auch zur Acclimatisation vor Allem Zeit gehört, und dass sie ebensowenig übereilt als plötzlich erwartet werden darf.

Wenn wir nun eine ungehinderte Verdunstung von der Körperoberfläche für eine Hauptbedingung zur Existenz im heissen Klima ansehen und doch zu gleicher Zeit dem Luftstrom nicht in derselben Weise freien Zutritt zu ihr gestatten können wie der Neger, weil

unsere zartere, nervenreichere Haut Schutz gegen die directen Sonnenstrahlen und die schädlichen Wirkungen eines raschen Wechsels der Temperatur verlangt, so müssen wir wenigstens dafür sorgen, dass die nöthigen Bedeckungen zugleich zweckentsprechend sind und so wenig als möglich belästigen; die erste und hauptsächlichste Bedingung ist daher die Porosität und Durchlässigkeit ihres Gewebes. Nach den von uns gemachten Erfahrungen, die ich später von allen competenten Stimmen, d. h. von Aerzten, die jahrelang in tropischen Gegenden gearbeitet hatten, bestätigt gefunden habe, giebt es nur einen passenden Stoff, der direct auf der Haut getragen werden sollte, die weisse Baumwolle, nicht aber Wolle, wie vielfach noch angenommen wird: Die Baumwolle in Form loser, maschiger Unterjacken giebt auch durchnässt noch für durchtretende Luft Raum und verliert die aufgenommene Flüssigkeit langsam und gleichmässig; sie ist leicht, reizt die Haut nicht und lässt sich mühelos von den Theilen, mit denen sie sich imprägnirt hat, reinigen, ohne die Form und das Gefüge zu ändern. Wolle dagegen, namentlich als Flanell, verstopft allmählich, wenn sie sich vollgesogen hat, ihre Poren so vollständig, dass die Luft fast hermetisch abgeschlossen wird; in Folge dessen hindert sie den Wärmeabfluss und hitzt unerträglich; durch die grosse Menge des aufgenommenen Secrets wird sie schwer und reizt durch ihre Textur die Haut, wenn sie zusammengeschrumpft und durch Aufnahme von Salzen aus dem Körper und in der Nähe der Küste auch aus der Luft ein brettartiges, hartes Gefüge angenommen hat. Wer längere Zeit Wolle direct auf dem Körper getragen hat, ohne dass er in ihr zu einem Gefühl des Behagens hat kommen können, ist wie neu geboren, wenn er sie schliesslich mit der Baumwolle vertauscht; er begreift nicht, wie die Vorurtheile einzelner Reisenden sich immer noch erhalten können, wie die neu Hinausziehenden sich immer wieder in der für die Verhältnisse unpassendsten Weise ausrüsten, trotzdem an Ort und Stelle die Zuträglichkeit dieses Materials lange erkannt ist, und es keinem Menschen einfällt, einen andern Stoff zu tragen. Man mag über diesen Punct schliesslich denken, wie man will, dass die Wolle sehr reizt wird Niemand bestreiten können; ich habe beträchtliche Hautkrankheiten durch sie entstehen und nur nach ihrer Entfernung schwinden sehen, und die Beobachtungen anderer Aerzte an anderen Orten stimmen mit den meinigen überein. In Gegenden, die durch dahinter gelagerte Gebirge, durch kalte Luftströme, die von schneebedeckten Gipfeln herabkommen, an bedeutenden Temperaturschwankungen leiden, mögen über die Baumwolle getragene wollene Stoffe schützen; es ist jedoch, nochmals gesagt, meine

feste Ueberzeugung, dass direct auf der Haut nur Baumwolle getragen werden darf.

Das Princip der möglichsten Porosität der Kleidung, das für den Rumpf gilt, findet natürlich auch auf Kopf und Glieder Anwendung; einen Fez und darüber einen breitkrempigen Filzhut zu tragen, den man beim Ruhen an schattigen Plätzen abnimmt, während man den Fez zur Vermeidung einer Erkältung aufbehält, das ist ein Rath, der in heissen Gegenden kaum zu befolgen sein dürfte; denn auch der Laie sieht ein, dass dadurch Congestionen nach dem Kopfe entstehen müssen, die sehr bedenkliche Folgen haben können. Die natürlichste und einfachste Bedeckung bleibt stets der Strohhut, der im Nothfall, wie dies auf unserer Station mit vorzüglichem Erfolge unter Herrn Lindners Leitung von den Negern ausgeführt wurde, aus feinen gebleichten Blattstreifen der Fächerpalme an Ort und Stelle hergestellt werden kann. Sollte in besonderen Fällen auf langen Märschen oder bei nöthigen Arbeiten in der Sonne das leichte Geflecht nicht genügenden Schutz gegen die directe Wirkung der Strahlen gewähren, so lässt sich dem leicht durch ein unter den Deckel gelegtes frisches Blatt der Banane oder eines andern Baumes abhelfen, das zugleich deckt und kühlt.

Bei der Fussbekleidung kann man leider in erster Linie nicht auf die möglichst grosse Leichtigkeit des Luftzutritts sehen, sondern muss vor Allem dafür sorgen, dass ein Schutz gegen eindringenden Staub und Insecten sowie gegen die scharfen, verletzenden Gräser und dorniges Gestrüpp geschaffen wird; deshalb sind alle Arten sogenannter Hausschuhe, namentlich die aus Zeug hergestellten, zu widerrathen. Am besten sind Halbstiefel von Naturleder, die unter der Bedingung, dass die beliebten Haken dabei nicht verwendet werden, auch zum Schnüren eingerichtet werden können. Wenn der Reisende auf ungebahnten Wegen zu gehen hat, so kann etwas Unpraktischeres als jene Haken gar nicht erdacht werden, da man in den verfilzten Gräsern und Schlingpflanzen jeden Augenblick mit ihnen hängen bleibt und oft nur mit Mühe sich frei machen kann, so dass vorzüglich bei der Jagd bisweilen die Geduld auf die äusserste Probe gestellt wird. Leider herrscht bei der Auswahl der Ausrüstung meist eine unbestimmte Vorliebe für das Wunderliche und Sonderbare vor, und in dem guten Willen, etwas recht Praktisches auszutüfteln, schiesst man gewöhnlich weit über das Ziel hinaus, weil man sich nicht auf das Einfachste beschränkt. Für Haken lässt sich auch nicht e i n vernünftiger Grund anführen; denn wenn man ihnen nachrühmt, dass die Leichtigkeit, mit welcher eine Lederschnur sich in

Achtertouren um sie schlingen lässt, ein schnelleres Vollenden des Anzuges gestatte, so ist dies insofern kein Vortheil, als überhaupt jede bei der Toilette gesparte Minute sich bitter straft.

Direct auf den Füssen ist ebenfalls Baumwolle zu tragen. Gerade an ihnen und den Unterschenkeln habe ich Leiden in enormer Ausdehnung zu behandeln gehabt, die nur durch den Reiz der Wolle hervorgerufen und genährt waren. Es ist dies kaum anders möglich; denn durch das unausbleiblich erfolgende Kratzen entstehen Hautabschilferungen, in welche der wieder neuen Reiz verursachende Staub sich setzt, bis ausgedehnte Wundflächen vorhanden sind, die ohne Entfernung der eigentlichen Ursache nimmer heilen. — Eine besonders wichtige Frage ist die der Hautpflege an sich durch Waschungen und Bäder. Da bei der ununterbrochenen Thätigkeit der kleinen Drüschen Secrete in grosser Menge geliefert werden und sich ebenso die Epidermisschuppen reichlich abstossen, so würde die Haut sich bald mit einem Ueberzuge bedecken, der, wenn für ihre Entfernung nicht genügend gesorgt würde, auch ohne eingetretene Zersetzung schädlich wirken müsste. Deshalb sind also oft wiederholte Waschungen und Bäder nicht nur wolthuend und erspriesslich, sondern für die Erhaltung der Gesundheit geradezu nothwendig. Dabei ist aber zu berücksichtigen, dass sie stets unter einer die directen Sonnenstrahlen abhaltenden Bedachung vorgenommen und, um die Hautenergie anzuregen, kühl angewendet werden. Fast selbstverständlich erscheint es auch, dass bei der von vorn herein leichten Reizbarkeit der Haut alle scharfen Zusätze zum Wasser vermieden werden müssen, und dass daher Seebäder nicht günstig wirken können. Europäer wenden sie daher auch instinctiv fast an der ganzen Küste nicht an, ohne sich über den eigentlichen Grund klar zu sein; und wenn dennoch einzelne Individuen sich dem Genusse derselben ungestraft hingegeben zu haben glauben, so ziehen sie ihre von mir selbst an ihnen beobachteten quälenden Hautaffectionen nicht in Rechnung oder beweisen im besten Falle damit nur, dass gerade ihre gute Constitution schädliche Einflüsse noch zu überwinden vermochte, auf die weniger kräftige durch Erkrankungen geantwortet haben würden.

Zum allgemeinen Wolbefinden des Körpers gehört ferner ein gewisses Mass von Sorgfalt in der äussern Erscheinung: Es herrscht zwar vielfach die Ansicht, dass man in ungewöhnlichen Verhältnissen, also auf Reisen oder im Kriege, das Recht, wenn nicht gar die Pflicht habe, die durch das gesellschaftliche Leben sonst gebotenen Rücksichten auf einander fallen zu lassen und sich selbst nach Möglichkeit zu vernachlässigen; Viele fürchten dann wol durch ein

glattes Gesicht, durch gepflegtes Haar und Kleidung den Schein der Weichlichkeit auf sich zu laden; durch langen struppigen Bart, durch verwildertes, martialisches Aussehen versuchen sie schon auf weite Entfernung als Helden zu imponiren, und doch ist Nichts verkehrter als dies; es vermag sie Nichts schneller zu einer kläglichen Erscheinung durch selbstverschuldete Krankheiten umzuwandeln. Jeder, der seinem behaglichen Heim zeitweise entrissen war, muss zugeben, dass man sich nie lange in der Unmöglichkeit, die nothwendigen Rücksichten auf sich selbst zu nehmen, befinden wird, und dass meistentheils nur die Bequemlichkeit die Vernachlässigung bedingt. Es ist allerdings nicht immer leicht, die Folgen angestrengter Märsche erst noch zu tilgen, wenn Müdigkeit uns übermannen will, und oft gehört ein fester Wille dazu, noch Toilette zur Malzeit zu machen, wenn der Magen stürmisch nach Nahrung verlangt; aber wo wäre eine strenge Pflichterfüllung nicht schwerer als ein haltloses selbstgefälliges Hinleben? Und die Erhaltung der Gesundheit ist vor Allem die Pflicht des Reisenden, da er nur mit ihr seinen Zielen näher rücken kann; nirgends wird die Beachtung derselben schöner belohnt werden als hier, wenn der Körper sich für die immer neuen Anstrengungen kräftigt und sich auf die immer neuen, wechselvollen Ereignisse des kommenden Tages freut. So kann ich also nicht dringend genug rathen, sich durch keine Rücksichten bestimmen zu lassen, die Zeit für die Körperpflege zu kürzen.

Es giebt nur einen Fall, in welchem eine gut gemeinte Anwendung von vielem Wasser mehr schaden als nützen kann, nämlich wenn man vom sogenannten „rothen Hunde" der „prickly heat" der Engländer, einer entzündlichen Schwellung der Schweissdrüschen, heimgesucht wird. Dann ist, wenn man nicht monatelang an diesem recht peinigenden Leiden laboriren will, die Haut möglichst trocken zu halten und durch Einpudern mit Mehl oder Mehl mit Zinkblumen vor weiterer Entzündung zu schützen, während Waschungen dieselbe in jeder Weise vermehren würden.

Die zweite Hauptveränderung, welcher sich der Körper nächst der erhöhten Temperatur zu accommodiren hat, betrifft die Ernährung; und wenn vorhin die Haut als das Organ betrachtet wurde, welches im neuen Medium die Existenzbedingungen schafft, so werden wir jetzt, abgesehen von dem ganzen Verdauungstractus, namentlich die Leber als das den nothwendigen Ausgleich herstellende Centrum in's Auge zu fassen haben. Wenn wir auch die Structurveränderungen nicht zu erkennen vermögen, welche sie einleitet, um den an sie gestellten Anforderungen zu genügen, so sehen wir dennoch ein, dass

die Absonderungen den in anderer Menge und anderer Form als früher eingeführten Nahrungsmitteln entsprechen müssen. Jedenfalls befindet sie sich, um der Mehrleistung zu genügen, in einem Stadium der Blutüberfüllung, welche sie entzündlichen Affectionen leichter zugänglich macht, wie sie denn auch anerkanntermassen das Organ ist, dass bei den fieberhaften Erkrankungen der Tropen am ehesten in Mitleidenschaft versetzt wird.

Was nun die Diät an sich betrifft, so muss sie in jeder Beziehung reichlich und so viel als möglich luxuriös sein; je besser man isst und verdaut, um so länger hat man Aussicht, das Klima zu ertragen. Auch in dieser Beziehung begegnet man entgegengesetzten Ansichten: Man hat nicht nur eine reizlose, leichte Kost vorgeschlagen, sondern ist sogar soweit gegangen, für vollblütige, sehr kräftige Menschen in den letzten Monaten vor der Reise eine Entziehungscur und nebenher Blutentziehungen und Abführmittel anzurathen, weil erfahrungsgemäss schwächliche Constitutionen dem Klima besser widerständen als robuste. Dies ist ein ebenso allgemein verbreiteter Glaube wie der andere, dass man um so eher Aussicht habe, nur leicht von den Sumpffiebern heimgesucht zu werden, je schneller man nach der Ankunft von ihnen befallen werde, um so schwerere und gefährlichere Anfälle aber überwinden müsse, je länger man davon verschont bleibe; beide Sätze mögen auf einige ganz richtige Beobachtungen zurückgehen; nur gab man sich nicht die Mühe, dem ursächlichen Zusammenhange auf die Spur zu kommen. Wenn ein schwächlicher Europäer die Küste erreicht, so werden geringe Uebel genügen, ihn krank und bettlägerig zu machen, aber die geringe Dosis wird auch naturgemäss nur leichte Symptome entwickeln. Es ist ferner leicht verständlich, dass er, wenn seine Constitution auch von vornherein schon jede stärkere Anstrengung ausschloss, sich nun, durch die schnelle Erkrankung gewitzigt, in der Folge noch mehr vor schädlichen Einflüssen in Acht nimmt und so bei zweckmässigem Leben sich dauernd relativer Gesundheit erfreut. Anders die kräftige Constitution: Durch eine grössere Energie der Functionen sämmtlicher Organe vermag sie anfänglich nicht nur kleinere Uebel gänzlich zu überwinden, sondern auch Anstrengungen bis zu einem gewissen Grade zu ertragen; sie pocht immer mehr auf ihre Widerstandskraft und traut sich, gut gemeinten Rath verspottend, immer mehr zu, bis endlich das Mass voll und ein hochgradiger Anfall die Folge ist. Aber gerade darin liegt die Gefahr der Kraft, dass sie sich nie eingestehen will, schwach gewesen und unterlegen zu sein, sondern immer neue Versuche macht, die Oberhand zu gewinnen, bis sie schliesslich zu spät

wenn sie sich selbst das Grab bereitet hat, einsieht, dass gegen Naturkräfte nicht anzukämpfen ist. Aber aus solchen einzelnen Fällen der Thorheit und Unvernunft darf man nicht den allgemeinen Satz ableiten wollen, dass kräftige Constitutionen überhaupt für klimatische Veränderungen weniger tauglich seien als schwächliche, und deshalb die eine in die andere umzuwandeln versuchen! Mir wenigstens bleibt es unverständlich, wie man glauben kann, den Körper durch systematische Schwächung, durch Verminderung seines kostbarsten Stoffes, des Blutes, widerstandsfähiger zu machen.

Bezüglich der tropischen Erzeugnisse begegnet man vielfach dem Vorurtheile, dass man sich der mannigfachen köstlichen Früchte zu enthalten habe. Der Eine hält Orangen, der Andere Bananen, der Dritte Guaven oder Mangopflaumen für schädlich, und Jeder hat Beispiele bei der Hand, in welchen diese oder jene schlimme Folge nach ihrem Genusse aufgetreten sei. Diese Behauptungen beruhen meist auf Einbildungen unklarer Köpfe, denen die Einsicht in den Zusammenhang von Ursache und Wirkung fehlt. Dass manche Leute nach Obstgenuss erkranken, ist nichts Ungewöhnliches, daran wird die Unmässigkeit Schuld sein; oder es lässt sich überhaupt der Beweis nicht führen, dass sie in Folge davon erkrankten, und beide Ereignisse reihten sich rein zufällig an einander. Ich bin demnach der Ueberzeugung, dass alle Früchte wegen ihrer erfrischenden Säuren sowol als wegen des reichen Wassergehaltes einen für die Tropen nothwendigen Theil der Ernährung bilden, und dass man sie nicht nur geniessen darf, sondern sich ihren Genuss so oft als möglich verschaffen soll.

Gerade umgekehrt ist es mit manchen anderen schwer verdaulichen oder stark reizenden Nahrungsmitteln. Ich habe Reisende kennen gelernt, die sich mit wahrer Leidenschaft auf Maniok, Palmöl und einheimischen Pfeffer stürzten, nicht etwa, weil ihnen die Gerichte in der verschiedensten Variation bezüglich dieser drei Ingredienzien besonders zusagten, sondern um sich rühmen zu können, wie schnell sie sich in die veränderte Lebensweise zu finden und zu acclimatisiren vermöchten. Wie würden wir wol eine Mutter nennen, die ihr sechsmonatliches Kind mit Fleisch und Gemüse füttert und sich dann wundert, wenn Verdauungsstörungen es an den Rand des Grabes bringen? Ebenso thöricht ist es zweifellos, wenn wir uns selbst mit ungewohnten Ingestis anfüllen, zu deren Verdauung eine allmähliche Gewöhnung unbedingt nothwendig ist. Der Magen lässt sich ebensowenig zwingen wie irgend ein anderes Organ, und vollbringt seine Arbeit am besten, wenn wir ihm mit unseren Verbesserungsmass-

regeln fern bleiben. Deshalb muss man jede gewaltsame und plötzliche Accommodirung an die Negernahrung, so lange es möglich ist, entschieden widerrathen.

Von Getränken ist das Wasser jedem anderen vorzuziehen, wobei man Quell- oder Flusswasser ohne jedes Bedenken sofort geniessen kann; um es wenigstens von den groben Unreinlichkeiten zu befreien, thut man gut, es vorher durch ein Tuch oder einen Filter irgend welcher Art laufen zu lassen. Die Gefahren, welche in einer grossen Stadt durch Aufnahme schädlicher Stoffe in das Grundwasser drohen, rechtfertigen zwar die Aufmerksamkeit, die wir in der Heimat überall dem Trinkwasser zollen, aber nebenher haben sie bei Vielen ein Misstrauen gegen jedes Wasser überhaupt erregt. Ueberall sehen wir Mikrococcen und Bacterien, überall wittern wir unsichtbare Krankheitsträger, die uns jeden Tropfen vergällen; die Gefahren, welche uns durch Wassergenuss auf Reisen bedrohen, sind, selbst wenn wir es aus stagnirenden Tümpeln im Walde schöpfen, bei Weitem nicht so gross, als wir uns zu fürchten gewöhnt haben und geringer als die welche aus der Aufnahme ungenügender Quantitäten, oder ihnen als Antidota zu reichlich zugesetzter alkoholischer Substanzen entstehen. Weit davon entfernt, gegen den Genuss von Alkohol überhaupt zu sprechen, halte ich im Gegentheil denselben bei der dauernden Thätigkeit sämmtlicher Organe als ein in Form von Cognac, Genèvre oder Wein gereichtes Excitans für durchaus nothwendig; nur muss man sich vor Uebermass hüten. Leider ist aber dies in den meisten heissen Gegenden so wenig der Fall, dass ein grosser Procentsatz der Todesfälle unbedingt als Folge der Trunksucht angesehen werden muss. Indessen dagegen anzukämpfen, ist sehr schwer; wir werden es auch ferner ruhig mit ansehen müssen, dass Leute als Märtyrer gefeiert werden, die nur an ihren ungezügelten Leidenschaften zu Grunde giengen.

Ebenso wie der Magen den Alkohol als Anregung in kleinen Dosen gut verträgt, verlangt er auch nach dem einheimischen scharfen Gewürz, dem Pfeffer; aber auch hier ist vor Missbrauch zu warnen, damit mit der Zeit nicht statt des gewünschten leichten Reizes eine Erschlaffung der Magenwandungen eintritt, welche die Verdauungsthätigkeit beeinträchtigt. Diesen Zustand fand ich bei vielen der mehrere Jahre an der Küste sesshaften Europäer, die dann durch oft und reichlich genommene Emetica oder noch gewöhnlicher Purgantia auf einem oder dem anderen Wege sich Erleichterung zu schaffen suchen, aber dadurch natürlich die betreffenden Organe in einen äusserst beklagenswerthen Zustand versetzen. Es kann daher nicht

genug vor der Nachahmung dieser Unsitte gewarnt werden; man muss der Natur gegenüber stets, auch wo sie zu zögern scheint, eine abwartende Stellung einnehmen.

Neben den beiden wichtigsten auch dem Laien sich offenbarenden Reactionen der Haut und der Leber auf die Einflüsse des tropischen Klimas, gehen andere einher, die unmerklicher verlaufen: so wird sich zweifellos das Blut bei dem gesteigerten Stoffwechsel in seiner Zusammensetzung ändern, und die blutbereitenden Organe, namentlich die Milz, müssen ihre Thätigkeit den neuen Ansprüchen anpassen. Dass aber das Blut dort nicht genügend decarbonisirt werde und sich durch verminderte Sauerstoffaufnahme verschlechtere, ist eine durch Nichts gerechtfertigte Annahme. Selbst wenn ein gleiches Quantum der durch hohe Temperatur ausgedehnten Atmosphäre weniger Sauerstoff enthält als bei niedrigeren Wärmegraden, wird in der Aufnahme an sich Nichts geändert, sondern der Ausgleich durch die Lunge selbst vermittelst tieferer oder schnellerer Inspirationen mit Leichtigkeit bewerkstelligt. Der Beweis dafür liegt einfach darin, dass wir niemals den sonst unbedingt hervortretenden Sauerstoffhunger bemerkten, sondern uns bei den stets ausgiebigen, kräftigen Athemzügen ausserordentlich wol befanden.

Auch das Nervensystem wird afficirt, ohne dass wir den wirksamen Factor mit Bestimmtheit anzugeben wüssten: aber gewiss bedingt nicht die Hitze allein die grössere Nervosität. Es ist dies ein dunkles Gebiet, über welches von uns Erklärung nicht erwartet werden kann; vielleicht sind indessen die von den unsrigen verschiedenen elektrischen Verhältnisse der Atmosphäre dabei mit in Betracht zu ziehen. Wir können, gewiss ohne zu irren, annehmen, dass kein Organ von den veränderten Lebensbedingungen unbetroffen bleibt, dass alle ihre Leistungen ändern müssen und mehr oder weniger Zeit zu der dabei nöthigen Umwandlung ihrer Formelemente beanspruchen. Erst wenn sie ihre Einnahmen und Ausgaben den Anforderungen entsprechend geregelt haben, so dass ihre Thätigkeit ohne Störung von Statten geht, kann man einen Körper acclimatisirt nennen.

Wenn vorher die Pflege des Körpers als erstes Erforderniss für seine Erhaltung hingestellt wurde, so darf diese nicht etwa bis zur Vermeidung jedweder Thätigkeit überhaupt gehen; im Gegentheil ist eine geregelte körperliche und geistige Arbeit, sofern sie sich nicht bis zum Uebermass steigert, eine Hauptbedingung für ein ungestörtes Gedeihen. Die Mitglieder der Expedition haben zu einer Zeit, in welcher Neger und Europäer in gleich hohem Grade rund um sie her an Krankheiten litten, den Segen empfunden, den eine gleich-

mässige Thätigkeit spendet. Sie wurden durch viele Beispiele belehrt, dass Musse und Faulheit wie überall so namentlich in den Tropen dem Körper unbedingt schädlich sind, besonders wenn man als Ersatz auch noch schwächenden Zeitvertreib sucht und findet. Ebenso wichtig wie die geregelte körperliche und geistige Arbeit ist auch die Befriedigung des durch sie hervorgerufenen Bedürfnisses nach Erholung, der Schlaf; doch muss er wirklich Bedürfniss sein und darf nur des Nachts gesucht werden. Wenn man sich durch eine gewisse Abspannung verleiten lässt, sich nach Mittag niederzulegen, so wird man nie gestärkt, sondern immer missmuthig wie aus einer künstlich hervorgerufenen Narkose erwachen. Der Kopf ist dann wie von einem Schleier umhüllt, die Glieder sind schwer wie von Blei. Je länger man liegt, um so unangenehmer wird der Zustand, und um so grösserer Anstrengung bedarf es, sich zu erheben, indem eine gewisse Blutüberfüllung des Gehirns eine wahre Schlafsucht einleitet, wie die gerötheten, gedunsenen Gesichter zu erkennen geben. Da der Nachmittagsschlaf immer nur als Angewohnheit betrachtet werden kann, und wirkliches Bedürfniss dafür selten vorliegt, so wird man gut thun, gegen jede zu dieser Zeit sich einstellende Mattigkeit anzukämpfen; man wird diese Enthaltsamkeit gewiss nicht zu bereuen haben, sondern durch eine wolthuende Frische und Elasticität des Organismus dafür entschädigt werden.

Was das Lager selbst betrifft, so wird es natürlich bei längerem Aufenthalte an demselben Orte so herzurichten sein, dass die Luft darunter hin streichen kann. Man wird sich also, wo es irgend geht, einer Bettstelle bedienen und dafür sorgen, dass Unterlagen und Decken aus möglichst wenig hitzenden und durchlässigen Stoffen bestehen. Am besten spannt man Gurte in den Rahmen des Bettes und bedeckt sie mit einer dünnen Rosshaarmatratze, während man leichte Decken zum Umhüllen benutzt. Die Lagerstätten auf Stationen können und müssen also so comfortabel als möglich bereitet und vor Allem mit einem gut schliessenden Mosquitonetze umgeben werden. Auf Reisen aber liegt die Sache anders; wie viel kann man da ohne Schaden von dem Comfort entbehren? Es herrscht im Allgemeinen die Ansicht, dass man sich möglichst erhöht vom Boden lagern solle, weil man auf diese Weise weniger Gefahr laufe, schädliche Miasmen einzuathmen; es ist mir unverständlich, wie Miasmen, wo sie einmal da sind, einen oder anderthalb Fuss über dem Boden weniger dicht und schädlich sein sollen als direct auf demselben; die wirkliche Gefahr liegt natürlich in der Berührung mit dem kalten, feuchten Erdreich. In der richtigen Würdigung dieser Frage, und weil es bei einer be-

schränkten Anzahl von Trägern kaum angeht, mehrere derselben zum Tragen von eisernen Bettstellen nebst Zubehör zu verwenden, haben wir uns unser Lager im Walde wochenlang aus frischem Laube aufschütten lassen und darauf nur eine einfache geflochtene Matte gelegt. Wenn wir dann dafür sorgten, dass das Mosquitonetz dicht schloss und gut befestigt war, so erhoben wir uns regelmässig erquickt und gestärkt vom Lager. Nach meiner Ueberzeugung ist es unendlich viel wichtiger, auf die Auswahl eines angemessenen Lagerplatzes überhaupt als darauf zu sehen, wie hoch man sich über dem Boden desselben bettet. Ebenso erscheint es mir unbedingt nöthig, nur zuverlässigen Leuten die Bereitung der Laubschüttung anzuvertrauen oder selbst mit Hand anzulegen, weil natürlich sehr viel darauf ankommt, dass auf die Terrainverhältnisse in ihren Unregelmässigkeiten bei der Lagerung des Kopfendes Rücksicht genommen werde. Schlangen oder Insecten sind gewiss nicht zu fürchten, wenigstens würde es uns in unserer Gegend nie eingefallen sein, an eine von ihnen drohende Gefahr zu denken; sahen wir doch täglich den Neger sich in gleicher Weise betten, ohne dass wir jemals von Unglücksfällen hörten. So kamen wir nach Allem, was wir an uns selbst erlebten und beobachten konnten, zu dem Schlusse, dass in ähnlichen Gegenden wie der unsrigen von der künstlichen Construction oder dem Mitnehmen von Bettstellen überhaupt Leben und Gesundheit der Reisenden nicht in der Weise abhängt, als man sich anzunehmen gewöhnt hat, und dass auch hier die einfachsten Vorrichtungen zugleich die praktischsten bleiben werden.

Ich möchte die Aufmerksamkeit dabei noch auf einen Umstand lenken, den besonders Neulinge für eine sorglose, ungestörte Nachtruhe wichtig erachten, ich meine die Anwesenheit von Hunden: Es scheint so natürlich, dass man sich bei den vorausgesetzten Gefahren im fernen Lande mit einem treuen Wächter zu versehen wünscht, dass selten ein Reisender Europa verlässt, ohne von einem oder mehreren Hunden begleitet zu sein. Der Nutzen derselben ist aber völlig illusorisch, selbst wenn die Thiere, was mindestens in einem Drittel der Fälle nicht geschieht, die Ueberfahrt glücklich bestehen und in dem heissen Klima gedeihen. Einmal macht man dann in der neuen Heimat sehr schnell die Erfahrung, dass jeder Hund in kurzer Frist mit dem Neger fraternisirt, weil dieser viel mehr Zeit findet, sich mit ihm abzugeben, als sein Herr, der Besseres zu thun hat. Man würde also in Folge davon sich auf ihre Hülfe wenig verlassen können. Zweitens aber ist es eine immer wieder von Neuem, wenn auch nicht durch unsere eigene Erfahrung bestätigte Thatsache, dass die Hunde in



Riesenpandanus an der Loangobai.

heissen Gegenden schnell ihren Geruchsinn einbüssen, oder, wie man zu sagen pflegt, ihre Nase verlieren. Ohnehin ist die Jagd dort eine andere als hier zu Lande, so dass man sich zu diesem Zwecke der eingeborenen Hunde in Begleitung ihrer Herren mit mehr Aussicht auf Erfolg bedient als der europäischen. Ausserdem vertragen die meisten der überführten Thiere die Hitze ungemein schlecht und siechen vielfach hin oder werden reizbar und bissig, so dass leicht Misshelligkeiten mit den Eingeborenen dadurch entstehen, wenn auch vielleicht nur unbedeutende Verletzungen gelegentlich hervorgerufen werden. Dann fehlt es gewöhnlich an Futter, denn Fleisch ist rar, und was vom Tische etwa noch abfällt, wird von den Negern bis auf die kleinsten Atome vertilgt. Schliesslich ist die Menge des Ungeziefers, von dem sie zu leiden haben, eine erstaunliche.

Wir hatten selbst zwei Schäferhunde, die ich wegen ihrer Anspruchslosigkeit und Zähigkeit für die zu Transporten geeignetste Race halte, glücklich übergeführt und drei Jahre lang am Leben erhalten, so dass sie sich sogar vermehrten; ich könnte ganze Bogen voll über die Unbequemlichkeiten und Sorgen schreiben, die sie uns verursachten, ohne auch nur einen Nutzen dagegen in die Wagschale werfen zu können: deshalb ist nach meiner Ueberzeugung kein Hund die ziemlich bedeutenden Transportkosten werth, die er verursacht. Am allerwenigsten sorgten die unseren für ungestörten Schlaf, sondern sie veranlassten uns im Gegentheil durch grundloses Bellen vielfach zum Aufstehen und steigerten die vom Fieber bedingte Schlaflosigkeit zu verzweifelter Höhe.

Was die Wohnungen betrifft so werden diese so anzulegen sein, dass sie nicht nur an trockenen Stellen, sondern auch vor schädlichen, von Sümpfen kommenden Winden möglichst geschützt liegen. Dabei hängt es natürlich ganz von den Umständen ab, ob einer Anhöhe oder einer Senkung der Vorzug zu geben sei; in einem Falle kann eine Hütte durch einen dahinter liegenden Berg vor den Dünsten jenseitiger Gewässer geschützt werden und deshalb besser am Fusse stehen, während sie in anderen zweifellos auf den Rücken desselben gebaut werden muss. Immer wird man gut thun, dieselbe nicht direct auf der Erde, sondern wie unsere Baraken auf mehr oder weniger hohen Pfeilern anzulegen, damit der Wind darunter hinstreichen kann, und die in der Regenzeit fast unvermeidliche Durchfeuchtung des Bodens dadurch vermieden wird; so wehrt man auch den Ratten, sich einzunisten, die, abgesehen von ihren sehr störenden Familienzwisten und Orgien, die Luft in entsetzlicher Weise durch ihre Excremente verpesten.

auf empfänglichen Boden fallen oder nicht, und während sie sich im gestählten, vorbereiteten Körper nur als leichte Anfälle documentiren, richten sie den geschwächten, widerstandslosen zu Grunde.

Im Allgemeinen kann man sagen, dass das africanische Fieber, das mit unserm Intermittens- oder Wechselfieber gleichbedeutend ist, und über das im Anhange ausführlicher gesprochen werden soll, nicht in der Weise gefürchtet zu werden braucht, als es vielfach geschieht; einmal deshalb nicht, weil es selten hochgradig und in gefährlichen Formen auftritt, sondern nur gewissermassen die Stelle unserer Erkältungsfieber einnimmt, und dann, weil wir in dem Chinin ein so wirksames Mittel dagegen besitzen, wie wir es kaum noch gegen eine andere Krankheit kennen. Doch gerade weil es so wirksam ist, fordert seine Anwendung ganz besondere Ueberlegung; einer der bedeutendsten Reisenden hat einen continuirlich fortgesetzten Gebrauch desselben angerathen; es fragt sich, ob dieser im Stande wäre, uns vor Fieber zu schützen. Ich halte dies für unwahrscheinlich; jedenfalls dürfte der relativ geringe Nutzen den Gefahren gegenüber, welchen der Körper durch jahrelangen Chiningenuss ausgesetzt wird, kaum in Betracht kommen. Wie sich gerade aus der schnellen und sicheren Wirkung des Chinin ergiebt, ist es keineswegs ein indifferentes Mittel; nach etwas grösseren Dosen treten Verdauungsbeschwerden und Muskelzittern, später, wenn mit dem Gebrauche fortgefahren wird, Vergiftungssymptome auf, die sich in den wichtigsten Organen, Herz, Gehirn und Rückenmark zeigen. Es erhellt daraus, dass wir in der Anwendung vorsichtig sein müssen, wenn wir später dem Vorwurf entgehen wollen, selbst beträchtlich zur Zerrüttung unseres Körpers beigetragen zu haben. So kann ich mich nach meinen Erfahrungen nur absolut gegen den fortwährenden, ohne Rücksicht auf Umstände und Wolbefinden fortgesetzten Chiningebrauch aussprechen. Tritt leichtes Unwolsein auf, das entweder der Vorbote eines Fiebers ist oder doch die Disposition zur Erlangung eines solchen schaffen kann, so ist Chinin sofort, ohne abzuwarten, bis die Symptome den ausgesprochenen Intermittenscharakter annehmen, vorsorglich in kleinen Dosen anzuwenden: ebenso wenn man durch ein notorisch ungesundes Gebiet kommt und sich seinen Einflüssen oder ungewöhnlichen Anstrengungen durch Märsche in der Sonnenglut ausgesetzt hat; nie aber bei völligem Wolbefinden oder unter gewöhnlichen Verhältnissen. Tritt ausgesprochenes Fieber ein, so sind grosse Dosen angezeigt, die dann stets in kurzer Frist das schädliche Agens tilgen und dem Körper die frühere Gesundheit zurückgeben. Dabei wird man so viel als

möglich vermeiden, das Mittel in Lösung oder einer sonst den Geschmack nicht verdeckenden Form zu reichen, sondern Pillen, Gallertkapseln oder Oblaten zur Umhüllung verwenden. Die Küstenbewohner haben besondere Vorliebe für eine sehr praktische Manier: sie wickeln das Pulver in kleine Stückchen Cigarettenpapier, die sie zu kleinen Kugeln drehen und mit Wasser verschlucken, ein Verfahren, das ebenso einfach als reinlich und wirksam ist.

Sind wir also mit Chinin wol versehen, gebieten wir über eine mittelgute Constitution und befolgen die Regeln, welche die Veränderung des Klimas verlangt, so werden wir uns ohne Furcht in die zum Theil mit Unrecht berüchtigten Gegenden Aequatorial-Africas begeben können und hoffen dürfen, die Resultate unserer Bemühungen nach der Rückkehr in die Heimat mit ungeschwächter Kraft zu verarbeiten.



Cephalolophus sylvicultrix und C. Maxwelli.


Oelpalme mit Nestern der Webervögel.

CAPITEL VII.

Am Kuilu. — Erinnerungen an die letzten Ereignisse: Flucht der besten Träger, Dr. Güssfeldts Reise nach Europa, Beschluss einer kleinen Expedition zu Sammelzwecken. — Reiseleben. — Ornithologisches. — Wandlung der Leute. — Bericht an die Gesellschaft. — Wiedereintreffen an der Kuilumündung. — Nachricht von der Auflösung der Station. — Rückkehr dorthin.

Wir befanden uns gegen Ende Juli 1875 auf der Reïs-Insel an der Mündung des Kuilu. Dort sass ich am Morgen des 23. auf der Veranda des aus Blattrippen der Weinpalme erbauten Wohnhauses und schaute nachdenklich den in gleichmässigen Zwischenräumen herankommenden kleinen Wellenkämmen zu. Dieses gleichsam tastende Hervorwagen über die letztgewonnene Grenze hinaus und das stete Zurückweichen, wobei doch ganz langsam und allmählich Terrain gewonnen wurde, drängte mir unwillkürlich einen Vergleich mit unseren immer neuen Anstrengungen auf, die bei sich stets wiederholenden Enttäuschungen uns auch nur in Intervallen aber doch sicher vorwärts brachten. Die jüngst verflossene Zeit war verhängnissvoll gewesen

[illegible] in der Nacht vom 10.
[illegible] gerechnet
[illegible] und wenn sie auch nach weni-
[illegible] waren doch die Hoffnun-
[illegible] zu können, vernichtet. Wer
[illegible] Leuten auch nur auf wenige
[illegible] wissen, dass sie bei der ersten
[illegible] das Gepäck mitten in der Wildniss
[illegible] Unter den obwaltenden
[illegible] wäre ein unverantwortlicher
[illegible] Expedition dem fast siche-
[illegible] die geringste Aussicht auf
[illegible]

[illegible] allen Dingen zu überreden ge-
[illegible] und dort den Sachverhalt
[illegible] die mit der Antwort circa
[illegible] erwartet werden, da in
dieser Zeit die Lage [illegible] geändert haben konnte,
dass die ertheilten Instructionen in keiner Weise mehr passten: hier
war nur durch persönliche Auseinandersetzung Verständniss zu
schaffen; nur so durften wir hoffen, eine neue Basis zur Weiterfüh-
rung des Unternehmens [illegible] zu können. Nur wenn beide
Theile, die Heimat und wir, in gleicher Weise die Schwierigkeiten
[illegible] von Erfolgen nöthigen Ge-
duld [illegible] nur wenn beide Theile volles Vertrauen in den
gegenseitigen guten Willen und die zur Durchführung des Werkes
erforderliche Ausdauer, Energie und Befähigung setzten, war an ein
allmähliches Reifen der ausgestreuten Saat zu denken, und dies Ziel
war ohne eine Conferenz beider Theile nicht zu erreichen. Für eine
solche hatten sich denn auch einstimmig die Mitglieder der Expedi-
tion entschieden, und Dr. Güssfeldt als unser Führer hatte schweren
Herzens die Mission übernommen, sich persönlich mit der Heimat über
die Art der Fortsetzung unseres Werkes zu verständigen und war zu
diesem Zwecke am 7. Juli zu Schiff gegangen.

Unter dem Drucke der Ereignisse waren wir alle zu der Ueber-
zeugung gelangt, dass die engagirten Träger niemals ihrem Zwecke
würden entsprechen können, und dass auf sie in keiner Weise zu
rechnen sei; wir hatten diese unsere Ansicht schriftlich aufgesetzt
und unserem Führer mitgegeben, der sich in der langen Zeit vergeb-
licher Bemühungen dasselbe Urtheil gebildet hatte; er konnte in der
That ebenso wenig wie wir ahnen, dass wir bereits den Höhepunct

der zu überwindenden Schwierigkeiten erreicht hatten, und dass schon relativ geebnetes Terrain vor uns lag.

Bis zu seinem Wiedereintreffen an der Küste, an dem natürlich Niemand zweifelte, mussten mindestens vier Monate vergehen, und wir waren daher übereingekommen, die Zwischenzeit in der Weise auszunutzen, dass Dr. Pechuël-Loesche und ich eine längere Reise an den Kuilu zu naturwissenschaftlichen Zwecken unternähmen, während auf der Station ausgedehnte Pflanzungen von Mais und Maniok angelegt würden, sowol um die zurückbleibenden Träger zu beschäftigen, als um die Unterhaltungskosten derselben zu verringern.

So waren wir denn mit siebzehn unserer Leute, denselben, deren Flucht vor Kurzem missglückt war, Mitte Juli von der Station abgegangen und hatten in bester Ordnung den Ausgangspunct unserer Operationen, den Kuilu, erreicht. Jene Leute hatten wir nicht etwa aus erwachtem Vertrauen zu unseren Begleitern erwählt, oder um eine Probe, die überflüssig erschien, anzustellen, sondern weil uns andere nicht zu Gebote standen. Sie waren willig gefolgt, hatten Tag für Tag ihre Lasten tadellos getragen und Nachts treulich behütet. Keine Unordnung, kein Lärm, keine Widersetzlichkeit oder murrende Unzufriedenheit hatte den Zug der kleinen Karawane gestört. Erstaunend erkannten wir unsere Leute kaum wieder und waren um so begieriger zu erfahren, wie sie sich auf der weiteren Reise, die nun zu Wasser fortgesetzt werden sollte, benehmen würden.

In dieser Lage waren wir an jenem Morgen, an dem mir der oben erwähnte Vergleich in den Sinn kam. Sobald der von der Ebbe freigelegte Schlamm wieder von Wasser bedeckt war, und wir mit der steigenden Flut leichter stromaufwärts zu kommen hoffen durften, sollte die Abfahrt beginnen. Als die Uhr auf acht zeigte, und die beiden flott gewordenen Canoes an ihren Stricken hin und her schaukelten, wurde das Signal zum Einsteigen gegeben. Wenige Worte genügten, die noch Säumigen anzutreiben. Der Eine schnürte eilig sein Bündel, der Andere rettete schnell noch Frühstücksreste, um die Pausen der voraussichtlich langen Fahrt ausfüllen zu können, ein Dritter brachte das glimmende Holz, das, um die Pfeifen in Brand zu halten, auf Reisen niemals fehlen durfte. Bald sass Jeder an seinem Platze auf dem Rande des Canoes, und zehn Ruder entführten uns langsam der gastlichen Insel, von der gutmüthige Spottrufe noch lange das augenscheinliche Ungeschick unserer Leute geisselten, und viele Augen mitleidig die unstäten Bewegungen der Fahrzeuge verfolgten.

Allerdings war diese erste Ruderübung für alle Betheiligten und namentlich für uns eine Qual, die sich vergrösserte, je höher die Sonne stieg, ohne dass wir dem Ziele erheblich näher rückten; aber schon nach wenigen Tagen gieng es besser, und nach einigen Wochen übertrafen unsere fern vom Wasser aufgewachsenen Neger durch ihre Anstelligkeit und Geschicklichkeit die besten eingeborenen Ruderer.

Sorgfältig vermieden wir die Mitte des Stromes und zogen geräuschlos, um das etwa vorhandene Wild nicht zu verscheuchen, am Ufer entlang; doch durchspähten wir umsonst das Dickicht der Mangrove: Papageitauben, wenige Schnepfen, Regenpfeifer und Flussschwalben bildeten die einzige Staffage der Landschaft. Nach und nach wurde die Mangrove lichter, hochstämmiger und zeigte sich untermischt mit den stachlichen Schwertblättern von Pandanus und den gelbrothen Fruchttrauben wilder Dattelpalmen, die dann immer häufiger wurden, um ihrerseits wieder dichten Beständen der Weinpalme mit ihren grandiosen, vielverwertheten Blattwedeln Platz zu machen. Auch diese Region liessen wir allmählich hinter uns und drangen nun in das eigentliche Gebiet des Hochwaldes vor. Je weiter wir kamen, um so reizender und wechselvoller wurde die Scenerie: Hier hatte ein Flusspferd die scheinbar undurchdringliche Mauer des Unterholzes tunnelartig durchbrochen, und noch rannen sparsame, in der Sonne glitzernde Tropfen die Spur herab, auf der das plumpe, unförmliche Thier sich mühsam zu dem festeren Erdreich hinaufgearbeitet hatte; dort zeigte ein schwerer Fall und zusammenschlagendes getrübtes Wasser die Stelle, an der ein gepanzerter Saurier durch den leisen Ruderschlag aus behaglicher Ruhe geschreckt, sein Heil in schleuniger Flucht gesucht hatte. Mit lautem Rufe flogen hellblaue fruchtfressende Helmvögel (Turacus giganteus) davon, um auf den langen Aesten entfernt stehender Bäume ihre geschickten Balancirübungen fortzusetzen, während blau- oder weissnasige Meerkatzen (Cercopithecus cephus und C. nictitans) unter ängstlich warnendem Geschrei das Weite suchten und durch das Geräusch der unter ihren Sprüngen rauschenden oder brechenden Zweige weithin den genommenen Weg erkennen liessen.

Wir hatten, als uns die Mittagsonne heiss auf die Köpfe brannte, nicht Uebel Lust gehabt, bereits auf der Palmeninsel Tschintombi, welche vor der Mündung des Flüsschens Ntombi liegt, Halt zu machen, hatten indess der Versuchung widerstanden und uns bis zur Einmündung des Mpile hinaufgearbeitet, wo uns dann die drohende Dunkelheit zwang, auf einem Rastplatz von Fischern am linken Ufer

der Insel Tschingombe im Angesichte von Tschissulu das Lager aufzuschlagen. Es war gewiss Niemand unter uns, der nicht herzlich froh gewesen wäre, als er wieder festen Boden unter den Füssen hatte und sich frei bewegen durfte. Nun wurden die Canoes halb auf das Land gezogen, da in der Nacht vorüberziehende Neger die Lust hätte anwandeln können, sie mitgehen zu heissen, wenn sie nur mit Stricken festgekoppelt auf dem Wasser geschaukelt hätten, und dann wurden die Blechkisten mit Utensilien und Vorräthen nebst dem Reisezelte heraufgebracht. Wir glaubten dasselbe diesmal entbehren und den Leuten die nöthige Ruhe gönnen zu sollen und liessen es demnach nicht aufschlagen, waren auch zu bequem die Mosquitonetze hervorzuholen, indem wir hofften, dass der dichte Rauch der Feuer die lästigen Insecten sicher abhalten würde, und suchten vor Allem das Nöthige zu einem tüchtigen Male für alle Theile zusammen. Da machten wir die traurige Entdeckung, dass der Sack mit Salz, den ich noch vor der Abreise hatte füllen lassen, in der Factorei zurückgeblieben war. Dadurch blieb nicht nur das Abendessen, das für uns Weisse zwei bei der Landung vom Baum geholte Tauben bildeten, sehr wenig schmackhaft, sondern es entstand auch die Nothwendigkeit, am andern Morgen sechs Leute zurückzusenden, um das kostbare Material zu holen.

Solche Erfahrungen werden anfänglich, ehe das Wandern eine liebe Gewohnheit geworden, nie ausbleiben; da aber Zeit keine Rolle spielt, so konnten wir den diesmal damit verbundenen Aufenthalt um so eher verschmerzen, als die stark erwachte Jagdlust uns drängte, das neue Gebiet kennen zu lernen.

Freilich erhoben wir uns am andern Morgen wenig gestärkt; denn die Mosquitos hatten uns arg zugesetzt, obgleich es an Rauch nicht fehlte, da wir halb träumend, halb wachend, dauernd am Feuer mit langem Stabe schürten und dem Verlöschen durch frische Holzmassen wehrten. Aber nicht nur müde, durchwacht und zerstochen erhoben wir uns: durch ein wolbekanntes peinigendes Jucken an den Füssen wurden wir auch noch belehrt, dass sich Sandflöhe in ziemlich grosser Zahl eingebohrt haben mussten und die von allen Seiten laut werdenden Klagen der Neger bewiesen, dass wir einer verhängnissvollen Einladung nachgekommen waren, als wir uns von der alten Feuerstelle verlocken liessen zu landen. In Zukunft versäumten wir es nie wieder, die grösste Sorgfalt auf die genaueste Herrichtung des Nachtlagers zu wenden, und liessen uns ebenso nicht die Mühe verdriessen, selbst einen unberührten günstig gelegenen Platz vom Unterholze zu reinigen, bevor wir uns häuslich einrichteten. Allerdings hauchen

solche von Laub und Holz befreite Stellen meist einen sonderbar widerlichen Dunst aus, an den man sich schwer gewöhnt, auch sind die in ihrer Ruhe gestörten Insecten, die überall sichtbar werden, namentlich Ameisen und Termiten, durch Abmähen des kurzen Grases zu vertreiben, doch ist dies Alles eher zu ertragen als jene Plage, durch welche die minder achtsamen Neger leicht leistungs- und marschunfähig werden. Wir durchstreiften nun während des Vormittags die Insel nach allen Richtungen, fanden aber, da wir grosses und seltenes Wild suchten und über kleinere mögliche Bereicherungen der Sammlungen fortsahen, absolut Nichts. Nur der Graupapagei sass allenthalben im Gezweig und plapperte und pfiff, indem er sich über das rege Treiben auf der sonst einsamen Insel wunderte. Die wilden Exemplare erreichen übrigens stets eine beträchtlichere Grösse als die zahmen, die meist jung aus den Nestern genommen und aufgezogen werden, wodurch die Entwickelung wol beeinträchtigt wird. Es sind stolze, prächtige Vögel, da auch ihr Gefieder natürlich einen schöneren Glanz und grössere Fülle als in der Gefangenschaft zeigt.

Am Nachmittage befuhren wir den Mpile, dessen viel gewundener Lauf durch Uferleisten markirt wird, welche sich in grösserer oder geringerer Entfernung im Moraste verlieren. Die Richtung, die wir im Verfolge nehmen mussten, liess vermuthen, dass die Sumpfstrecken mit den Seitengewässern des bei Massabe mündenden Luĕmme communiciren könnten. In diesen Niederungen lebten nach den Berichten der Neger noch etliche Elephanten, die uns indess ihre Anwesenheit durch Nichts vermuthen liessen, wie uns denn überhaupt die ganze Fahrt den Eindruck gab, dass wir hier eine traurig öde Sumpflandschaft kennen lernten. Als wir wenige Monate später hörten, dass die Holländer an jenem Gewässer eine Factorei angelegt hätten, beneideten wir den zur Führung derselben verurtheilten Weissen gewiss nicht.

Die durch Nichts unterbrochene Einförmigkeit unserer Bewegung veranlasste den Jäger Mavungo, sich an einer Stelle bei der Rückfahrt aussetzen zu lassen, um durch das Wurzelgewirr dem Lockrufe einer Waldtaube zu folgen. Mavungo war eine seltene Negererscheinung; er fiel uns auf der Durchreise in Loango bei nächtlicher Pürschjagd auf und wurde uns von seinem Herrn auf ein paar Monate abgetreten. Er war durch und durch ein Jäger, den man nie ohne sein Steinschlossgewehr sah, das er wie sein Leben hütete und durchaus nicht gegen eines unserer besseren Hinterlader vertauschen wollte. Früher war er ein freier Mann gewesen, aber seine leidenschaftliche Jagdlust hatte ihn in's Verderben geführt.

Eines Tages war er in der Dämmerung am Waldrande entlang

gegangen, um einer Büffelspur zu folgen; da sah er plötzlich vor sich im Busch sich Etwas bewegen, liess sich durch seinen Eifer fortreissen, feuerte und merkte zu spät an dem Jammergeschrei eines getroffenen Negers seinen unseligen Irrthum. Seiner selbst nicht mächtig hatte er, in der Angst verrathen und seiner Freiheit beraubt zu werden, das arme Opfer dann vollends für immer stumm gemacht, doch wurde die That ruchbar und er blieb Sclave der Familie, der er den männlichen Spross entrissen hatte, um ihr Ersatz für die verlorene Arbeitskraft desselben zu leisten.

Ich sehe ihn noch, wie er in der Nacht, in welcher wir seine Bekanntschaft machten, bald lautlos durch die dürren Halme schlich, bald ein Bein in der Luft, regungslos nach einer Richtung lauschte und, wie aus Erz gegossen, secundenlang stehen blieb, bald endlich durch leises Klopfen an ein Beutelchen mit Asche die Windrichtung zu erkennen suchte, um uns dem Wilde, dessen Standort er kannte, nahe zu bringen. So wie damals eine prächtige von uns erlegte Antilope seine Mühen lohnte, so lieferte sein unermüdlicher Eifer während der ganzen Reise dauernd Stoff zur Anerkennung, und auch diesmal kehrte er triumphirend, nachdem sein Schuss uns lange erwartungsvoll in das Dickicht hatte spähen lassen, zwar nicht mit der gesuchten Taube aber mit einer feisten weissnasigen Meerkatze, die wir bis dahin noch nicht gesehen hatten, zurück.

Dadurch wurde das Ende der Fahrt heiter verkürzt, denn Mavungo sah sich in rhythmischem Gesange gefeiert, der die Ruderer kräftiger in's Wasser zu greifen anspornte und uns bald fröhlich am Lager eintreffen liess.

Diese Nacht vergieng in ungestörter Ruhe besser als die verflossene und als am andern Morgen zeitig die Boten mit dem Salz zurückkehrten, setzten wir unsere Fahrt bis zur Insel Tschibebe fort. Die Strecke war nur klein, doch mussten die Kräfte der eben erst Angekommenen geschont werden. Ueberhaupt hielt ich es für besser, die Leute nicht zu übermüden, sondern erst allmählich einzuüben und namentlich bei guter Stunde ein neues Lager zu beziehen, bis Jeder die ihm zufallenden Obliegenheiten genug kannte, um ihnen auch bei einbrechender Dunkelheit gerecht werden zu können.

So erreichten wir erst am vierten Tage den Nanga, einen rechten Arm des Kuilu, der einen beträchtlichen See mit diesem verbindet und, noch unter dem Einfluss der Flutstauung stehend, während sechs Stunden seinen Lauf zu demselben, in den nächsten sechs aber von demselben weg nimmt. Dieses Wasser war uns wegen seines grossen Reichthums an Flusspferden gerühmt worden, und wir hatten beschlos-

gemacht, ohne Aussicht im Lager Nahrung zu finden. Langsam nur zogen wir heimwärts, immer noch hoffend, dass uns das Jagdglück günstig sein würde, aber vergebens. Dieser Abend sah uns verdriesslich am Lagerfeuer gegenüber sitzen und nachdenklich in die zusammengeschobenen Gluten starren. Je weniger wir sprachen, um so emsiger tauschten die Gruppen an den anderen Feuern ihre Erfahrungen aus. Die mitgewesenen Ruderer wurden nicht müde, den Zurückgebliebenen alle Details des Jagdausfluges zu schildern. Bald grunzten sie oder schnaubten, bald sprangen sie gesticulirend herum, um die Bewegungen der Verwundeten wiederzugeben. Freilich sie hatten die Sorgen nicht, die uns drückten, und bauten zuversichtlich darauf, dass wir Rath schaffen würden.

Wirklich hätten wir nicht nöthig gehabt, uns mit trüben Zukunftsideen schliesslich hinter die Mosquitonetze zurück zu ziehen. Die Jagd war besser ausgefallen, als wir dachten, denn am andern Morgen brachte uns derselbe Fischer die Nachricht, dass ein todtes Mvubu auf dem Wasser treibe, dass aber auch viele Neger bereits beschäftigt wären, es zu zerstückeln. Wie diese Nachricht uns elektrisirte, brauche ich nicht zu beschreiben; wol nie wieder haben wir in gleicher Schnelligkeit eine solche Strecke zurückgelegt, wie die, welche uns vom Schauplatz der Jagd trennte. Da sahen wir denn allerdings von Weitem nichts Erfreuliches: Das Wasser war buchstäblich von kleinen und grossen Canoes besät und um den todten Körper wimmelte es, wie wenn Fische sich um einen Köder drängen. Je näher wir kamen um so stiller wurde das vorher ohrbetäubende Geschrei der Marodeure und ein Canoe, das eine Hinterextremität glücklich ausgeschält hatte, suchte das Weite zu gewinnen, wurde aber eingeholt und zurückgebracht. Viel hatte man dem Koloss nicht anhaben können, die Messer waren durch die enorme Haut nicht durchgedrungen, und man sah nur an den zurückgebliebenen Spuren, wie viel ohnmächtige Versuche unternommen worden waren. Nun ordnete sich ein wahrer Triumphzug, indem kein Canoe zurückbleiben wollte, sondern jedes ein Stück Fleisch zu gewinnen hoffte. Ja kurz vor dem Lager kam auch der Portugiese von allen Sclaven im grössten Canoe gerudert uns entgegen und feuerte am vorderen Ende stehend Freudenschüsse gen Himmel ab. Bald fanden sich auch die Häuptlinge der umliegenden Dörfer, von deren Existenz wir bisher keine Ahnung gehabt hatten, ein und beanspruchten der Eine den Kopf für den Erdgeist der Gegend, der Andere einen Schenkel, der Dritte einen weiteren Theil als Brauch des Landes. Es wurde indess Allen die Antwort, dass die Fetische nur Ansprüche auf von Negern erlegte Beute, nicht aber an

den weissen Mann hätten. Wenn jene hungrig wären, möchten sie selber hingehen und ihnen was schiessen, von uns hätten sie Nichts zu verlangen. Höchstens wollten wir aus Gutmüthigkeit freiwillig von dem Fleische unter sie vertheilen, auch den Häuptlingen ein Geschenk an Stoffen machen, damit sie uns stets rechtzeitig Nachricht zukommen liessen, wenn sich wiederum Flusspferde zeigten. So geschah es denn auch, und zufrieden zogen Alle von dannen, uns in freudigster Stimmung bei dem nunmehrigen Ueberflusse zurücklassend.

Nicht lange dauerte es, so konnten wir auch ein zweites vollständiges Skelet von einem alten Thiere auf schnell hergerichteten Rosten unter Beihülfe des Feuers trocknen. Daneben hatten wir noch ein ausgetragenes Junges präparirt und einen wenige Wochen alten Foetus in Spiritus conservirt, die nun auf Versendung in das Berliner Museum warteten. Bei der sich vermehrenden Gelegenheit, dieser Jagd obzuliegen, machten wir mancherlei Erfahrungen, die uns später sehr zu Statten kamen: Einmal erkannten wir als die günstigste Methode, die Flusspferde im Wasser selbst aufzusuchen; denn die vielfach cursirenden Erzählungen, dass dieselben Canoes angegriffen und umgestürzt haben sollten, erwiesen sich als Fabeln. Es kann wol vorkommen, dass ein verwundetes Thier, durch den Schmerz angestachelt, sich selbst in unheilvolle Nähe des Schützen wagt, wenn es im Wasser umherrast, oder dass es, dem nachsetzenden Verfolger entfliehend, zufällig gerade unter dem Fahrzeuge auftaucht; absichtlich aber nähert es sich gewiss niemals, wie die Schnelligkeit bewies, mit der es stets zu entkommen sich bemühte. Im Allgemeinen ist nur zu bedauern, dass diese Ungethüme sich so wenig ihrer Kraft bewusst sind und scheu und furchtsam entfliehen, wenn sie die ihnen drohende Gefahr zu begreifen angefangen haben. Der Anstand Abends auf dem Lande an den sehr kenntlichen Austrittsstellen ist ganz unsicher, da die Thiere einen eigentlichen regelmässigen Wechsel nicht benutzen, sondern an beliebigen, gerade bequem erscheinenden Stellen an's Ufer steigen; dafür sprechen die zahlreichen, allenthalben sichtbaren Spuren; denn wenn die Thiere auch in ziemlichen Mengen vorkommen, so würden sie, da sie in Familien zu sieben bis neun Stück beisammen leben, bei regelmässigem Wechsel doch nur wenige Ausstiege nöthig haben. Machte es schon die enorme Futtermasse, die zu ihrer Erhaltung nothwendig ist, von vorn herein wahrscheinlich, dass sie den Weidegrund vielfach wechseln, so zeigten uns einige vergebliche Nachtwachen noch deutlicher, dass in keiner Weise sicher auf ihr Erscheinen zu rechnen sei. Die Neger, welche es überhaupt nicht für rathsam erachten, sich auf einen Kampf

mit diesen Thieren einzulassen, da sie erfahren haben mögen, dass ihre Feuersteingewehre in solchen Fällen unzureichend sind, wissen dadurch in den Besitz des ausserordentlich geschätzten Fleisches zu gelangen, dass sie auf mehreren der von den Ausstiegen zur Weide führenden Pfade grosse bedeckte Fallgruben herrichten: doch müssen sie meist sehr lange warten, ehe ihnen der Zufall eine Beute zuführt.

Bei der Jagd im Wasser bietet das Thier nur einen kleinen Theil des Kopfes von der Nasenspitze oberhalb bis zum Ohr als Ziel für die Büchse, doch reicht dies völlig hin, da jede unter dem Auge einschlagende Kugel wegen der geringen Stärke der dortigen Knochen direct in das Gehirn dringt und stets sofort den Tod herbeiführt. Man muss deshalb warten, bis man die Frontansicht hat, da die Kugel bei einem Schuss von der Seite her meist ohne unmittelbaren Schaden in der reichlichen Kau- oder Nackenmuskellage sitzen bleibt. Traf sie aber glücklich, so überschlug sich das Thier ein paar Male rücklings und verschwand in den Fluten, um etwa nach einer Stunde, durch die im Körper sich entwickelnden Gase gehoben, wieder an der Oberfläche zu erscheinen. Solche Jagden sind ausserordentlich reizvoll und verwischen sich niemals aus dem Gedächtnisse: namentlich aber spottet das Bild jeder Beschreibung, das sich entwickelt, wenn man die Beute am Canoe hinten befestigt langsam zum Lagerplatz transportirt hat: Während die Einen die 3—4 cm. starke Haut lösen, trennen Andere die Extremitäten in der Tiefe aus den Gelenken: es bilden sich dann einzelne Gruppen, die das Fleisch in lange Streifen schneiden und auf schnell hergerichtete Roste schaffen, unter denen bald lustige Feuer flackern: denn es muss halb gedörrt und halb geräuchert werden, um als hochgeschätzte Delicatesse aufbewahrt werden zu können. Dazu müssen die Feuer Tag und Nacht unterhalten werden: überall im Walde hört man Zweige knacken und brechen, von allen Seiten schleppen Neger tüchtige Lasten herzu. Jeder arbeitet gern, Niemand denkt an Schlaf: denn neben dem officiellen Vorrath für Alle haben sie noch einen besonderen für sich bei Seite geschafft, der auf eigenem Roste dörrt und mehr als jener bewacht wird: durch ihn will sich jeder Messingringe und Zeuge aus der Umgegend erhandeln, oder die Gunst schöner Dörflerinnen erwerben.

Unglücklicherweise setzte die Regenzeit in diesem Jahre in jener Gegend schon im August ein, so dass trotz der energischsten Anstrengungen die Häute verdarben und die Vogelbälge nur mit grosser Mühe, wenn auch in unansehnlicher Form, durch künstliches Trocknen über Feuer erhalten werden konnten. Unter solchen Umständen,

wenn bei immer neuen Regenschauern die Sammlungen drei und vier Mal ausgepackt und von Neuem geborgen werden müssen, und es bei gutem Wetter kaum gelingt, einige durch das dichte Laubwerk dringende Sonnenstrahlen für sich zu verwerthen, ist es auch dem technisch geübtesten Sammler kaum möglich, gleichmässig gute Stücke zusammenzubringen; seine Geduld und Ausdauer hat manche harte Probe zu bestehen, bis er endlich in stiller Resignation über sich ergehen lässt, was er nicht ändern kann, und sich begnügt, zu retten, was möglich ist.

Nach einem längeren Aufenthalte in diesen Hochwaldungen war es von besonderem Interesse, die bisher besuchten verschiedenen Gebiete bezüglich ihrer Vogelwelt untereinander zu vergleichen: Es konnten dabei drei Zonen mit völlig charakteristischen Arten abgegrenzt werden. Auf der Reise nach Loanda war mir hinter Ambri-



Turacus giganteus.

zette eine eigenartige Vogelwelt aufgefallen, die sich von der bei Tschintschotscho ebenso unterschied wie die Flora mit den Candelaber-Euphorbien und der Aloë, die weiten Ebenen mit ihrem Wildreichthum, den zahlreichen Rudeln verschiedenartiger Antilopen von den dortigen Verhältnissen abwichen. Bei Loanda sah ich Pelikane von der grauen, nicht röthlich schimmernden Art, Scharben und Flamingos, in langen Reihen hintereinander marschirend im Brakwasser fischen. Man merkte, dass die Vögel dort zu Hause waren, denn die in gerader Linie neben einander fliegenden Pelikane kannten die Sandbänke, denen sie zusteuerten, genau, und ebenso waren die Möven, welche in unzählbaren Schwärmen theils ruhten, theils über dem Wasser nach Beute spähend flatterten und auf- und niederstiessen, sicherlich am Orte selbst geboren. Auch der grosse Tölpel (Sula capensis) schien dort zu nisten und nur bei Eintritt der trockenen Jahreszeit dem Regen nachzuziehen. Steinschmätzer und Bachstelzen waren der Gegend gleichfalls eigenthümlich. Ein absolut anderes Bild bot die Küste nördlich von Ambrizette bis zum Kuilu. Tschintschotscho

hatte die geringste Artenzahl aufzuweisen, während sich die in der Nähe der Flussmündungen liegenden Strecken reichhaltiger zeigten. Das ist auch natürlich, da nicht nur Vertreter aus dem Hochwaldgebiet dem Flusslaufe folgen und sich bis zur Mündung verfliegen, sondern bei diesen Riesenströmen sogar Gäste von der andern Küste mitgebracht werden. In dieser Zone fällt namentlich das Heer der Finken und Webervögel auf, von denen letztere in Scharen auf Oelpalmen oder anderen günstig gelegenen Bäumen ihre künstlichen Nester anbauen, die dann wie unendlich viele grosse Früchte vom Winde geschaukelt herabhängen. Das Material dazu gewinnen sie aus den Fiederblättern der immensen Blattwedel, die sie immerfort flatternd mit den Schnäbeln einfeilen, dann das untere Stück fassen, in schmalem Streifen lostrennen und damit eilig davonfliegen. Es ist kaum glaublich, in wie kurzer Zeit ganze Palmen völlig geplündert



werden, so dass sie ein unschönes, besenartiges Ansehen erhalten. Von Finken fällt vor Allem der Haussperling Passer Swainsoni auf, der den ganzen Sommer mit einem helleren, eleganteren Kleide zugleich eine melodischere Stimme verbindet, als wir sie bei seinem europäischen Verwandten vernehmen. Neben ihm sind die Feuerfinken im prächtigsten Roth, die Schmetterlingsfinken im reinsten Himmelblau und die langschwänzigen Witwen im schwarzweissen oder schwarzgelben Hochzeitskleide ein wunderschöner Schmuck der Landschaft. Ferner ist hier die Familie der Würger mit ihren kräftigen, vollklingenden Stimmen zahlreich, ebenso die metallisch schimmernden kleinen Honigsauger, die Bartvögel, Fliegenschnäpper und schwalbengleichen Bienenfresser und die Eisvögel vom riesengrossen Ceryle Sharpii bis zum zwergartigen Alcedo cristata. Die [illegible] oder Nashornvögel sind noch selten, es kommen nur zwei Arten, Buceros melanoleucos und fistulator vor, während der [illegible] Adler zu [illegible] Exemplaren zu erlangen ist.

Das dritte Gebiet und zugleich das reichste ist der Hochwaldgürtel, in dem wir uns augenblicklich befanden: Während hier am frühen Morgen Flüge auf Flüge von schwatzenden Graupapageien vorüberziehen, dann glockenartige Töne oder signalartiges Pfeifen fast melancholisch von beiden Ufern ineinander klingen und nach und nach verhallen, erwacht allmählich die ganze Vogelwelt und singt jubelnd dem neuen Tage entgegen. Später laufen die verschiedenen Schnepfen und Wasserläufer, eifrig mit den langen Schnäbeln nach Würmern suchend, an den schlammigen Ufern hin und her. Edelreiher, die gewöhnlichen Arten überragend, wechseln mit dem wollhalsigen Storch (Ciconia episcopus) ab, der den Hütten bauenden Umbervogel (Scopus umbretta) friedlich neben sich duldet. Das Nest des letzteren stellt nämlich einen runden, kugelartigen Bau vor, der 1½ Meter in der Länge, 1 Meter in der Breite und ebenso viel in der Höhe misst; es


Buceros atratus.

liegt meist auf Baumstumpfen oder Gabelzweigen in geringer Entfernung über dem Wasser, besteht aus dürren Zweigen, trockenen Gräsern und Laub und besitzt im unteren Drittel eine etwa handgrosse runde Eingangsöffnung.

Steht die Sonne hoch am Himmel, so sieht man fast nur noch Flussschwalben dem Fange nachgehen oder Trauerfliegenfänger (Muscicapa lugens) aus überhängendem Gebüsch blitzartig vorkommen und wieder verschwinden. Gegen vier Uhr beginnt neues Leben: Wieder beginnt der laute Ruf der blauen, schön behaubten, grösseren Fruchtfresser und der gurrende der kleineren Helmkukuke (Corythaix persa), die dann in stolzer Haltung vertrauensvoll der Antwort lauschen. Der Schreiadler (Haliaëtos vocifer) sucht einzeln auf hoher Warte weithin ragender Aeste schon vor 6 Uhr seinen Schlafplatz auf, und der Schlangenhalsvogel (Plotus Levaillanti) besetzt in Masse abgestorbene besonders günstig liegende Bäume. Dann zieht der Riesennashornvogel (Buceros atratus) mit rauschendem Flügelschlage paarweise

vorüber und der Graupapagei wie am Morgen in volkreichen Flügen bei nimmer stockender Unterhaltung heimwärts. Bricht das Dunkel herein, so lässt ein widerliches Geschrei noch verspätete Ibis (I. caffrensis) erkennen, und die tiefen Gutturaltöne des Sporenkukuks (Centropus Anselli) hallen schaurig durch die Dämmerung, bis schliesslich Alles verstummt, und nur die Cicade den lichtscheuen, leicht beschwingten Jägern der Nacht, den schwer erreichbaren Eulen, das Signal giebt, dass ihr Reich begonnen hat.

So bietet der Hochwaldgürtel einen unbeschreiblichen Reiz, einen mächtigen Zauber; aber wehe dem, der sich unachtsam in ihm verliert! Dann wird ihm zur Qual, was erst so hoch entzückte, und er entbehrte gern alle Reize für wenige Tropfen Wasser, den lechzenden Gaumen zu netzen. Das lernte ich kennen, als ich bei einem Ausfluge am frühen Morgen den Compass einzustecken vergass. Die Leute hatten nämlich eines Abends Schweine gespürt und durch diese Nachricht das ganze Lager in angenehme Aufregung versetzt. Jeder nahm sich vor, am Morgen sein Heil in der Auffindung derselben zu versuchen und putzte sein Gewehr noch einmal so emsig als sonst, suchte die verstecktesten Rostflecke auf und legte das Zeug in Ordnung neben sich hin. Wie aber so oft einer grösseren Erregung eine um so beträchtlichere Abkühlung folgt, so war es auch hier. Beim Erwachen sah ich sämmtliche Schwarze im tiefsten ruhigsten Schlafe herumliegen und erhob mich halb ärgerlich, halb erfreut, weil ich hoffte, vielleicht mit Beute triumphirend heimkehren zu können, nahm die Büchse zur Hand und schlug mich, die von den Jägern angedeutete Richtung im Auge behaltend, in das Dickicht.

Je nach der Zugänglichkeit benutzte ich die freieren Stellen zum Vorwärtskommen oder arbeitete mich mühsam durch, wenn nach dem durch die Bäume schimmernden Licht günstiges Terrain vorzuliegen schien. Ich mochte etwa anderthalb Stunden gegangen sein, als ich zufällig den Schlüssel zum Vorrathskasten in der Tasche fühlte und mir sagen musste, dass in Folge dessen weder der Gefährte zu einem Imbiss kommen, noch die Leute ihre spärliche Ration erhalten konnten. Ich lenkte meine Schritte sogleich heimwärts und war bereits eine geraume Zeit gewandert, als ich mir nicht verhehlen konnte, dass ich auf falschem Wege sei. In meiner Unruhe am Morgen, und da ich überhaupt nicht beabsichtigte, lange auszubleiben, hatte ich den Compass beizustecken vergessen, und so war denn, da noch dazu Wolken die Sonne hinter einem gleichmässig grauen Schleier verbargen, an ein Orientiren nicht zu denken.

Ich konnte mich nur meinem Instinct überlassen, der nach dieser

Seite hin gerade sehr mangelhaft ausgebildet ist und mich, wie ich kaum anders erwartete, die richtige Route verfehlen liess. Ich marschirte, so weit das Gestrüpp dies zuliess, rüstig fort, überkletterte gefallene Baumriesen, durchschnitt im Wege hängende Lianen und bahnte mir, mit der Büchse das Gewirr niederdrückend, einen Weg durch die starren Ranken der „Mansombe". Diese entsetzliche Plage des Jägers wuchert wie zu seinem Hohne überall in üppigster Fülle. Nicht nur, dass sie durch geräuschvolles Zusammenschlagen der harten Blätter beim Durchwinden jedes lebende Wesen weithin verscheucht, sie hindert auch derartig jede freie Bewegung, dass man in ihr das Grauen des Schwimmers empfindet, der sich plötzlich Schlingpflanzen um seine elastischen Glieder legen fühlt. Es überkam mich daher fast eine Regung der Dankbarkeit gegen den dickhäutigen Beherrscher der Flüsse und Sümpfe, als ich mich in seine labyrinthischen Wechsel retten konnte, die mich nach einer Seite sicher zum Wasser führen mussten.

Diese Gänge konnte ich vielfach nur passiren, indem ich auf allen Vieren kroch und die Büchse vor mir herschob. Wenn mir in solch einem Augenblick einer jener Kolosse auf einem gemüthlichen Spaziergange zur Weide begegnet wäre oder gar eine Familie! Wie würden sie erstaunt inne gehalten haben und ich auch, denn in dieser Situation wäre mir ein so unvermuthetes Jagdglück durchaus nicht erwünscht gewesen!

Wirklich gelangte ich nach einiger Zeit an den Fluss. Zur Rechten sah ich in der Ferne eine Insel liegen, die mir bekannt vorkam; dort musste das Lager sein. Am Wasser entlang zu gehen war leider ganz unmöglich, ich konnte mich nur zurück in die eben verlassenen Thierpfade begeben, sonst war Alles undurchdringlich. Sobald es gieng, musste ich versuchen, in der bezüglichen Richtung durchzubrechen. Endlich gelang es.

Eine Stunde mochte verflossen sein, als ich mich wieder vor ähnlichen Pfaden befand, welche mich nach einiger Zeit in meine eigene Spur zurück und schliesslich wieder an den Fluss brachten.

Es war Mittag. Ich trank in langen Zügen, denn die Hitze des Fiebers hatte sich zu der des Tages gesellt, und wenn ich mich auch im Ganzen kräftig fühlte, so hatte mich doch schon geraume Zeit heftiger Durst gequält. Wenn ich nur die einzuschlagende Richtung aus der Strömung hätte erkennen können! Aber machte denn eben jetzt Ebbe oder Flut ihren verspäteten Einfluss geltend, floss das Wasser dem See zu oder zum Kuilu ab? Ich beschloss von neuem der Insel zuzumarschiren und noch besser darauf zu achten, dass ich

die Richtung nicht verlor. Eine gewisse Scheu hielt mich ab, schon jetzt Signalschüsse zu geben, die gewiss von jenem Punct aus gehört worden wären. Ich hoffte noch immer selbständig das Lager zu erreichen. Hätte ich damals schon gewusst, dass es eine Woche später einem unserer besten Jäger, Kunga, ergehen würde wie mir, und dass er trotz seiner und unserer fortgesetzten Bemühungen sich erst nach zwei Tagen wieder zum Lager finden würde, so hätte ich diese Scheu wahrscheinlich überwunden.

So kehrte ich denn von Neuem in mein Labyrinth zurück. Indem ich nun diese gewissermassen geebneten Pfade verliess, begann ich nach einiger Zeit Zeichen in die Bäume zu schneiden, um für den Fall, dass es mir nicht gelang zurückzukehren, den Suchenden Fingerzeige zu geben. In gewissen Intervallen notirte ich die Zeit an den von der Rinde entblössten Stellen durch Einkratzen und gab Doppelschüsse ab, die aber unerwidert verhallten. Die Uhr zeigte auf drei, als ich wieder einen Baum traf, auf welchem ich vor zwei Stunden die Zeit vermerkt hatte.

Ich hielt es nunmehr für das Gerathenste, meine offenbar vergeblichen Bemühungen aufzugeben und mich darauf vorzubereiten, die Nacht an einem günstigen Platze zuzubringen. Feuerzeug hatte ich glücklicherweise bei mir, eben so einige Patronen.

Ich spürte zwar augenblicklich keinen Hunger, obgleich ich am Morgen Nichts genossen und auch an dem vorhergehenden Tage wegen des Fiebers fast ganz gefastet hatte; dafür quälte mich aber ein fürchterlicher Durst. Ich versuchte zum Fluss zurückzukehren, aber ich kam nur immer tiefer in's Dickicht. In äusserster Ermattung legte ich mich mehrfach nieder, immer aber trieb der Durst mich wieder auf und liess mich nach der Lichtung spähen, die der Wasserlauf durch Unterbrechen des Baumwuchses verursachen musste. Da ich in der durch die bedeutende Hitze vermehrten Aufregung bald hier bald dort durchzukommen suchte, aber mich immer mehr in die ineinander gewirrten Ranken und das dichte Unterholz verwickelte, kam ich mir vor wie ein im Spinngewebe gefangenes Insect, das, je mehr es frei zu kommen sich abmüht, um so sicherer sich jede Möglichkeit dazu benimmt.

Die Situation war kritisch genug, denn nur wer den Durst kennt, weiss, dass die scheinbar übertriebensten Schilderungen oft noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Vor längerer Zeit schon hatte ich versucht, aus dem Schlamm einer tief eingedrückten Flusspferdspur wenigstens einige Tropfen auszupressen, um die Lippen anfeuchten zu können; jetzt versuchte ich

mit dem Messer ein Loch in den feuchten Boden zu graben, in das aus den Seitenwänden vielleicht etwas Flüssigkeit sickern würde; er war aber so von kleinsten Wurzeln durchsetzt, dass das Messer nicht durchdringen konnte.

Es lag etwas Ueberwältigendes in dieser Verlassenheit mitten in der grossartigsten Natur. Dazu war der Wald stumm und liess nicht einmal die feinen Stimmen seiner Sänger hören, denen ich so oft mit Vergnügen gelauscht hatte. Es war nicht zu erwarten, dass ich, wenn etwa ein stärkerer Fieberanfall Bewusstlosigkeit verursachen sollte, in diesem Pflanzenchaos gefunden werden würde; es kam daher Alles darauf an, mir die Kräfte und die Energie zu erhalten.

Wasser musste ich haben, deshalb erhob ich mich von Neuem und setzte alle Kräfte daran, es zu finden. Wer könnte die unaussprechliche Freude schildern, als ich nach einer halben Stunde wirklich an eine kleine, mit grüner Pflanzendecke gänzlich überzogene Lache trat, wer das Behagen, mit dem ich die köstliche Flüssigkeit, nachdem der erste Durst gestillt war, schlürfte? Hier beschloss ich, zu bleiben, da ich es hier zur Noth ein paar Tage aushalten konnte.

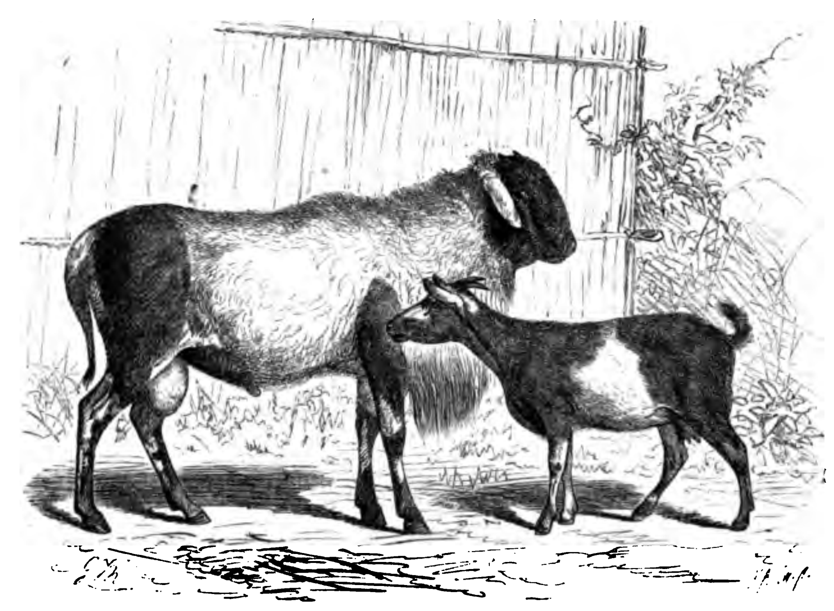
Es war nach vier Uhr, als ich in der Ferne einen Schuss hörte, dem gleich darauf drei weitere folgten. Wunderbarerweise schien der erste aus entgegengesetzter Richtung als die andern zu kommen. Ich folgte natürlich dieser, da mich der dreimal wiederholte Schall nicht täuschen konnte, arbeitete mich ein Stück mit Anstrengung durch und kam dann auf gangbares Terrain. Die Sonne brach auch noch durch das Gewölk, so dass ich, meinen Schatten zur Linken behaltend, in gleicher Richtung fort gehen konnte, ohne fürchten zu müssen, sie wieder zu verlieren. In bestimmten Intervallen tönten die Schüsse, auf die ich eben so antwortete, bis ich, als ich eben die Büchse zum Feuern erhob, die grinsenden Gesichter und leuchtenden Augen einiger voraûsgeeilter Leute durch das Gebüsch blitzen sah. Sie waren dem Schall immer lautlos entgegengelaufen und hatten durch Nichts ihre Nähe verrathen, bis sie plötzlich vor mir standen und mir in wahrhaft kindlicher Freude ihre Hände entgegenstreckten. Nun hatte die Waldruhe ihr Ende erreicht, durchdringende Jubelrufe verkündeten den weiter Entfernten, dass die Aufgabe gelöst sei. Nach zweistündiger Wanderung, wobei wir den letzten Theil des Weges schon im Dunkeln zurücklegten, traf ich um halb sieben Uhr im Lager ein, wo der herzliche Empfang sich in umfassendster Weise wiederholte. Wahrlich, des Tages Beschwerden lohnten sich reichlich, erkannte ich doch in dieser ungeschminkten urwüchsigen Freude, wie gut wir uns alle in einander gefunden hatten.

Als ich gegen Mittag noch nicht zurückkehrte, war man im Lager unruhig geworden. Mein Gefährte hatte in verschiedenen Richtungen suchen lassen, während er selbst im Canoe die Ufer musterte. Er hatte meine Spur da gefunden, wo ich zweimal an den Fluss herangetreten war, ohne sie indessen auf dem harten Boden weit verfolgen zu können. Es ergab sich nun, dass ich mich ganz richtig orientirt und nur durch die Unmöglichkeit, dem Flusslauf zu folgen, wieder verirrt hatte. Als auch alle Uebrigen unverrichteter Sache heimkehrten, wurde Pechuël ernstlich besorgt, schickte Patrouillen aus, die während des Vorgehens Signalschüsse abgeben mussten, und fuhr selbst nach Mbuku, um das Dorf aufzubieten. Glücklicherweise machte mein Erscheinen die etwas säumigen Helfer von drüben überflüssig.

Kurz nachdem meine Ankunft bekannt geworden war, meldete sich Prinzessin Nkambisi mit ihrem Geschenk, einer schwarzweissen Miniaturziege von denkbar kleinster und komischster Gestalt, von der sie ganz ernsthaft behauptete, dass sie tragend sei. Da wir am anderen Tage durch die Jagd begünstigt wurden, konnten wir sie zum Andenken an dies Ereigniss und an die Freigebigkeit der fürstlichen Geberin am Leben erhalten. Nach Tschintschotscho mit übergesiedelt, erfreute uns Nkambisi, so wurde die Ziege benannt, bis zu unserer Abreise durch ihre Munterkeit und die Hartnäckigkeit, mit der sie an den Gewohnheiten des Lagerlebens festhielt. Sie konnte die Nacht nie mit Ihresgleichen im Stall zubringen, sondern legte sich zu den Negern an's Feuer, wo sie wiederkäuend von der vergangenen Herrlichkeit träumte. Die Leute schliefen in der auf jenen Tag folgenden Nacht nicht, sondern sangen, jubelten und tanzten, bis der Morgen dämmerte. Ich aber überdachte auf meinem Lager noch einmal die verflossenen Stunden und wiederholte mir schon halb träumend den festen Entschluss, mich nimmer in Zukunft ohne Compass in den Urwald zu wagen. — Mittlerweile wurde unsere Situation im Walde recht unbehaglich. Fast täglich überraschten uns Regen, und oft auch verursachten Nachts die gleichmässig auf das Zelt prasselnden Ströme dadurch unangenehme Unterbrechungen der Ruhe, dass die Nässe von unten und oben auf uns eindrang und uns die noch übrige Zeit bis zum Morgen in Regenmäntel gehüllt hockend zuzubringen nöthigte. Das ewige Bleigrau des Himmels beeinflusste die Stimmung, die schwere feuchte Luft, die Dünste und vermehrten Modergerüche, welche dem sumpfigen Waldboden entstiegen, zeitigten Fieber, die namentlich mich in mancherlei Anfällen heimsuchten, so dass wir der Frage näher traten, in das von unserem Portugiesen verlassene Haus auf der anderen Seite überzusiedeln. Die früheren Bedenken,

dass Misshelligkeiten zwischen unseren Leuten und den Bewohnern Mbukus entstehen, dass wir den Erpressungsversuchen Nkambisis ausgesetzt sein möchten, waren durch die bisher hervorgetretene Zucht und Folgsamkeit auf der einen Seite und die bescheidene Zurückhaltung auf der anderen zusammengefallen und deshalb reifte ein neuer Guss und ein Blick auf die verderbenden Sammlungen den Entschluss, so dass wir uns nach anderthalbstündiger Arbeit im neuen Heim so wohnlich als möglich eingerichtet wiederfanden.

Wir hatten den Wechsel nicht zu bereuen, denn die grössere



Hammel Mfuka und Ziege Nkambisi.

Leichtigkeit des Verkehrs bewog die Dörfler zahlreich heranzukommen, um Maniok, Oelnüsse, Pfeffer, Früchte, Eier und Fische in Menge gegen unsere gedörrten Fleischvorräthe auszutauschen. Wir konnten das vorhandene Magazin zu einer Speisekammer einrichten, wie wir sie besser assortirt und gefüllt in Tschintschotscho nicht aufweisen konnten. Auch Sammelobjecte kamen in Menge, sodass wir in jeder Weise im Ueberfluss schwelgten und den Contrast gegen die ersten Tage des Mangels auf der anderen Seite höchst angenehm empfanden. Die Regen störten uns nun wenig, da wir die Zeit zu unseren Excursionen nach Belieben auswählen konnten und durch undurchlässige grosse aufgerichtete Schutzdächer für die Conservirung der Skelete,

Häute und Bälge gesorgt hatten. Wir befanden uns in unserem „Hôtel zum nassen Hippopotamus", wie wir die Hütte scherzweise getauft hatten, so wol, dass wir ungern an das Ende unseres Aufenthalts dachten. Namentlich hatten wir uns körperlich recht gekräftigt, denn wir schliefen im Kreise unserer Getreuen so sicher und ruhig wie in Europa und sahen uns höchstens durch unsere Ziegen gestört, welche, Nkambisi voran, im Dunkel der Nacht hereindrangen, um sich einige Maniokwurzeln zuzueignen, und sich dabei in die Mosquito-Netze verwickelten.

Eine Aufgabe blieb uns noch zu lösen übrig, nämlich zu erforschen, wohin dieser Nanga genannte Wasserlauf führte, wie das Terrain oberhalb unseres Jagdgebietes beschaffen sei; zu diesem Zweck beluden wir am 15. August beide Canoes mit Lebensmitteln auf drei Tage, liessen einige Leute zur Bewachung der Hütte zurück, indem wir ihnen einschärften, namentlich Nachts abwechselnd munter zu bleiben, sowie die Feuer unter den Trockenrosten zu unterhalten, und schifften uns dann mit der übrigen Mannschaft ein. Es war zwölf Uhr geworden, ehe Alles geordnet war, doch litten wir nicht von der Hitze, da sich der nunmehr gewöhnlich graue Himmel über uns wölbte.

Die Uferlandschaft blieb sich auf beiden Seiten gleich und zeigte durch Massen von Papyrus seinen sumpfigen Charakter. Nur an wenigen Stellen war in einiger Entfernung vom Ufer Hochwald zu sehen, während niedere Hügel von höchstens 100 Fuss Höhe, die gleichfalls bewaldet waren, an anderen auftauchten. Die Breite des Flusses wechselte vielfach je nach der Zahl und Grösse der in sein Bett gelagerten Inseln. Nach zweistündiger Fahrt kamen wir an ein weites Wasserbecken, das ca. vier nautische Meilen lang und zwei solche breit war. Wir kamen überein, diesen prächtig anzuschauenden See zu Ehren unseres Führers „Güssfeldt-See" zu taufen, und begannen die von einem lebhaften Winde bewegte Fläche mit kräftigen Ruderschlägen zu durchfurchen. Nach anderthalb Stunden erreichten wir das Ende, das sich zwar überall gleichmässig von Sumpfgräsern, in die wir nicht einzudringen vermochten, geschlossen zeigte, aber doch der Vermuthung Raum liess, dass die Mündungen kleiner Wasserläufe dadurch nur verdeckt blieben. Fast hätte uns ein unangenehmes Geschick noch kurz vor dem Ziele unser Fahrt ereilt, denn ein, nach dem Rauschen und der Bewegung des Wassers zu urtheilen, mächtiger Bewohner des Beckens, den wir Beide gleichzeitig für eine der nicht selten vorkommenden Seekühe (Manatus), von den Portugiesen Flussschweine genannt, hielten, schoss aufgeschreckt mit halbem Leibe

über dem Wasser dicht vor der Çanoespitze vorüber. Erstaunt und fast ängstlich sahen die Leute einander an, um munter und den Zwischenfall nach ihrer Art laut und geschwätzig interpretirend gleich darauf weiter zu rudern. Da sich nirgends die Möglichkeit bot, festes Land zu erreichen, beschlossen wir, wenn auch die Dunkelheit uns dabei überraschen musste, die Rückfahrt sofort anzutreten. Der Gedanke, die Nacht über im Canoe zubringen zu sollen, hatte für Niemand etwas Verlockendes, und so brauchten wir die Ruderer, welche vielleicht nebenher auch noch die Flusspferde fürchteten, in keiner Weise zu neuen Anstrengungen anzuspornen. Im Gegentheil trieben sie sich gegenseitig an, indem sie sich im Gesange ein hellbrennendes Feuer, grosse vertheilte Extrarationen und einen Schluck Rum, den der weisse Mann ihnen sicher nicht vorenthalten würde, ausmalten.

Ganz angenehm war die Fahrt durch die seichten Gewässer bei trügerischem Mondlichte und den gleich grossen Schleiern die Aussicht deckenden Nebelschwaden nicht. Unser Canoe gelangte zwar vorwärts und kam, wenn es auch manchmal festfuhr, stets nach wenigen Anstrengungen wieder los, das andere jedoch war bei stärkerem Tiefgange schlechter daran und kam uns einige Zeit ganz aus dem Gesicht. Da hörten wir plötzlich, als der Gesang einen Augenblick verstummte, aus der Ferne ängstliches Wimmern und Jammern herüberschallen, und schickten uns, da auf lautes Rufen keine Antwort ertönte, an, das unserer Meinung nach verunglückte Fahrzeug aufzusuchen. Es war indessen nichts Besonderes passirt, sie hatten nur von einer Schlammbank nicht herunterkommen können, und da hatte abergläubische Furcht einen der mitgenommenen Negerjungen übermannt.

Weiterhin dicht aneinanderhaltend erreichten wir spät Abends glücklich das Lager, wo wir Alles in schönster Ordnung und die Wache über unsere unerwartete Ankunft höchlichst erfreut vorfanden. —

Endlich war der Zeitpunct gekommen, wo wir an den zweiten Theil unserer Reise denken mussten, die uns nunmehr den Kuilu aufwärts in's Innere, in die romantischen Bergregionen, die eigentliche Heimat des Gorilla bringen sollte. Allerdings hatten wir zuvor die aufgehäuften Schätze der Sammlungen nach der Factorei an der Mündung zurückzuführen, von der wir aufgebrochen waren; doch bedurften wir dazu wenig Zeit, denn der Erfolg, mit dem wir bisher gearbeitet hatten, war ein gewaltiger Hebel, und die Leute waren nunmehr in jeglicher Handreichung und Arbeit geübt und tüchtig. Es hatte sich in der Zwischenzeit immer überzeugender ergeben, dass sie

wirklich die Eingeborenen der Gegend an Ruhe. Ausdauer und Furchtlosigkeit bei Weitem übertrafen: sie wussten sich überall zu helfen und waren bei ihrer Genügsamkeit, die nichts Essbares verschmähte, relativ leicht zu erhalten. Die bisherige Reise hatte sie zur Einsicht ihrer früheren Thorheit gebracht: der Zweck, dem sie dienen sollten, war ihnen klar geworden und zugleich mit der Erkenntniss waren ihre guten Eigenschaften zu Tage getreten, welche bis dahin auch nicht hatten geahnt werden können. Da ausserdem Gerüchte von den erfolgreichen Jagden und dem freudenreichen Waldleben bis nach Tschintschotscho gedrungen waren, so hatte sich auch in der Stimmung der dort Zurückgebliebenen ein völliger Umschwung geltend gemacht, so dass die Meldungen ihre Thätigkeit, Lust zur Arbeit und Anstelligkeit nicht genug zu rühmen wussten.

Mit grosser Genugthuung berichteten wir eingehend in diesem Sinne nach Berlin und, da der Kuilu als eigentliche Operationsbasis für die Zukunft betrachtet werden musste, schlugen wir vor, die bisherige Station, welche den Zweck der Vorbereitung für die Action nunmehr erfüllt hätte, aufzugeben und sie nach Banga auf dem rechten Ufer des Kuilu anderthalb Stunden von seiner Mündung zu verlegen. Dass man eine Station überhaupt schon entbehren könnte, daran war natürlich noch nicht zu denken: denn einmal war die Anlage des ganzen Unternehmens derartig, dass immer auf einen Stützpunct im Rücken, der zugleich Arbeitscentrum war, bedeutender Werth gelegt werden musste, und dann waren die Leute, wenn nunmehr auch zuverlässiger, doch noch lange nicht durchgehends so weit gefördert, dass man die Brücken hinter sich hätte abbrechen und mit Allen zusammen vorwärts marschiren können. Das Ziel, was vor uns lag, war zuvörderst ein gründliches Durchforschen des Kuilugebietes in die Breite: dazu musste aber die Station nach dem Orte der Wirksamkeit verlegt werden. Alles Uebrige mussten wir der naturgemässen Weiterentwickelung überlassen. War unser Führer aus Europa zurückgekehrt und die Vermehrung der Transportmittel dort in Erwägung gezogen worden, so trat dann erst der etappenartige Vormarsch in Frage, auf den seit Beginn der Reise stets ein besonderes Gewicht gelegt worden war. Dem Bericht fügten wir einen Grundriss des anzulegenden Hauses, sowie einen specificirten Kostenanschlag bei und zweifelten keinen Augenblick, dass man an massgebender Stelle daheim in gleicher Weise wie wir über den so unerwartet eingetretenen Umschwung der Verhältnisse erfreut die vorgelegten Pläne ohne Bedenken billigen würde.

Erst nun, nachdem so gewissermassen die Zukunft bestellt war,

giengen wir frohen Herzens und hoffnungsvoll an den zweiten Theil unserer Reise, der uns in das Stromschnellengebiet des Kuilu führte. Rascher als das erste Mal kamen wir unter kräftigen, gleichmässigen Ruderschlägen und zeitweiser Benutzung eines improvisirten Segels vorwärts. An der Einmündungsstelle des Nanga schlugen wir das erste Lager auf und rasteten am zweiten Tage auf einer Insel, die, nach den unzähligen Spuren von Flusspferden zu schliessen, ein Lieblingstummelplatz dieser Thiere war und auch von den Eingeborenen nach ihnen genannt wurde. Weiterhin kamen wir nach Mayombe, passirten den schmalen Felsendurchbruch bei Ngotu und lagerten am fünften Tage in Kakamuëka, dem am weitesten vorgeschobenen holländischen Handelsposten, an dem aber kein Weisser lebt, sondern ein Neger als Vertrauensmann in dürftiger Hütte neben dem kleinen Magazine haust.

Wie anders war diese Fahrt im Vergleich zu dem vor wenig Wochen gemachten ersten Versuch! Die Strecke, welche wir damals in drei Absätzen zurücklegten, hatten wir diesmal in einem Tage überwunden und doch noch Zeit gehabt, die vorspringende Spitze an der rechten Seite der Nangamündung für unsere Zwecke in fast idealer Weise herzurichten. Leider war dabei der einzige Pfefferstrauch der Gegend unter dem Messer eines übereifrigen Negers zu Grunde gegangen, ein Verlust, den nach uns viele Rast Suchende bedauern mussten; doch war die Aussicht nach jeder Richtung nunmehr eine ungehemmte. Kurz vor einbrechender Dunkelheit genossen wir noch ein herrliches Schauspiel, indem nahe am jenseitigen Ufer im Wasser zwei Flusspferdbullen um die Gunst der Weibchen miteinander kämpften. Das Gegeneinanderstürmen der Riesenleiber, das Auf- und Zuklappen der fürchterlichen Mäuler, wobei die grossen Reisszähne in ihrer ganzen Länge sichtbar wurden, in Verbindung mit dem zornigen Grunzen gewährte einen grossartigen Anblick, dem auch die Neger sich sprachlos mit offenem Munde hingaben. Wir versuchten zwar die Jagd, doch vereitelte leider die untergehende Sonne den Erfolg. Die schönen Flussfahrten während der Weiterreise setzten der College Pechuël und ich nach vorheriger Uebereinkunft gesondert fort, da unsere auf verschiedenen Gebieten sich bewegenden Beobachtungen zu häufig mit einander collidirten. Musste er wegen der Flussaufnahme und einer Compassablesung langsamer vorwärts gehen oder gar halten, so drängte es mich wegen einer auffallenden Erscheinung aus der Thierwelt vorwärts; fesselte ihn eine Uferformation auf der rechten Seite, so zog mich eine Pflanzengruppe vielleicht auf der linken an; musste ich eilen, um die Vorbereitungen

für die Nacht zu treffen, so wünschte er die Scenerie einer anziehenden Gegend schnell noch mit Stift und Farbe zu skizziren. Das vermieden wir Alles durch diese zeitweilige Trennung und behielten durch die völlige Einigkeit, welche daraus entsprang, nicht nur unsere gute Laune, sondern gewannen für die Abende interessanten Stoff zum Austausch. Namentlich aber wurden die Neger nicht in der Disciplin irre: diese verlangen nämlich absolut bestimmte Befehle von einem Einzigen und würden bei Meinungsverschiedenheiten, deren Ursache sie nicht verstehen können, und bei einem ihrer Ansicht nach planlosen Herumirren auf dem Flusse bald die nothwendige Spannkraft und den freiwilligen Gehorsam verloren haben.

Bei unserer neuen Methode gegenseitiger Unabhängigkeit beobachteten wir zu gleicher Zeit freier und besser, und wenn ein Vogel schussgerecht kam, so fiel er auch, weil nicht Höflichkeit, die dem Andern auch sein Theil gönnte, den günstigsten Moment verstreichen liess. Ich erinnere hier mich eines selten glücklichen Schusses, indem ich auf einen Entenschwarm, der für Schrot viel zu weit war, mit der Büchse schoss und dabei wirklich ein Exemplar mitten durch den Hals traf. Von anderen Vögeln sahen wir bei Tschitumbu Mvubu Scheerenschnäbel (Rhynchops flavirostris), welche mit ihren rothen scharfen Lamellen, von denen die untere länger als die obere ist, in ganzen Flügen die kräuselnden Wellen dicht darüber fliegend durchschnitten. Auch der Sporen- oder Lappenkiebitz (Hoplopterus albiceps), welchem neben dem Schnabel beiderseits ein ca. 3 cm. langer fleischiger Fortsatz herabhängt, während der Flügel mit scharfem Dorn bewehrt ist, war hier häufig, und ihretwegen rasteten wir hauptsächlich auf der sandigen öden Insel, die uns sonst nur wegen der trostlosen auf ihr verbrachten Regennacht im Gedächtniss geblieben ist.

Von allen Orten, an denen wir uns längere Zeit aufhielten, bot Kakamuëka die grösste Abwechselung, wenn auch nicht immer eine angenehme; denn das Geschrei der Chimpansen, das Abends und Morgens von beiden Flussufern wiederhallte, war oft ohrenzerreissend. Es mussten entweder böse Familienscenen sein, die sich dort abspielten, oder die unbeholfenen Anthropomorphen wurden, wie es auch auf der Station geschah, von den behenden kleinen Meerkatzen so lange geneckt, bis sie in ohnmächtigem Aerger laut zu schreien anfingen. Die Jagd missglückte bei dem feinen Gehör, dessen sich diese Thiere erfreuen, leider regelmässig, da wir mit unserem Schuhwerk uns nicht lautlos bewegen können. Auch ein immenses Krokodil, das sich regelmässig Vormittags auf einer uns gegenüberliegenden Sandbank sonnte, entkam, weil ich die Entfernung zu hoch taxirt



Die Heimat des Gorilla.



hatte und es überschoss, zu unserem grossen Leidwesen, da es sich später höchstens auf Momente mit der Nasenspitze über dem Wasser zeigte. Es verdient übrigens hervorgehoben zu werden, dass sich kein Mensch vor diesen Thieren fürchtet. Die Neger springen ohne Bedenken in Flüsse, welche voll von ihnen sind, und halten sich längere Zeit darin auf, und wenn wir selbst bei unserer Morgentoilette auch lieber hervorragende Steine zum Standorte wählten und fleissig Umschau hielten, so wurden wir dazu mehr durch traditionelle als durch nothwendige Vorsicht veranlasst.

Hier blieben wir mehrere Tage; dann aber drangen wir weiter vor, um neben dem Hauptzweck unserer Reise, den über jede Vermuthung hinaus glückliche Sammlungen reichlich erfüllt hatten, zugleich den Strom so weit als nur irgend möglich kennen zu lernen, zumal da die Schilderungen der Neger von den Schrecknissen der vor uns liegenden Gegend unsere Neugier in besonders hohem Grade erregt hatten.

Wir wurden in unseren Erwartungen nicht getäuscht, als wir unser Fahrzeug mit Aufbietung aller Kräfte über die von Dr. Güssfeldt erreichten Stromschnellen von Bumina flussaufwärts schafften und in die von chaotischen Felsmassen umlagerten gefährlichen Engen des Kuilu vordrangen. Das Erwachen am Morgen des dritten Tages im Lager, das wir in der Dunkelheit des vorhergehenden Abends mühsam erreicht hatten, zeigte uns eine grossartige Scenerie: Welches Bild der Zerstörung trat aus den mehr und mehr zurückweichenden Schatten der Nacht hervor, welches Zeugniss für die unendliche Gewalt eines seit ungezählten Jahren alle Schranken siegreich durchbrechenden, wilden Elements! Kein Negerfuss hatte je diese Stätte betreten, kein Auge bisher sie geschaut. Nie hatten Canoes diese Strecken befahren oder Karawanen die Gegend durchzogen. Wild, unberührt und grossartig lag die Natur hier seit undenkbarer Zeit, da die Phantasie des Negers sie mit bösen Geistern bevölkerte, die jeden Eindringling die Kühnheit mit seinem Leben büssen liessen.

Jetzt erfuhren wir, woher der dichte in langen Streifen dem Wasser beigemischte Schaum kam, der weiter abwärts an unseren Lagerstellen vorübergetrieben war. Zwei Tage lang hatten wir uns mühsam durch die Stromschnellen und engen Felsenthore hindurchgearbeitet, mit aller Kraftanstrengung rudernd und von drei Schwarzen mittelst eines Taues durch die wallenden, sprudelnden, uns entgegenschiessenden Fluten gezogen, während wir vorn mit starken Stangen von den das Canoe seitwärts bedrohenden Felswänden und den aus dem Wasser unten herausragenden scharfen Spitzen abstiessen. Na-

mentlich die ziehenden Neger hatten enorme Anstrengungen zu überwinden gehabt, indem sie von Block zu Block einzeln vorspringen oder um eine in das Ufer einschneidende weite Bucht herum eilen mussten, schnell, damit ihnen, drüben angelangt, das Tauende zugeworfen werden konnte, ehe den Zurückbleibenden die Kräfte erlahmten. Trotz aller Vorsicht, trotz alles guten Willens hatten sie es doch einmal fahren lassen müssen, und pfeilschnell waren wir vom Strom zurückgerissen worden, jeden Augenblick in Gefahr, an einem der Felstrümmer zu zerschellen. Wir trieben aber in eine ruhige ausgespülte Bucht am rechten Ufer ein und drangen wieder vor, bis uns die bedeutendste, von uns Reïs Rapid genannte Stromschnelle ein unweigerliches Halt gebot. Dort entzündeten wir unter einer tief unterwaschenen Felswand unser Lagerfeuer. Nun sahen wir hinab auf das tosende Element, aus dem grosse Felspyramiden wie Eisbrecher hervorragten, und eine davon auf abgestumpfter Spitze noch immer einen riesigen Stamm im Gleichgewichte schwebend erhielt, nachdem die Hochflut der verflossenen Regenzeit ihn hinaufgetragen hatte. Zu beiden Seiten des Flussbettes stiegen mit dichtem Wald bestandene oder auch jäh abfallende kahle Felswände auf.

Als wir später aufbrachen, um zu Fuss weiter vorzugehen, kletterten wir lange über kleines Geröll und grosse Felsstücke weg, ohne dass die Scenerie sich wesentlich änderte, bis wir an ein weites Becken gelangten, in welches das Wasser durch einen Canal einströmte, der auffallend enge, schnurgerade und tief wie von Menschenhand gesprengt aussah und zwischen glockenförmigen Quarzitbergen in unbekannte Fernen führte. Die Sockel der das Thal abschliessenden Berge waren so glatt und regelmässig nach dem Wasser zu abgeschrägt, dass wir dieses Naturwunder die Palissaden des Kuilu nannten. Jetzt zog der Fluss zwar nur durch die Mitte des weiten Kessels dahin, während mit Ausnahme einiger Lachen das übrige Terrain trocken war; aber das wüste, chaotische Trümmerfeld, die halb oder ganz entwurzelten Bäume zeigten, dass zur Regenzeit hier anderes Leben herrschte. In fast andächtiger Betrachtung des Thales, über dessen einschliessende Bergketten hinauszudringen sich als kaum möglich erwies, betraten wir eine grössere in das Flussbett vorspringende Sandbank, deren Material durch einen jetzt fast versiechenden, nur noch in sparsamen Adern fliessenden Waldbach aus den Höhen herabgeschwemmt worden war, und fanden sie voll von mannigfachen, sich kreuzenden, theils verwehten, theils frischen Thierspuren. Wo waren alle die Wasservögel, deren Wat- oder Schwimmfüsse sich hier abgedrückt fanden, wo die Schildkröte, die dort mühsam sich über

Land geschleppt und ihre Eier im Sande verscharrt hatte, die das listige Ichneumon dann, wie die Schalen zeigten, dennoch fand und vertilgte? Dort hatten sich Krokodile gesonnt; die eingedrückten Krallen, die flache Rinne, welche der schuppige Leib zurückgelassen, verriethen es deutlich; und hier hatte, nach der Losung zu urtheilen, ein Elephant den schweren Körper hin und herwiegend mit dem Rüssel den Boden gefegt. Mit Mühe nur trennten wir uns schliesslich von der Gegend, welche für alle Zeiten den grossartigsten aller Eindrücke in uns zurückliess, die wir während unsres Aufenthaltes in Africa erhalten haben. Die Thalfahrt über die strudelnden, schäumenden Gewässer der Stromschnellen und durch die vielgewundenen Engen, wo unser Canoe beim geringsten Fehler des Steuernden rettungslos zerschellen konnte, erschien so gewagt, dass die Leute grosse Furcht zeigten, sich dem Canoe anzuvertrauen. Doch übernahmen wir selbst die Lenkung des Fahrzeuges, stiessen ab und wurden mit solcher Schnelligkeit von dem dahinschiessenden Wasser bergab geführt, dass wir die lange, so mühsam stromaufwärts gewonnene Strecke nun in der kurzen Zeit von etwas mehr als einer halben Stunde zurücklegten und wolbehalten in das ruhige Becken von Bumina einliefen. Von dort gelangten wir in gemächlicherer Fahrt nach Kakamuëka und dann weiter nach der Kuilumündung, mit Sammelschätzen reich beladen. Dort angekommen, war es wirklich eine Freude, bei der nothwendig werdenden Verpackung das zusammengebrachte Material bei einander zu übersehen. Wir zählten nicht weniger als achthundertvierundvierzig Insecten, neunundachtzig Crustaceen, achtundfunfzig Fische, zwölf Schlangen, drei Eidechsen, drei Frösche, drei kleine Krokodile, einhundertfünfundsechzig Vogelbälge und fünfzehn Vögel in Spiritus. Dann präsentirten sich elf ganze Skelete, nämlich zwei von ausgewachsenen Flusspferden und eins von einem ausgetragenen Jungen, eins von einem 146 cm. hohen Gorilla, zwei von ca. 140 cm. grossen Chimpansen, eins von einer Meerkatze, zwei von Antilopen, eins von einem Stachelschwein und eins von einer Riesenschlange. Neben zwanzig Negerschädeln lagen die der Flusspferde, Gorillas, Chimpansen, von Meerkatzen, Schweinen, Antilopen, Ziegen, Eichhörnchen und Flederhunden, im Ganzen siebenundneunzig Stück. Ebenso waren von allen geschossenen Thieren die Felle präparirt, und ausserdem hatte Dr. Pechuël-Loesche eine geologische Sammlung, eine andere von Flechten und Moosen sowie eine grosse Reihe prächtig gelungener Aquarellen zusammengebracht, Resultate, die uns mit Stolz und Genugthuung erfüllt haben würden, wenn nicht mitten in der Freude die erste Notiz von der in's Auge

gefassten Auflösung der Station und dem Aufgeben der Expedition an uns gelangt wäre. Indessen sagten wir uns bald, dass zur Zeit, wo dieses verhängnissvolle Schreiben abgefasst war, unser Führer noch nicht habe in Europa angelangt und noch viel weniger unser Bericht über die völlig veränderte Sachlage eingetroffen sein können; so gaben wir, wenn auch etwas deprimirt davon, dass die Idee eines Aufgebens des Unternehmens überhaupt habe Platz greifen können, doch bald der Hoffnung Raum, dass man sobald jene Nachrichten eingelaufen wären, nicht mehr an die Auflösung denken würde.

Vor Allem handelte es sich darum, so schnell wie möglich nach der Station zu kommen, damit nicht etwa dort Gerüchte von diesen Nachrichten ausgestreut würden. Ich reiste demnach, Dr. Pechuël-Loesche die letzte Sorge für unser Material überlassend, sofort mit einer kleinen Zahl von Trägern in Eilmärschen heimwärts.



Die Palissaden im Kuiluthal.



Thierleben auf der Station.

CAPITEL VIII.

Gorilla. — Zustand der Station bei der Rückkehr. — Auflösungsordre. — Protest. — Vorschlag, ein Vorstandsmitglied herauszusenden, das sich mit eigenen Augen von der günstigen Sachlage überzeugen könne. — Kriegerische Verwickelungen. — Krieg. — Ehrender Besuch eines englischen Kriegsschiffes und Consuls. — Dank des französischen Admirals. — Vollendung der Station. — Definitive Auflösungsordre. — Aufgabe der Station. Heimreise.

Wie so oft glückliche Ereignisse von kleinen Zufälligkeiten abhängen, so sollte auch uns durch die beschleunigte Reise noch am Schlusse ein Resultat zu Theil werden, das mehr als alle glücklich überwundenen Schwierigkeiten, mehr als alle wissenschaftlichen Forschungen zusammengenommen die Expedition in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Als ich am zweiten October Pontanegra erreichte und in das Magazin des Portugiesen Laurentino Antonio dos Santos trat, um einige Zeuge und Rum zu entnehmen, fand ich einen jungen Gorilla, den wir

leider vorher vergeblich im Walde zu erhalten gesucht hatten, an die Brückenwage gefesselt vor. Vor wenig Tagen hatte ihn ein Neger, der die Mutter geschossen hatte, aus dem Innern gebracht, und man suchte ihn nun, so gut es gieng, so lange zu ernähren, bis der nächste vorbei passirende Dampfer ihn für einen möglichst hohen Preis mit nach Europa nehmen konnte. Es war ein junges Männchen, das elend genug aussah, weil es bisher von den vorgesetzten Waldfrüchten wenig genossen hatte, und es wäre zweifellos zu Grunde gegangen wie seine Vorgänger bei ähnlichen früheren Versuchen, wenn man es in diesem Zustande an Bord eines Schiffes gebracht hätte. Schon jetzt glaubte ich nicht, dass es möglich sein würde, das Thier am Leben zu erhalten, hoffte jedoch, es bis Tschintschotscho zu bringen, um wenigstens die erste Photographie eines lebenden Gorilla aufnehmen zu können, und bot daher jeden erschwingbaren Preis, wenn er mir überlassen würde. Herr Laurentino lehnte dies jedoch ab mit dem Bemerken, dass er sich freue, mir im Namen aller seiner Landsleute, die ich stets so uneigennützig behandelt und gepflegt hätte, eine Anerkennung zu Theil werden zu lassen; er bäte mich herzlich, den Affen als Geschenk von ihm anzunehmen. Da ich den Werth desselben kannte, im Fall es gelingen sollte, ihn lebend nach Europa zu führen, sträubte ich mich anfänglich, von der Liebenswürdigkeit Gebrauch zu machen, liess jedoch bald dem wahrhaft herzlichen Anerbieten gegenüber und in der Erwägung, dass in anderen Händen der Werth doch ein sehr fraglicher war, jedes Bedenken schwinden und verabschiedete mich mit ihm unter lebhaftem Danke, den ich hier, nachdem die damals bewiesene Uneigennützigkeit so herrliche Früchte für die Wissenschaft und die africanische Gesellschaft getragen hat, noch einmal in wärmster Weise wiederhole.

Auf der Station angekommen, war es meine erste Sorge, alle erreichbaren Waldfrüchte holen zu lassen und eine Mutterziege zu erwerben, um die ziemlich gesunkenen Kräfte des jungen Anthropomorphen zu heben; selbstverständlich verfolgten wir seine Fressversuche mit grossem Interesse und fühlten uns in hohem Grade erleichtert, als er nicht nur die Milch mit Behagen trank, sondern auch verschiedene Früchte, namentlich aber die wallnussgrossen der knorrigen in den Savanen wachsenden Anona senegalensis mit sichtlich erwachtem Appetite auswählte. Trotzdem blieb er noch längere Zeit so matt, dass er während des Fressens einschlief und den grössten Theil des Tages in einer Ecke zusammengekauert schlafend verbrachte. Nach und nach gewöhnte er sich an die Culturfrüchte wie Bananen, Guaven, Orangen, Mango und begann, je kräftiger er wurde und je

öfter er bei unseren Malzeiten zugegen war, Alles, was er geniessen sah, selbst gleichfalls zu versuchen. Indem er so allmählich dahin gebracht wurde, jegliche Nahrung anzunehmen und zu vertragen, wuchs die Aussicht, ihn glücklich nach Europa zu transportiren, mehr und mehr.

Dies ist gewiss der einzige Weg, später andere und vielleicht ältere Exemplare für die Ueberfahrt fähig zu machen; jeder Versuch, sie unmittelbar nach der Erlangung, ohne vorherige Entwöhnung von der alten Lebensweise, ohne sie den veränderten Verhältnissen ganz langsam und planmässig anzupassen, an Bord zu bringen, wird immer wieder von Neuem ein mehr oder weniger schnelles Hinsiechen und den Tod zur Folge haben.

Man darf, in einem sehr verbreiteten Vorurtheil befangen, durchaus nicht ängstlich sein, jeder Art von Affen Fleischnahrung in irgend einer Form zu verabreichen: das lehren sie uns selbst, wenn wir sie im Freien zu beobachten Gelegenheit haben, indem sie mit wahrer Leidenschaft den Insecten, namentlich Spinnen und Heuschrecken nachstellen, aber auch Vögel und Eier eifrig zu erlangen streben. Für Chimpansen sind Ratten Leckerbissen, die sie gegen alle Gelüste der Genossen energisch vertheidigen, und ebenso verlangt der Gorilla nach Fleisch, das er zum guten Gedeihen nothwendig braucht. Im Walde wird er sich, wenn die Jagd ungünstig ist, vielleicht oft mit Früchten begnügen müssen, wenigstens fand ich bei zwei grossen erlegten Chimpansen nur vegetabilische Reste im Magen, doch bin ich überzeugt, dass der Befund ein zufälliger war, und dass man bei anderen Gelegenheiten den Nachweis der animalischen Kost leicht wird führen können.

Wenn in anderen Berichten die Wildheit auch junger Gorillas besonders betont und das Unwahrscheinliche ihrer Zähmbarkeit ausgesprochen worden ist, so waren wir bei dem Unsrigen in der Lage, gerade entgegengesetzte Erfahrungen zu machen: Er gewöhnte sich in wenigen Wochen so sehr an seine Umgebung und die ihm bekannt gewordenen Personen, dass er frei herumlaufen durfte, ohne dass man Fluchtversuche hätte zu befürchten brauchen. Niemals ist er angelegt oder eingesperrt worden, und er bedurfte keiner anderen Ueberwachung als einer ähnlichen, wie man kleinen umherspielenden Kindern angedeihen lässt. Er fühlte sich so hülflos, dass er ohne den Menschen nicht fertig werden konnte und in dieser Einsicht eine wunderbare Anhänglichkeit und Zutraulichkeit entwickelte. Von heimtückischen, bösen, wilden Eigenschaften war keine Spur vorhanden, zuweilen aber zeigte er sich recht eigensinnig. Er hatte verschiedene Töne, um den in ihm sich entwickelnden Ideen Ausdruck zu geben;

davon waren die einen eigenthümliche Laute des eindringlichsten Bittens, die anderen solche der Furcht und des Entsetzens. In selteneren Fällen wurde noch ein widerwilliges, abwehrendes Knurren vernommen.

Was Du Chaillu über das eigenthümliche Trommeln der Gorillas berichtet und was Herr Hugo von Koppenfels (wol der einzige weisse Mann, der bisher nachweislich Gorillas eigenhändig erlegt hat) auf seinen Jagden beobachtete, fanden wir völlig bewahrheitet, da unser „Mpungu" zu verschiedenen Malen augenscheinlich im Uebermass des Wohlbefindens und aus reiner Lust die Brust mit beiden Fäusten bearbeitete, indem er sich dabei auf die Hinterbeine erhob; dies ist übrigens, so viel ich weiss, während seines Aufenthaltes in Europa nicht mehr beobachtet worden, vielleicht gerade weil er den Grad der Gesundheit hier nicht bewahren konnte, den er zu jener Zeit in seiner Heimat wiedererlangt hatte. Ausserdem gab er seiner Stimmung häufig in rein menschlicher Weise durch Zusammenschlagen der Hände, das ihm nicht gelehrt worden war, Ausdruck und vollführte zu Zeiten sich überstürzend, hin und hertaumelnd, sich um sich selbst drehend so ausgelassene Tänze, dass wir manchmal bestimmt glaubten, er müsse sich auf irgend eine Weise berauscht haben. Doch war er nur aus Vergnügen trunken; nur dies liess ihn das Mass seiner Kräfte in den übermüthigsten Sprüngen erproben.

Besonders auffällig war die Geschicklichkeit und Behutsamkeit, die er beim Fressen an den Tag legte. Kam zufällig einer der übrigen Affen ins Zimmer, so war Nichts vor ihnen sicher. Alles fassten sie neugierig an, um es dann mit einer gewissen Absichtlichkeit von sich zu werfen oder achtlos fallen zu lassen. Ganz anders der Gorilla: er nahm jede Tasse, jedes Glas mit einer natürlichen Sorgfalt auf, umklammerte das Gefäss mit beiden Händen, während er es zum Munde führte, und setzte es dann leise und vorsichtig wieder nieder, so dass ich mich nicht erinnere, ein Stück unserer Wirthschaft durch ihn verloren zu haben. Und doch haben wir dem Thiere niemals den Gebrauch der Geräthe noch andere Kunststücke gelehrt, damit wir es möglichst naturwüchsig nach Europa brächten. Ebenso waren seine Bewegungen während des Fressens ruhig und manierlich; er nahm von Allem nur so viel, als er zwischen dem Daumen, dem dritten und Zeigefinger fassen konnte und schaute gleichgültig zu, wenn von den vor ihm aufgehäuften Futtermengen Etwas weggenommen wurde. Hatte er aber noch Nichts erhalten, so knurrte er ungeduldig, beobachtete von seinem Platze bei Tische aus sämmtliche Schüsseln genau und begleitete jeden von den Negerjungen abgetragenen Teller mit

ärgerlichem Brummen oder einem kurz hervorgestossenen grollenden Husten, suchte auch wol den Arm der Vorbeikommenden zu erwischen, um durch Beissen oder täppisches Schlagen sein Missfallen noch nachdrücklicher kund zu thun. In der nächsten Minute spielte er wieder mit ihnen wie mit Seinesgleichen und unterschied sich dadurch gänzlich von allen übrigen Affen, namentlich den Pavianen, welche einen instinctiven Hass gegen viele Individuen der schwarzen Race zu haben scheinen und ihre Bosheit mit ganz besonderer Vorliebe an ihnen auslassen.

Er trank saugend, indem er sich zu dem Gefäss niederbückte, ohne je mit den Händen hineinzugreifen, oder es umzustossen, setzte kleinere jedoch auch an den Mund. Im Klettern war er ziemlich geschickt, doch liess sein Uebermuth ihn hin und wieder die gebotene Vorsicht vergessen, so dass er einmal aus den Zweigen eines glücklicherweise nicht hohen Baumes auf die Erde herabfiel. Es scheint aber, als würden die Bäume nur von ihnen erstiegen, um Nahrung zu suchen, während der gewöhnliche Aufenthaltsort der Waldboden ist. Ebenso bleiben sie gewiss Nachts auf der Erde und raffen sich von allen Seiten Blätter und Reisig zum Lager zusammen, wie wir es den unsrigen oft mit einer Alles um sich her vergessenden Emsigkeit thun sahen. Herr von Koppenfels hat dies auch namentlich bezüglich alter männlicher Gorillas bestätigt.

Bemerkenswerth war dabei seine Reinlichkeit; denn wenn er zufällig in Spinngewebe oder Abfallstoffe gegriffen hatte, so suchte er sich mit einem komischen Abscheu davon zu befreien oder hielt beide Hände hin, um sich helfen zu lassen. Ebenso zeichnete er sich selbst durch völlige Geruchlosigkeit aus und liebte über Alles, im Wasser zu spielen und herumzupatschen, ohne dass ihn übrigens ein eben genommenes Bad gehindert hätte, sich gleich darauf im Sande mit anderen Affen zu amüsiren und herumzukollern. Von allen den seine Individualität scharf ausprägenden Eigenschaften verdient seine Gutmüthigkeit und Schlauheit oder eigentlich Schalkhaftigkeit hervorgehoben zu werden: War er, wie dies wol anfänglich geschah, gezüchtigt worden, so trug er die Strafe niemals nach, sondern kam bittend heran, umklammerte die Füsse und sah mit so eigenthümlichem Ausdruck empor, dass er jeden Groll entwaffnete; wollte er überhaupt Etwas erreichen, so konnte kein Kind eindringlicher und einschmeichelnder seine Wünsche zu erkennen geben als er. Wurde ihm trotzdem nicht gewillfahrtet, so nahm er seine Zuflucht zur List und spähte eifrig, ob er beobachtet würde. Gerade in solchen Fällen, in denen er mit Beharrlichkeit eine gefasste Idee verfolgte, war ein vorgefass-

ter Plan und richtige Ueberlegung bei der Ausführung unverkennbar. Sollte er z. B. nicht aus dem Zimmer heraus oder umgekehrt nicht in dasselbe hinein und waren mehrere Versuche seinerseits, seinen Willen durchzusetzen, abgewiesen worden, so schien er sich in sein Schicksal zu fügen und legte sich unweit der betreffenden Thür mit erheuchelter Gleichgültigkeit nieder, bald aber richtete er den Kopf auf, um sich zu vergewissern, ob die Gelegenheit günstig sei, schob sich allmählich näher und näher, indem er, sorgfältig Umschau haltend, sich um sich selbst drehte, richtete sich an der Schwelle angekommen behutsam und nach oben schielend auf und galoppirte dann, mit einem Sprunge darüber setzend, so eilfertig davon, dass man Mühe hatte, ihm zu folgen.

Mit ähnlicher Beharrlichkeit verfolgte er sein Ziel, wenn er Appetit nach Zucker oder Früchten, die in einem Schranke des Essraumes aufbewahrt wurden, erwachen fühlte: dann verliess er plötzlich sein Spiel, schlug eine seiner Absicht entgegengesetzte Richtung ein, die er erst änderte, wenn er ausser Sehweite gekommen zu sein glaubte. Dann aber eilte er direct in das Zimmer und zu dem Schranke, öffnete ihn und that einen behenden, sicheren Griff in die Zuckerbüchse oder die Fruchtschüssel (zuweilen zog er sogar die Schrankthüre wieder hinter sich zu), um dann behaglich das Erbeutete zu verzehren oder schleunig damit zu entfliehen, wenn er entdeckt war; in seinem ganzen Wesen aber verrieth er dabei deutlich das Bewusstsein, auf unerlaubten Pfaden zu wandeln.

Ein eigenthümliches, fast kindisch zu nennendes Vergnügen gewährte es ihm, durch Klopfen an hohle Gegenstände Töne hervorzurufen, und selten liess er eine Gelegenheit vorübergehen, ohne beim Passiren von Tonnen, Schüsseln oder Blechen dagegen zu trommeln; auch trieb er dieses übermüthige Spiel sehr häufig während unserer Heimreise auf dem Dampfer, wo er sich ebenfalls frei bewegen durfte. Unbekannte Geräusche waren ihm aber in hohem Grade zuwider. So ängstigte ihn der Donner oder auf das Blätterdach prasselnder Regen, mehr aber noch der langgezogene Ton einer Trompete oder Pfeife so sehr, dass stets sympathisch eine beschleunigte Verdauung angeregt wurde, die es gerathen erscheinen liess, ihn in möglichster Entfernung von sich zu halten. Bei ihn befallenden leichten Indispositionen wendeten wir eine derartige Musik mit einem Erfolge an, wie er in anderen Fällen durch Purgirmittel nicht besser erzielt wird.

Unter fortgesetzter Pflege gedieh unser Schützling zusehends bis zu Anfang Februar 1876; zu dieser Zeit aber befiel ihn eine schwere

mit Convulsionen verbundene Krankheit, die nur als eine eigenthümliche heftige Malariainfection gedeutet werden konnte. Vier Wochen lang fürchteten wir täglich, ihn zu verlieren, bis seine ausserordentlich kräftige Constitution und vielleicht der consequente Gebrauch von Chinin und Calomel endlich den Sieg davontrug und ihn allmählich der Genesung entgegenführte. Die Freude darüber war eine allseitige und konnte selbst nicht getrübt werden, als ein Gerücht von dem Dresdener Pseudogorilla bis an unsere Küste hinüber hallte, der uns um die Genugthuung, das erste lebenskräftige Individuum nach Europa geführt zu haben, zu bringen drohte. Glücklicherweise wurde aus dem Streite der Gelehrten und einer einlaufenden Abbildung sehr bald klar, dass man sich in Europa theilweise in einem gewaltigen Irrthume befand, der eben nur durch unser glücklich erhaltenes Exemplar aufgeklärt werden konnte und auch wirklich aufgeklärt worden ist, eine Mühe, der sich R. Hartmann, einer der besten bekannten Anatomen, mit grosser Hingebung unterzogen hat, so dass wir seiner gediegenen Arbeit mit Spannung entgegen sehen.

Die unendliche Mühe, die Mpungu allen Expeditionsmitgliedern gemacht hatte, wurde reichlich durch die Aufmerksamkeit, die ihm während seines ziemlich anderthalbjährigen Aufenthaltes in Berlin von allen Seiten gezollt wurde, aufgewogen; und wenn ihn auch schliesslich die allen anthropoiden Affen Verderben drohende Lungenphthise gleichfalls hinwegraffte, so war dann ein Verlust für die Wissenschaft wenigstens nicht mehr zu beklagen. Was an ihm zu beobachten war, hatte reichlich beobachtet werden können, und sein Körper gab ausserdem noch Gelegenheit, alle Organe bis in die feinsten Details zu studiren.

Interessant ist es noch das Wachsthum Mpungus von dem Moment seines Erwerbes, den 2. October 1875, bis zu seinem Tode am 13. Nov. 1877 zu verfolgen.

Die erste Messung ergab: Ganze Länge von der Fusssohle bis zum Scheitel in gestreckter Lage 73 cm., Rumpflänge allein 46 cm.; aufrechte Höhe beim natürlichen Stehen 65 cm., Schulterbreite 25 cm. Das Gewicht betrug 14 Kilogramm. Bei der letzten Messung war die ganze Länge 86,5 cm., Rumpflänge 56½ cm.; aufrechte Höhe 76 cm., Schulterbreite 29 cm. Das Gewicht betrug 21 Kilogramm. Er hat also in dem Zeitraum von zwei Jahren um ⅙ seiner Höhe und die Hälfte seines ursprünglichen Gewichtes zugenommen. In der Zeit seiner kräftigsten Gesundheit wurde die Zahl seiner Athemzüge im Mittel auf 24 in der Minute, die der Pulse auf 88 und die Temperatur an dem unfehlbarsten Orte auf 37,7° C. festgestellt.

Der Tod erfolgte unter den Erscheinungen der galoppirenden Schwindsucht, zu welcher sich in den letzten Tagen ein heftiger Magendarmkatarrh gesellt hatte. Die übrigens in Gegenwart der ersten pathologisch-anatomischen Autorität vorgenommene Obduction ergab noch das überraschende Resultat, dass Mpungu mehrere sehr schwere Krankheiten in der kurzen Zeit seines Lebens und zwar wahrscheinlich der letzten Periode durch seine ausserordentlich kräftige Constitution überwunden hatte. Es zeigten sich nicht nur die Reste einer früheren Herzbeutel- und Brustfellentzündung, sondern auch einer sehr ausgedehnten Darmerkrankung. Diese alle hatte er glücklich durchgemacht, und wäre es nicht gerade dieses unheilbare Uebel gewesen, dem er erlag, so wäre es der wahrhaft aufopfernden Pflege seines Besitzers und Wärters wol gelungen, ihn noch Jahre lang der Wissenschaft zu erhalten.

Anderen wird es vorbehalten sein, durch neue grössere Exemplare das bisher gewonnene Material zu vermehren, und wir haben wenigstens durch Verbreitung des grossen Werthes, den man diesen Anthropoiden beilegt, an der Küste das Streben nach ihrer Erwerbung so anzuregen versucht, dass die alle Gelehrte und Laien gleichmässig interessirende Frage hoffentlich bald wieder ihrer Lösung um einen Schritt näher geführt wird. —

Als ich vom Kuilu kommend das Gebiet der Station betrat, bot sich meinen Blicken ein recht erfreuliches Bild dar: Der früher mit undurchdringlichen weit über mannshohen Gräsern bestandene Grund nördlich von unseren Hütten war urbar gemacht, und die durchschneidenden Wege waren mit Bananen besetzt worden. Allenthalben zeigten sich die Leute mit der Bereitung und Bepflanzung des Bodens beschäftigt, sangen und scherzten, kurz waren munter bei der Arbeit. Hier und da sprosste schon Mais oder Maniok hervor und wurde aus einer neu angelegten tiefen Cisterne begossen, da die Regen hier an der Küste noch ebenso vergeblich erwartet wurden, als sie uns in dem Gebirge schon seit einem Monat mit ihrem Ueberflusse bedacht hatten. Wohin man das Auge gleiten liess, sah man Zufriedenheit und Gedeihen. Da war kein Misstrauen, keine Unsicherheit, kein unheimliches Schweigen mehr, Alles athmete Frische und Munterkeit. In dem ruhigen Schritt, dem offenen Blick, dem bescheidenen und doch selbstbewussten Benehmen jedes Einzelnen trat es zu Tage, dass die Grundmauern des unter so vielen Schwierigkeiten unternommenen Baues nicht mehr wankten, dass sich im Gegentheil Alles zu einem festen Ganzen gefügt hatte.

Aus dieser freudigen Zuversicht und Hoffnung für die Zukunft wurden wir unsanft herausgerissen, als am 31. October 1875 die Auf-

lösungsordre aus der Heimat eintraf. Reifliche Ueberlegung hatte dort allseitig die Meinung vorwalten lassen, dass die mit so vielen Kosten und Missgeschick unternommene Expedition an diesem Puncte aufgegeben werden müsse, um die noch vorhandenen Geldsummen und Kräfte nicht zu zersplittern, welche später in anderen Gegenden vielleicht nutzbar gemacht werden könnten.

Trotzdem war es die einstimmige Ansicht aller noch an der Küste befindlichen Mitglieder, dass bei der augenblicklichen Sachlage die Station unter keiner Bedingung aufgelöst werden dürfe, und dass wir den Status quo aufrecht zu erhalten hätten, bis man in Europa die Verhältnisse mit denselben Augen wie wir würde betrachten können. Wir setzten deshalb eine Collectiveingabe auf, in welcher wir noch einmal das umgewandelte Benehmen der Leute auseinandersetzten und den Plan, eine neue Station in Banga zu errichten und zur Basis weiterer Operationen zu machen, zur Annahme empfahlen, wobei wir uns verpflichteten, noch Jahre lang im Interesse der Sache fortzuarbeiten. Da die Furcht, wir möchten nicht eindringlich genug geschrieben, nicht lebendig genug geschildert haben, uns nach Absendung dieses Schreibens beunruhigte, so machte ich am 1. December nachträglich noch den Vorschlag, dass ein Mitglied vom Vorstande selbst zu uns kommen möchte, um sich mit eigenen Augen von der so günstig veränderten Sachlage zu überzeugen. Das Hauptaugenmerk während der viermonatlichen Zeit des Wartens bis zu dem dann eintreffenden endgültigen Bescheide war nunmehr darauf gerichtet, durch Anlage grossartiger Plantagen die Unterhaltungskosten auf das geringste Mass zu reduciren; grosse Strecken wurden urbar gemacht, und durch ein fruchtbares Jahr begünstigt, lohnten so rasche und reiche Ernten unsere Mühen, dass wir einen Hausstand, in dem täglich allein über 700 Maiskolben ausgegeben werden mussten, ohne bedeutende Ausgaben zu unterhalten vermochten. Ausserdem waren in weitem Umkreise zahlreiche Felder mit Maniok bepflanzt worden, die im nächsten Jahre reichen Ertrag versprachen. Die unangenehme Zeit des Wartens wurde durch verdoppelte Thätigkeit verkürzt, und da sich jeder Schlag mit der Hacke vielfältig lohnte, brauchte nirgends angetrieben zu werden; die Freudigkeit des Schaffens bemächtigte sich auch unserer Leute.

Inzwischen zogen sich im Nachbarlande, zu Landana schwere Wolken zusammen, die auch mit über uns sich entladen sollten; aber dieses Gewitter übte gleich den wirklichen einen heilsamen Einfluss aus, indem es das zwischen uns und unseren Leuten geknüpfte Band durch die gemeinsam bestandenen Gefahren nochmals enger befestigte.

Schon seit langer Zeit hatte zwischen der Negerbevölkerung und den Weissen Landanas eine Spannung bestanden, die ihren natürlichen Grund wol in dem fast gänzlichen Brachliegen des Handels fand; die Einen mussten ihre Schiffe leer oder doch kaum halb beladen nach Europa schicken und waren gezwungen, sparsamer und eingeschränkter zu leben als im vergangenen Jahre; die Anderen sahen die Rationen an Rum und Stoffen immer schmäler und kleiner werden, während die früher reichlich gespendeten Geschenke ganz aufhörten. So leitete sich eine Verstimmung ein, die bei den mehr und mehr überhand nehmenden Erpressungsversuchen der Schwarzen und der in Folge davon vergrösserten Reserve der Weissen sich immer mehr steigerte und bei den geschickten Operationen Jener und der auf kaufmännische Interessen begründeten Zerfahrenheit Dieser sich zu einem Ereigniss zuspitzte, das dem unhaltbaren Zustande gewaltsam ein Ende machte. Wir waren von der gefahrdrohenden Gährung wol unterrichtet worden und hatten schon zu Anfang December 1875 den vereinigten Bitten der drei Handelshäuser gegenüber unsere Hülfe im Falle eines Angriffs auf Landana zugesagt. Schon damals war als Nothsignal am Tage eine lange weisse Flagge und Nachts eine aufsteigende Rakete verabredet worden. Jedermann hatte seitdem in der schwülen Erwartung nicht zu vermeidender Widerwärtigkeiten gelebt, und allnächtlich hatte eine Wache auf unserem Klippenabhange fleissig Auslug gehalten, ob das Feuersignal etwa gegeben würde.

Aus Furcht, den Interessen ihrer Häuser zu schaden, zögerten die Weissen entschlossen gemeinsam vorzugehen und der Gefahr die Stirn zu bieten, ja hielten sich auch dann noch ruhig, als einer aus ihrer Mitte von erregten Negern thätlich insultirt wurde und beinahe als Geisel in ihr Dorf geschleppt worden wäre, indem sie die Angelegenheit als eine rein persönliche des Betreffenden, welche sie in keiner Weise berührte, ansehen zu müssen vorgaben. Später hatte man wol versucht, Unterhandlungen einzuleiten und Alles in's Gleiche zu bringen, doch fühlten die Neger zu sehr ihr Uebergewicht und stellten so unmässige Forderungen, dass man zu keinem Resultat gekommen war. Gegen Anfang Januar nun erhielt ich von dem Händler, welcher sich jene Insulte hatte gefallen lassen müssen, die Aufforderung, mit circa zwanzig Mann zu ihm zu stossen, da er mit einem kleinen Dampfer den Tschiloango flussaufwärts gehen wolle, um ein ihm gehöriges Handelshaus daselbst zu schliessen und die Waaren zurückzuziehen, wobei er auf Schwierigkeiten zu stossen fürchtete. Ich schlug ihm die Bitte natürlich mit dem Bemerken ab, dass wir,

zu wissenschaftlichen Zwecken ausgeschickt, für alle unternommenen Schritte verantwortlich wären, dass wir unmöglich in private Unternehmungen eingreifen könnten und nur bei einer Landana drohenden Gefahr, bei einem Angriffe, zum Schutze der Europäer herbeieilen würden. Da das Verhalten der Expedition, als die kriegerischen Verwickelungen in der Heimat bekannt wurden, sich nicht in allen Kreisen einer wolwollenden Beurtheilung zu erfreuen hatte, so erscheint es mir zur Klarlegung der Verhältnisse angezeigt, die diesbezüglichen Schriftstücke in der Uebersetzung wortgetreu wiederzugeben.

Der Brief des französischen Hauses lautete:

Landana, den 5. Jan. 1876.

Geehrter Herr,

Würden Sie wol die Güte haben, uns Morgen mit 20 Mann zu Hülfe zu kommen, wenn die Barre passirbar ist und dem Dampfer flussaufwärts zu gehen gestattet? Denn ich glaube nach einem Briefe, den ich soeben von dort erhalten, annehmen zu müssen, dass sich an der Flusssperre eine grosse Macht angesammelt hat und ebenso in Tschiuma, das man anzugreifen beabsichtigt. Ein soeben angekommener Bote meldet, dass sich Bewaffnete schon in der Factorei zu Tschimfimo gezeigt haben. Wir denken gegen 10 Uhr von Tschiloango aufzubrechen, und wenn Sie die Güte haben wollen, zu erscheinen, so lassen Sie es mich wissen. Es würde unnöthig sein, nach Landana zu kommen, da wir Sie in Tschiloango an Bord nehmen können.

Indem ich Ihnen im Voraus danke, bin ich etc.

Diesem Schreiben lagen noch vom holländischen Hause folgende Worte bei:

Sehr geehrter Herr,

Ich habe noch keine sicheren Nachrichten, doch höre ich von Insono, dass eine furchtbare Erregung unter den Negern herrscht und dass dort schon welche gewesen sind. Ich habe unserem Hause befohlen, neutral zu bleiben. Auch in Tschimfimo haben sich bewaffnete Leute gezeigt. Wenn Alles dies wahr ist, füge ich im Namen unseres Hauptagenten in Banana meine freundliche Bitte zu der des französischen Hauses. —

Darauf antwortete ich folgendes:

Tschintschotscho, den 5. Jan. 1876.

Geehrter Herr,

Nachdem ich soeben Ihren Brief erhalten habe, bedaure ich sehr, Ihre Bitte nicht erfüllen zu können.

Wie wir bereits vor kurzem in Landana versichert haben, werden wir in dem Augenblick, wo wir Flintenschüsse hören, oder man uns schriftlich mittheilt, dass gegen die Neger marschirt werden muss, zur Hülfe bereit sein. In letzterem Falle würde ich aber durch die Unterschrift sämmtlicher Häuser Landanas versichert sein müssen, dass unsere Hülfe nothwendig sei. Denn wir sind der africanischen Gesellschaft in Berlin für unsere Schritte verantwortlich und kennen nur die Pflicht, den Weissen Landanas bei einer ihnen gemeinsam drohenden Gefahr zu Hülfe zu eilen, sind aber nicht in der Lage, die Handelsinteressen eines einzelnen Hauses zu unterstützen.

Ganz ergebenst etc.

Der Dampfer wurde, wie vorauszusehen gewesen war, von den erbitterten Negern angegriffen und von beiden Flussufern mit Geschossen überschüttet, so dass er nur mit Mühe zu entrinnen und die Mündung wieder zu erreichen vermochte, von wo aus mir dann die Verwundeten zugeschickt wurden.

Es war an demselben Nachmittage des 7. Januar, während ich noch mitten im Verbinden und Operiren war, als in Landana die Nothflagge aufgezogen und ausserdem noch Kanonenschläge nach dem Meere zu als ein Zeichen dringender Gefahr gelöst wurden. Gleichzeitig fast erschienen schweisstriefende Boten von Tschiloango mit der Nachricht, dass Landana von einer zahllosen Menge bewaffneter Neger angegriffen und Eile nöthig sei. Jeder folgende Bote vergrösserte die Gefahr, in der die Europäer schwebten: der letzte meldete, dass das Haus der Mission bereits genommen sei, was sich zu bestätigen schien, als wir Mitte Weges auf den Oberen derselben stiessen, der sich persönlich aufgemacht hatte, uns zu eiliger Hülfe anzuspornen. In solcher Situation war selbstverständlich weder ein Ueberlegen am Platze, noch ein Weigern möglich: jetzt hiess es handeln! Im Eilschritte marschirten wir, Dr. Pechuël-Loesche, Lindner und ich mit 43 Mann vorwärts, während der Botaniker Soyaux mit dem Reste unserer Leute auf alle Fälle zur Deckung der Station zurückblieb. In der Dunkelheit kamen wir an und fanden die Verhältnisse günstiger, als wir erwartet hatten.

Die Mission war nicht genommen, sondern hatte sich tapfer vertheidigt, bis ein tüchtiger, echt tropischer Regenguss, der auch uns unterwegs durchnässt hatte, die Steinschlossgewehre der Neger unbrauchbar gemacht und sie zurückzugehen gezwungen hatte, nicht ohne dass sie dabei drohend ihre Wiederkehr für den nächsten Morgen ankündigten. Ein in der Nacht abgehaltener Kriegsrath



Das Ideal der Banane (Musa paradisiaca).

sämmtlicher Europäer beschloss jedoch nach vielfachen Erwägungen einstimmig, dass man den Angriff nicht abwarten, sondern in der Frühe des kommenden Tages die Initiative ergreifen und mit der ganzen vereinigten Macht von circa hundert Schwarzen und sechs Weissen gegen die Dörfer marschiren wolle; man verhehlte sich nicht, dass die mit dem Vorgehen verbundenen Gefahren bedeutend seien, da aus den zu passirenden hohen und dichten Gräsern sowie von den Waldrändern her verborgene Neger leicht aus dem Hinterhalt schiessen konnten, ohne Furcht, selbst erreicht zu werden. Doch stand zu hoffen, dass man bei schnellem Handeln die Gegner überraschen würde, ehe sich die Führer über die Art des Widerstandes geeinigt hatten. Aber selbst wenn Gefahr drohte, glaubte man allseitig, derselben trotzen zu müssen, um durch offene Einigkeit und Energie die Bevölkerung zu der Ueberzeugung zu bringen, dass sie nicht im Stande sei, der Gesammtmacht gegenüber irgendwelche Vortheile zu erringen, und so endlich die Gährung zu unterdrücken und Frieden zu schaffen.

Die Annahme, die Neger unvorbereitet zu überraschen, erwies sich als richtig; denn auf dem Marsche wurden wir gar nicht behelligt und verloren beim Angriff auf das Dorf Luvula nur einen Mann, während auf der anderen Seite drei Todte gezählt wurden. Da wir ausserdem noch drei Gefangene machten, die als Geiseln bei den Unterhandlungen dienen konnten, so glaubte man von einem weiteren Vorgehen gegen die übrigen Dörfer absehen zu können. Es war wiederum die einstimmige Ansicht Aller, dass von jedem weiteren Blutvergiessen Abstand zu nehmen sei, da die bisherige Demonstration jedenfalls die beabsichtigte Wirkung erzielen müsse. — Nun aber fühlte man, in welcher kritischen Lage man sich befand. Niemand wusste, was die Neger unternehmen würden; doch waren alle Betheiligten der Ansicht, dass man neuen Angriffen mit verstärkten Kräften entgegenzusehen habe. In einer ausserordentlich erregten Berathung einigte man sich dahin, dass der drohenden Gefahr gegenüber ein englisches Kriegsschiff aufgesucht werden müsse, dessen Commandant durch ein die Situation schilderndes von sämmtlichen Weissen zu unterzeichnendes Schreiben zu schleuniger Hülfe veranlasst werden solle. Zu diesem Zwecke stand uns nur der kleine Flussdampfer „Fanny“, der die Eindrücke seiner denkwürdigen Fahrt noch an sich trug und daher sehr geeignet schien, dadurch der vorzutragenden Bitte noch mehr Nachdruck zu verleihen, zu Gebote. Er wurde auch bereitwillig zur Verfügung gestellt, doch war leider der einzige Maschinist in Folge der letzterlittenen Aufregungen so schwer

an einem perniciösen Fieber erkrankt, dass auf seine Hülfe vorerst nicht gerechnet werden konnte.

Da erbot sich denn Herr Lindner, die Verantwortung zu übernehmen und in die Stelle des Patienten einzutreten, worauf am folgenden Tage das Schiff glücklich die Barre passirte und mit unseren Segenswünschen an Landana vorbei nach Süden dampfte.

Der Erfolg entsprach unseren Erwartungen wenig. Die „Fanny“ war zwar nach langer Fahrt am 14. Januar glücklich in Banana angekommen, hatte aber weder unterwegs noch dort ein Kriegsschiff getroffen. Ebensowenig wusste man, ob sich weiter südlich ein solches befände. Da Banana jedoch Hülfe zu senden versprach, und man die Vermuthung hegte, dass in sehr kurzer Zeit eine französische Fregatte ankommen würde, so war vorläufig Nichts weiter zu thun, und wir mussten uns darein ergeben, in der katholischen Mission zum allgemeinen Schutz unter Waffen liegen zu bleiben.

Die Hülfe kam indessen nicht, und von Seiten der Neger geschah auch Nichts. Diese hatten wol erfahren, dass man Verstärkung erwarte, und verhielten sich in der Furcht, dass die Angelegenheit schon schlecht genug für sie endigen möchte, ruhig.

Friede wurde indessen nicht geschlossen, doch kam, nachdem wir vierzehn Tage lang am Platze verblieben waren, nothdürftig ein Provisorium, gewissermassen ein Waffenstillstand, zu Stande, der keine Partei recht befriedigte, aber uns wenigstens gestattete, beruhigt abzuziehen. Erst viel später, nachdem wir uns schon in Europa befanden, wurde die Angelegenheit durch französische Kriegsschiffe, die am Tschiloango ihre volle Macht entfalteten, endgültig erledigt. Nachdem man sich den Neffen des einflussreichsten Häuptlings hatte ausliefern lassen, wurde der wirkliche Friede geschlossen.

Dennoch hatte unsere wirksame Hülfe zur rechten Zeit Landana vor einem bösen Schicksal bewahren helfen, und wenn wir noch irgend einen Zweifel darüber gehabt hätten, ob wir als wissenschaftliche Expedition Recht gethan, mit den Waffen gegen die Bevölkerung der zu erforschenden Gegend oder doch eines angrenzenden Gebietes vorzugehen, da wir in Tschintschotscho nicht selbst angegriffen wurden, so hätte der in Folge des Ereignisses uns zu Theil gewordene ehrende Besuch eines englischen Kriegsdampfers, der an Landana vorüberfuhr und direct vor unserer Station ankerte, um uns den englischen Consul von St. Paulo de Loanda sowie die Officiere zuzuführen, und ferner der Dank des französischen Admirals vom Gabun-Geschwader uns überzeugen müssen, dass wir unter den gebietenden Verhältnissen unsere Pflicht gethan und nicht anders hatten

handeln können. — Letzterer entsendete, als er von der Angelegenheit Kenntniss erhalten hatte, zum Schutze seiner Landsleute die Fregatte „Loiret", welche am 18. Februar vor Landana Anker warf und mir von ihrem Capitain, Chef d'État Major, folgendes Schreiben zugehen liess:

Landana den 18. Februar 1876.

Mein Herr,

Von dem Admiral und Führer des südatlantischen Geschwaders gesandt, um über die Ereignisse des Januars bezüglich der auf den französischen Dampfer „Fanny" sowol als gegen die in Landana befindliche Französische Mission gerichteten Angriffe eine Untersuchung anzustellen, habe ich vor Allem die Pflicht, Ihnen im Namen des Admirals für die edelmüthige, selbstlose Hülfe, die Sie bei dieser Gelegenheit den verehrungswürdigen Vätern der Mission haben angedeihen lassen, zu danken. —

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir an Ihr Gerechtigkeitsgefühl zu appelliren gestatteten, indem ich Sie bitte mir die Wahrheit bezüglich eben jener Ereignisse entdecken zu helfen und mir hierzu Ihre Ansicht über die stattgehabten Thatsachen sowol als über die Ursachen, welche dazu geführt haben, darzulegen.

Mein einziger Wunsch bei meiner Ankunft in Landana ist der, eine möglichst strenge Untersuchung einzuleiten, um den Herrn Admiral nicht nur den Theil der Verantwortlichkeit, welcher die Ausführer jener Attentate, sondern auch den, welcher die eventuellen Anstifter trifft, erkennen zu lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung. . . . .

Nachdem hierauf die Untersuchung in eingehendster Weise geführt und beendet war, erhielten wir vor der Abfahrt des Kriegsschiffes ein zweites Schreiben in welchem wir noch einmal des Dankes des Capitains und des Admirals in den schmeichelhaftesten Ausdrücken versichert wurden. —

Was hätte man nach dem Falle Landanas und der Ermordung der dortigen Weissen — denn wir wären sicherlich auch dann noch in Tschintschotscho unbehelligt geblieben — wol in Deutschland geurtheilt, wenn wir Alles hätten ruhig geschehen lassen, ohne helfend einzugreifen, indem wir uns hinter unseren wissenschaftlichen Zielen verschanzten und versteckten? Der Anerkennung zweier fremder Nationen hätte sich dieses Handeln wenigstens nicht zu erfreuen gehabt!

So wenig angenehm uns übrigens selbst der ganze Zwischenfall war, so hatte er doch auch die gute Seite, dass er uns von Neuem

die Tüchtigkeit unserer Leute zeigte und sie enger mit uns verband, während unser Ansehen durch die entfaltete Macht so befestigt wurde, dass wir uns nun auf alle Zeiten vor Erpressungsversuchen oder irgendwelchen Rechtsverhandlungen sicher fühlen durften.

Es gewährte eine eigene Genugthuung, wenn man in diesem Gefühl der Erstarkung nach aussen einen Blick auf die nunmehr vollendete Station warf und sich die Zeit der Gründung derselben in das Gedächtniss zurückrief: damals hatte ein ziemlich schadhaftes Wohnhaus und eine eben solche Küche bestanden; beide waren den Verhältnissen entsprechend umgewandelt und nahmen sich nun stattlich aus. Daneben war ein zweites Wohnhaus mit festen Magazinen, ein Waschhaus, Skeletir- und Trockenhaus für Sammlungen nebst Pulvermagazin erbaut worden. Südlich dehnte sich ein gepflegter Garten für den täglichen Bedarf, nördlich reihten sich fünfundvierzig Hütten in geraden Linien mit breiten, dazwischen liegenden Strassen aneinander, während abseits ein grosser überdachter Raum theils als gemeinschaftliche Küche und Arbeitsplatz bei Regen, theils als Lazareth diente. Rund herum, jenseits der festen Umzäunung, dehnten sich, fast so weit das Auge reichte, die mit Mais, Maniok und Erdnüssen bepflanzten Felder aus, reiche Ernte versprechend. In den Ställen befanden sich Ziegen, Hühner und Enten in gutem Zustande; am Strande lag ein neues grosses Canoe, mit dem, sobald ein Fischnetz fertig gestellt war, Versuche gemacht werden sollten, den täglichen Fleischbedarf zu beschaffen.

Alle diese weitsehenden Vorbereitungen waren in der Absicht getroffen worden, dass im Falle einer ungünstigen Antwort aus Europa der Platz mit dem gesammten Material von Gegenständen und Leuten später unter anderer Hand noch gedeihliche Frucht tragen möchte. Die Antwort auf unsere Eingabe traf am 26. Februar ein und lautete dahin, dass die Station aufzulösen sei.

Unser Plan, von Neuem in Banga am unteren Kuilu, also nicht weit von der Küste, jedoch in günstigerer Lage als bisher eine Station anzulegen, um von dort aus erst schrittweise vorzugehen, hatte unter den augenblicklichen Verhältnissen nicht gebilligt werden können. Das Missgeschick, welches die Expedition andauernd begleitete, hatte das Vertrauen auf ausgiebige Erfolge in weiten Kreisen erschüttert. Den grossartigen Leistungen anderer Nationen gegenüber, die gerade in diese Zeit fielen, brauchte man auffälligere Resultate, um das Interesse wach zu erhalten und die nöthigen Summen zur Bestreitung der bedeutenden Kosten zusammenzubringen. Eine in der Nähe der Küste angelegte neue Station könnte demnach, meinte man, den In-

tentionen der Gesellschaft nicht entsprechen; da sich jedoch das Material der Träger so ausgezeichnet bewährt habe, so gestatte man, dass ein Mitglied der Expedition, Dr. Pechuël-Loesche, mit circa 30 Leuten einen Vorstoss in das Innere versuche. Dies wurde nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse abgelehnt, da unter den auferlegten Bedingungen nach unserer Ueberzeugung grosse räumliche Erfolge, wie man sie in der Heimat verlangte, nicht zu erzielen waren: wir haben oben schon auseinandergesetzt, dass wir nur das etappenweise Vordringen für vortheilhaft halten; und somit wurde denn zur Auflösung der Station geschritten.

Als den Leuten die Alternative gestellt wurde, entweder auf unserem Grund und Boden im Besitze sämmtlicher Plantagen und Baulichkeiten zu bleiben, oder Jeder mit einem gewissen Quantum an Zeug und anderem nöthigen Besitz versehen nach ihrer ursprünglichen Heimat zurücktransportirt zu werden, entschieden sie sich einstimmig dahin, zu bleiben, und arbeiteten unverdrossen auf ihrem baldigen Eigenthum fort. In kurzer Zeit jedoch machte sich eine andere Stimmung geltend. Einmal konnten sich die beiden bisherigen Aufseher über das Recht des Aeltesten in dem nun zu begründenden Dorfe nicht einigen, bildeten jeder eine Partei und haderten unter einander. Dann aber scheuten sich die Eingeborenen der Umgegend und vielleicht auch die Weissen, ein so anerkannt kriegerisches und durchgebildetes fremdes Element mitten unter sich Wurzel fassen zu lassen, und arbeiteten in ihrer Weise sehr wirksam daran, dieses zu hintertreiben. Nach einiger Zeit kam der erste Anführer kleinlaut zu mir und setzte auseinander, dass er nach unserem Fortgange in kürzester Frist von den anderen Negern würde getödtet werden, nicht offen durch Waffen, sondern indem er der Hexerei oder irgend eines Vergehens würde angeklagt und verurtheilt werden. Die Neger der Umgegend seien sehr schlechte Menschen; das hätten sie wieder bewiesen, indem sie schon jetzt zweien von mir entlassenen Leuten die geschenkten Flinten abgenommen hätten. Ebenso würde es ihnen Allen gehen, man würde sie unter falschen Vorspiegelungen einzeln in die verschiedenen Dörfer locken und, wenn sie genügend zersplittert wären, zu Sclaven machen, die reiche Besitzung aber an sich reissen. — Der andere Führer sprach sich in ähnlicher Weise aus und versicherte, sie würden alle gern bleiben, sähen aber nicht ab, wie sie bestehen sollten; und ebenso erklärte die darauf zusammengerufene Mannschaft, unter den obwaltenden Umständen lieber in die Heimat zurückkehren zu wollen.

Als ihr Entschluss sich nach einer kurzen Bedenkzeit, die ich

ihnen gewährte, nicht änderte, musste ich mit schwerem Herzen an den Verkauf der Station und den Transport der Leute denken. Beides war so einfach nicht. Die erste und wichtigste Frage war die, woher das Schiff zu beschaffen sei, das den Rücktransport übernehmen könne. An den englischen Postdampfer war nicht zu denken, da er nur bis St. Paulo de Loanda gieng, der dortigen Regierung aber die Last der Weiterbeförderung nicht aufgebürdet werden durfte. Wohin ich auch Boten an der Küste entlang bis nach Pontanegra sendete, nirgends erhielt ich günstige Antwort. Der Kutter des Einen war zu klein, so viele Personen aufzunehmen, der des Anderen überhaupt nicht im Stande, eine so weite Reise zu wagen, und ein dritter schon seit längerer Zeit verloren gegangen. Da war denn die Antwort des holländischen Hauses, an das ich mich gleichfalls gewandt hatte, eine um so angenehmere Nachricht, als der Hauptagent in Banana sich nicht nur erbot, den Dampfer sofort in See gehen zu lassen, sondern den Preis für die Ueberfahrt nur auf 50 £. normirte, d. h. gerade soviel, als ihm Unkosten für verbrauchte Kohlen dabei entstanden.

Nachdem diese Sorge beseitigt war, handelte es sich darum, alles überflüssige Material der Expedition, das ohne besonderen Werth für Europa, grosse Frachtkosten bei der Mitnahme verursachen musste, möglichst hoch an Ort und Stelle zu verwerthen, das gute dagegen auszusondern und wasserdicht zu verpacken. Dann musste ferner ein gewisses Quantum an Stoffen und Rum als Abschiedsgabe für die verschiedenen Häuptlinge der Gegend angesammelt und nach gehöriger Abwägung der Würdigkeit vertheilt werden, während eine bei Weitem grössere Menge als Ausstattung für die Heimkehrenden bereit zu halten blieb.

Besser und leichter, als wir Alle geglaubt hatten, liessen sich die Geschäfte allmählich abwickeln, und diese Leichtigkeit gerade zeigte von Neuem, in welcher Weise wir an Ort und Stelle festen Fuss gefasst hatten; denn Geschäftsauflösungen werden im Allgemeinen an der Küste sehr gefürchtet, weil sie fast regelmässig zu Conflicten mit der Bevölkerung führen.

Unsere Palaver aber, die wir selbst einberiefen, liefen in jeder Weise glatt ab. Immer blieben wir Herren der Situation, gaben, was wir nach langer Gewohnheit für Recht erkannt hatten, und schickten die Betreffenden heim, wenn wir die Zeit dazu gekommen glaubten.

So geschah es, dass die ganze Auflösung, für welche man in der Heimat eine bedeutende Summe zu bewilligen sich veranlasst gesehen hatte, fast gänzlich ohne Kosten bewerkstelligt werden konnte,

da dieselben aus dem Erlös des Vorhandenen gedeckt wurden. Es war sogar noch ausserdem möglich, den Europäern, welchen die Expedition sich besonders verpflichtet glaubte, werthvolle Erinnerungen mit der Bitte zuzusenden, etwa späteren Sendboten deutscher Nation eine gleich liebenswürdige Unterstützung wie uns angedeihen zu lassen. Dann erst kam als Letztes und Schwerstes die Abgabe der Station an die Reihe.

Da Niemand bei dem stockenden Handel die Absicht hegen konnte, neue Factoreien zu gründen, sondern im Gegentheil bald hier bald da bereits bestehende geschlossen wurden, so waren natürlich Reflectanten für unsere Besitzung nicht vorhanden, und ich war froh, als mir von dem früher in Tschintschotscho ansässig gewesenen Händler derselbe Preis von 50 £., den wir vor drei Jahren gezahlt hatten, für die so ungemein erweiterten Baulichkeiten geboten wurde. Jedoch musste ich seine Gründe für die niedrig bemessene Summe anerkennen; denn die Plantagen nützten ihm wirklich Nichts, da er nicht Leute genug hatte, sie zu behüten und bearbeiten zu lassen, und ebenso waren die weitläufigen Bauten für ihn zwecklos, da er nur ein Wohnhaus, das zugleich das Waarenmagazin barg, nöthig hatte. Er beabsichtigte, zu günstigerer Zeit dem anderen noch vorhandenen Händler Concurrenz zu machen, und dazu genügte ihm ein kleines Besitzthum, das er sogar unschwer von den Negern direct erwerben konnte.

So schloss ich denn den Handel ab; reichte doch das Geld gerade hin, um die Leute mit einem holländischen Dampfer nach Novo Redondo zurückzuführen. Am 1. Mai erschien das dazu bestimmte Schiff „Banana“ in Landana, und die Einschiffung erfolgte glücklich trotz der sehr schweren Calema, trotzdem ein Boot umschlug, und alle Habseligkeiten der Insassen durchnässt wieder aus dem Meere gefischt werden mussten. Nachdem der Capitain noch das Ueberweisungsschreiben an die portugiesische Regierung an sich genommen, führte er die Leute frei, voll Hoffnung und Freude ihrer alten Heimat wieder zu.

Auch wir waren am Endpuncte unserer Thätigkeit angelangt, und als alle Kisten mit den Sammlungen und werthvollen Utensilien wolverpackt und nach Landana vorausgeschafft waren, verliessen wir unser Gehöft, die gewesene deutsche Station. Ohne irgendwelche Störung von Seiten der Eingeborenen, welche wol weil ihnen eine grosse Einnahmequelle verloren gieng, im Gegentheil traurig umherstanden und uns vielfach Abschied nehmend noch eine Strecke weit begleiteten, begaben wir uns nach Landana, um uns anderen

Tages, den 5. Mai 1876, auf dem englischen Postdampfer „Loanda" einzuschiffen.

Als dieser an unserer ehemaligen Besitzung vorüberfuhr, war am Strande die ganze Bevölkerung Abschied winkend versammelt; im Dorfe Lusala aber wehte von einer hohen Stange unsere Flagge, die wir dem Häuptlinge desselben übergeben hatten, damit das Gedächtniss an die deutsche Expedition, welche an jener Stelle gewirkt hatte, nicht ersterben möchte.

Dort wird die deutsche Flagge Jahr aus Jahr ein wehen und harren, dass sie von berufener Hand vielleicht wieder aufgenommen und ruhmreich weit in das Innere hinein getragen werde.



Mpungu frisch aus dem Urwalde.

ANHANG.

Krankheitscharakter der Loangoküste.

Von allen Gegenden, die in Bezug auf ihre Bewohnbarkeit in schlechtem Rufe stehen, ist vielleicht die africanische Westküste eine der gefürchtetsten, und diese Ursache mag nicht wenig dafür in's Gewicht fallen, dass sich der ganze grosse Küstenstrich der Aequatorialzone noch immer in unbeschränktem Besitz seiner ursprünglichen Bewohner befindet; weder Privatleute noch Regierungen wagen es, auf einem scheinbar so unsicheren Boden festen Fuss zu fassen, und lassen ihn fort und fort als ein Noli me tangere gelten. Da aber gerade dort sich für Unternehmungen der Zukunft ein grossartiges Terrain zur Entfaltung einer segensreichen praktischen Thätigkeit bietet, erscheint es fast als Pflicht, die Verhältnisse der Gegend in gerechter Weise zu prüfen und ein wahres ungeschminktes Bild ihres Krankheitscharakters zu entwerfen. — Daran, dass alljährlich eine grosse Procentzahl von den übersiedelnden oder ansässigen Europäern zu Grunde geht, lässt sich nicht zweifeln, doch scheint diese Thatsache noch nicht die Behauptung zu rechtfertigen, dass alle diese Leute als wirkliche Opfer des Klimas beklagt werden müssen. Sehen wir doch erst einmal zu, aus welchem Material sich die Europäer an der Küste recrutiren, was für Stammannschaften sie aufweist?

Einen Theil der Europamüden bilden solche, welche die Bedingungen zur Existenz in der Heimat nicht erfüllen und körperlich und geistig zu schwach sind, um den Kampf mit den vielen tüchtigeren Concurrenten zu bestehen. Ich habe Schwächlinge dieser Art mehrfach ankommen und schnell zu Grunde gehen sehen, habe mich aber höchstens darüber gewundert, dass sie die Küste überhaupt erreichten. Sie waren Todescandidaten bereits vor ihrer Ankunft in Africa.

Einen anderen Theil der Ankömmlinge bilden Abenteurer, die es in der Heimat zu Nichts brachten, weil Thorheit und Unbesonnenheit sie zu keiner ruhigen gleichmässigen Thätigkeit kommen liessen. Sie sind wie die groben ausspringenden Fäden in einem schönen gleichmässigen Gewebe, die sich nicht

in dasselbe einfügen und unterbringen lassen. Sie werden aber auch wie diese in keinen Stoff passen, man mag es versuchen, wie man will. Ihre Unvernunft wird sich vor Allem darin kund geben, dass sie dem Klima zu trotzen versuchen; sie treiben diese Thorheit so lange bis auch sie ein selbstverschuldeter Tod erreicht.

Drittens haben wir es mit Ansiedlern zu thun, welche zwar vermöge ihrer Constitution die Verpflanzung in den fremden Boden gut vertragen, aber ihren Leidenschaften ungezügelten Lauf lassen und sich systematisch zu Grunde richten. Ihre Charakter- und Energielosigkeit lässt sie sich willenlos den erschlaffenden Einflüssen des Klimas hingeben, bis sie als verkümmernde Wüstlinge ihr Ende finden.

Endlich erst sind die aufzuführen, welche trotz einer tüchtigen Constitution, trotz eines vernünftigen angemessenen Lebens allein dem Krankheitscharakter des Landes zum Opfer fallen, gerade so wie wir auch in unseren Städten täglich blühende Menschen, die alle Ansprüche auf ein hohes Alter zu machen berechtigt wären, verderblichen Epidemien erliegen sehen.

Die Zahl dieser Leute ist es allein, welche bei der Betrachtung der Sterblichkeitstabellen Berücksichtigung verdient, und wenn wir die ersten drei Kategorien von der ganzen Summe abziehen, wird sie niedrig genug ausfallen. Sie würde sich aber noch mehr vermindern lassen, wenn erst der civilisatorische Einfluss sich in jenen Gegenden durch Einengen der Flüsse, Anlegen von Strassen und Nutzbarmachung des Bodens wie in Culturländern geltend machte; oder aber auch, da dies erst in sehr ferner Zukunft geschehen kann, wenn die früher auseinander gesetzten Principien einer gesundheitsgemässen Lebensweise in den Tropen allgemeiner bekannt und angenommen würden.

Wenn wir die in der westlichen Aequatorialzone vorkommenden Krankheiten näher in's Auge fassen, so sehen wir zuvörderst, dass eine ganze Reihe von Erscheinungen fehlt, die wir fast voraussetzen zu müssen glauben.

Zuerst erscheint es fast als ein Widerspruch der alltäglichen Erfahrung, dass der sogenannte Sonnenstich oder Hitzschlag überhaupt nicht vorkommt. Es ist natürlich hierbei nöthig, sich über den Begriff, welchen wir mit diesem Namen verbinden zu einigen; ich meine nicht, dass durch die directe Einwirkung der heissen Sonnenstrahlen auf den, namentlich unbedeckten, Kopf nicht mehr oder weniger starke Gehirncongestionen veranlasst werden könnten, welche bei wenig intensiver oder wenig anhaltender Einwirkung des schädlichen Momentes eine Reihe leichter schnell vorübergehender Erscheinungen zur Folge haben, bei intensiverer Einwirkung aber heftige Hirnreizung, Gehirnentzündung oder augenblicklichen Tod in Folge von Blutüberfüllung oder Blutaustritt herbeiführen. Diese Zustände werden in ähnlicher Weise wie directe Verbrennungen auf mechanischem Wege vorkommen und ebenso als zu vermeidende Unglücksfälle betrachtet werden müssen. Uebrigens sind auch sie höchst selten und wurden bei den Mitgliedern der Expedition höchstens nach anstrengenden Märschen oder Jagdpartien in Form leichter Congestionen, die nach Ruhe oder etwaigen kalten Uebergiessungen des Hinterkopfs schnell schwanden, beobachtet. Hier

handelt es sich um den Symptomencomplex, den wir bei uns vorzüglich beim Soldatenstande beobachten, und der eine gewisse Aehnlichkeit mit der Minenkrankheit hat. Bei Regimentern die in grosser Hitze marschiren, sieht man, namentlich wenn wie dies in den von mir beobachteten Fällen geschah, die Colonnen dicht gedrängt über Ackerfelder hinwegmüssen, so dass sie in dem athemberaubenden Staube kaum sichtbar sind, wol Einen oder den Anderen plötzlich umfallen, die Besinnung verlieren und hin und wieder auch von Krämpfen befallen werden. Es ist eine durch traurige Erfahrungen früherer Zeit bestätigte Thatsache, dass Blutentziehungen in solchen Fällen den Tod nur beschleunigen, dass dagegen dem Körper sofort einverleibte Wassermengen verbunden mit Oeffnen der beengenden Kleidung oft die drohenden Erscheinungen überraschend schnell mindern. Man ist mit der Erklärung des Zustandes noch immer nicht zu einem bestimmten Abschluss gelangt, aber gerade die Aehnlichkeit desselben mit den Minenerkrankungen, welche beim Minenkriege nach längerer oder kürzerer Arbeit in dem mit Pulvergasen geschwängerten Erdreich entstehen und auf eine Alteration der Blutmischung und durch sie herbeigeführte Innervationsstörung zurückzuleiten sind, lässt mit grosser Wahrscheinlichkeit der Vermuthung Raum, dass es sich hier um gleiche Erscheinungen handelt. Durch die beengende, undurchlässige Kleidung und die gedrängte Colonne wird die Zuführung eines Luftstroms zum Körper fast absolut unmöglich; die Verdunstung hört auf, und im Körper staut sich die Wärme bis zu einem solchen Grade an, dass die Blutmischung nothwendig dadurch verändert wird; hat man doch nach dem Tode noch mehrfach eine Temperatur von 42 und 43° C. gemessen.

Wenn aber allein die Cumulirung der Wärme durch gehinderte Abgabe wegen mangelnder Verdunstung die Ursache dieser Erscheinungen ist, so ist die nothwendige Folge, dass da, wo durch leichte Kleidung und reichlich dem Körper vorübergeführte Luftströme die Beeinträchtigung nicht stattfindet, auch die Krankheit unbekannt sein muss. Dies wenigstens scheint mir die naturgemässeste Erklärung dafür, dass weder wir noch Andere den Hitzschlag jemals an der Küste beobachtet haben.

Auch von dem Verdachte einer Krankheit dem Aussatze oder der Lepra Arabum ähnlich, welche bisher in jenen Küstenstriche als herrschend angenommen wurde, (De Melaatscheid. Dr. H. J. Vinkhuijzen. Sgravenhage 1868.) muss derselbe freigesprochen werden. Dieselbe ist dort völlig unbekannt, weder Weisse noch Schwarze haben je daran gelitten, noch davon gehört.

Ebenso ist das gelbe Fieber daselbst nicht heimisch, ja es ist bis jetzt meines Wissens überhaupt noch kein Fall davon sicher constatirt. Ich selbst berichtete zu Anfang meiner Thätigkeit, dass ich einen Patienten dadurch verloren hätte, habe jedoch später diese Ansicht berichtigt: Blutungen auf den verschiedenen Wegen und Gelbfärbung der Haut hatten mich irre geführt, während ich nach späteren anderen Fällen erkannte, dass es sich dabei um eine besondere Art perniciöser Malariaerkrankung handelte.

Auch die typhoiden Erkrankungen sind ungemein selten, und von der ganzen Reihe der anderen durch Contagien bedingten bei uns epidemisch

herrschenden Infectionskrankheiten als Masern, Scharlach, Diphtheritis, Pocken wurden nur die letzteren unter der Negerbevölkerung gefunden.

Ebenso sind Entzündungen der Brustorgane in verschwindend kleiner Zahl zu constatiren und heilen bei vollkräftigen jungen Individuen leicht, während sie bei heruntergekommenen alten Küstenleuten auch in anfänglich leichten Fällen wegen des oft plötzlich eintretenden Kräfteverfalls sehr gefährlich werden können. Wir sehen also, dass wir lediglich einer ganzen Reihe von Krankheiten, die uns in der Heimat bedrohen, ohne dass wir uns der vorhandenen Gefahr bewusst werden, in jenen Gegenden weniger ausgesetzt sind, und kommen nun zu denen, die wir als ihnen eigenthümliche dort wiederum mehr zu fürchten haben.

Sie zerfallen in drei grosse Gruppen: erstens die sogenannten africanischen Fieber, zweitens Hautkrankheiten, drittens Affectionen der Unterleibsorgane.

Was die ersteren betrifft, so sind sie mit unseren Wechsel- oder kalten Fiebern identisch und entspringen aus denselben Ursachen, deren Entstehung wir mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit vermuthen, deren Natur wir aber trotz aller Bemühungen leider noch nicht kennen. Sumpfige Gegenden sind die Geburtsorte des specifischen Giftes, das wahrscheinlich je nach der Menge der Aufnahme in den Körper verschiedene Reactionen desselben bedingt, vielleicht aber auch in mehrfacher Form sich erzeugt und dadurch die besonderen Krankheitsformen hervorruft. Die meisten Stimmen haben sich von jeher für die Annahme eines organischen vegetabilischen Miasmas ausgesprochen, wenn es auch bisher nicht gelungen ist, dasselbe mikroskopisch aufzufinden. Da die Fieber verschiedener Gegenden und selbst die Fieber derselben Gegend zu verschiedenen Zeiten oft sehr bedeutende Abweichungen im Gesammtcharakter der Erkrankung und in den einzelnen Symptomen zeigen, so könnte dies für die Annahme einer mehrfachen Form dieser kleinsten vegetabilischen Wesen sprechen.

Die Häufigkeit des Vorkommens der Fieber variirt einmal nach der Jahreszeit und dann natürlich nach der Gegend. Während die Erkrankungen in der trockenen Zeit seltener und gutartig auftreten, werden sie in der Regenzeit häufiger und nehmen in besonders nassen Jahren einen um so bösartigeren Charakter an, je mehr die Durchfeuchtung des Bodens zunimmt. Entfernter von Flussmündungen oder sumpfigen Lagunen (der Aufenthalt an ersteren muss stets als der gefährlichere gelten) nimmt auch die Fiebergefahr ab, um im Gebirge mit dem Hochplateau des Inneren wahrscheinlich ganz aufzuhören. Da nun das Gebirge an der Loango-Küste sehr nah an das Meer heranreicht und zwar um so mehr, je weiter man sich der Nordgrenze nähert, so würde man nur einen schmalen Strich zu überwinden haben, um auf recht gesundes Terrain zu gelangen. Die Auswahl des Platzes, den man sich zum Standquartier wählt, ist natürlich von grösster Wichtigkeit, da sich einmal durch die von Malariaherden kommenden Winde die Fieberursachen weit über den ursprünglichen Ort ihrer Entstehung verbreiten und die Winde weiter namentlich von der See her zum Zweck der Desinficirung möglichst freien Zutritt zu den

Wohnräumen haben müssen. Je geschützter ein Haus an einem windstillen, zugleich sumpfigen Orte gelegen ist, um so mehr werden seine Insassen von Fiebern heimgesucht werden.

Was die individuellen Bedingungen betrifft, welche die Entstehung der Anfälle begünstigen, so lässt sich darüber etwa Folgendes mit ziemlicher Sicherheit angeben. Absolut frei davon bleibt Niemand. Wir sehen Neger sogut wie alte Ansiedler und frische Ankömmlinge von der Krankheit befallen werden, und wenn irgend etwas so spricht dies für die vegetabilische Form des Giftes. An gasige oder anorganische Schädlichkeiten vermag sich der Körper, wenn ihm dieselben in minimalen Dosen dauernd zugeführt werden, zu gewöhnen, an jene jedoch nicht, und um so weniger, wenn sie sich in ihm neu erzeugen und vermehren.

Hieraus erhellt, dass auch das Kindesalter nicht von den Anfällen verschont werden kann, und dass, wenn die kräftigeren Jahre des Mannes und Jünglings scheinbar mehr zu leiden haben als vorgerückteres Lebensalter, dies nur dadurch zu erklären ist, dass jene sich den Schädlichkeiten eben öfter und reichlicher aussetzen. Abgesehen davon ist unzweifelhaft das kräftige Alter und die kräftige Constitution vor der gegentheiligen in Bezug auf die Ueberwindung der eingeführten Schädlichkeit im Vortheil, ja wir können sagen, dass eine schwächliche Constitution überhaupt zur leichteren Erkrankung disponirt ist. Diese Disposition wird natürlich durch jede bleibende oder vorübergehende Herabsetzung der Körperkraft vermehrt. Hunger und Durst, Schlaflosigkeit, Strapazen, namentlich Ermattung durch profuse Schweisse sind ebensosehr als Gelegenheitsursachen der Fieber aufzufassen, als alle Störungen der Hautsecretion und Verdauung, also Verkühlungen, Indigestionen, und zwar um so mehr, je öfteren Anfällen der Betreffende bereits ausgesetzt gewesen ist. Es ist eine bekannte Thatsache, dass gerade die Malariakrankheit eine constitutionelle Störung hinterlässt, welche durch den geringsten Anstoss zu Rückfällen gesteigert wird.

Die Dauer von der Einwirkung der Ursache bis zum ersten fühlbaren Erkranken wird verschieden angegeben und soll bei einigen controlirten Beispielen zwischen 6 und 13 Tagen geschwankt haben. Das mag für das erstmalige Auftreten nach der Landung, wenn der Stoff allmählich in geringer Dosis aufgenommen wird, zutreffen; Herr Lindner erkrankte z. B. am 9., ich selbst am 17. Tage nach unserer Ankunft. Doch ist hierbei gewiss nicht auszuschliessen, dass wir uns beide unmittelbar vor dem Anfalle einer concentrirten Schädlichkeit ausgesetzt hatten, und in späterer Zeit konnten wir oft genug beobachten, wie Ermattung, Schwindel, Kopfschmerz, Uebelkeit, Schauder oder ein ausgebildeter Anfall wenige Stunden nach einer ermüdenden Jagd oder einer Conoefahrt auf der Lagune oder einem anstrengenden Marsche folgten.

Die Fieber selbst nun bieten ein ganz ausserordentlich wechselndes Bild. Sie haben entweder einen ausgesprochenen Typus, indem regelmässige fieberfreie Intervallen auf die Anfälle folgen; oder sie verstecken sich hinter irgend einem anderen in regelmässigen Zwischenräumen wiederkehrenden Leiden und verrathen sich manchmal überhaupt nur durch ein unbestimmtes Krankheitsge-

fühl; oder endlich sie treten unter der Form der mit Recht so gefürchteten perniciösen Fieber auf, bei denen sich ein sonst unscheinbares Symptom zu einer das Leben bedrohenden Höhe steigert.

Handelt es sich um eine gewöhnliche Erkrankung mit den drei ausgesprochenen Stadien: Frost, Hitze und Schweiss, die in verschiedener Länge und Intensität auf einander folgen, so ist der Typus, bei welchem täglich und zwar gewöhnlich Morgens oder weniger häufig am Nachmittage ein Anfall auftritt, am meisten vertreten. Selten wurden die am dritten oder vierten Tage wiederkehrenden Fieber beobachtet. Der Kranke klagt gewöhnlich Anfangs über Schwindel, wird müde und streckt sich, hat das Gefühl einer eigenartigen Trockenheit und eines unbestimmten Ziehens in den Fingerspitzen, die zugleich kalt zu werden beginnen, während in anderen Fällen die Kälte von den Füssen ausgeht oder vom Rücken herab den Körper durchrieselt. Das Kältegefühl nimmt zu, der Kranke zittert vor Frost und kann sogar convulsivisch durch denselben geschüttelt werden, während die Athmung beschleunigt und kurz, mit einer gewissen Beklemmung der Brust verbunden auftritt, und Uebelkeit mit Erbrechen nebst hochgradigem Mattigkeitsgefühl dazukommt. Nachdem der Frost eine Viertelstunde oder auch mehrere Stunden gedauert hat, nimmt nach kurzem Wechsel von Schauder und Wärmeempfindung das Hitzestadium überhand. Die Haut röthet sich und turgescirt, doch nimmt die Unruhe und Aufregung sowie namentlich der Kopfschmerz zu. Das Hitzegefühl ist stark ausgesprochen, der Durst heftig. Die Unterrippen- und Nierengegend ist schmerzhaft, gegen Druck empfindlich. Auch dieses Stadium kann in heftigeren Fällen mehrere Stunden dauern, meist wird aber die Haut sehr bald feucht und leitet somit das dritte oder Schweissstadium ein, in welchem das Gefühl der Erhitzung abnimmt, die Haut blasser, die Mundschleimhaut feucht, die Athmung frei und ruhig wird, bis allmählich ein reichlicher Schweiss über den ganzen Körper ausbricht und bei schwindendem Kopfschmerz ein erquickender Schlaf den Anfall beendet. Während der Appetit in dieser ganzen Zeit völlig geschwunden war, dauert es nunmehr gewöhnlich nicht lange, bis er sich geltend macht, und natürlich, wenn auch mit Massen, befriedigt werden muss.

In den Anfällen kommen die mannigfachsten Abweichungen, Veränderungen und Uebergänge vor, auch treten sie nicht immer regelmässig zur selben Zeit ein, sondern einmal früher einmal später, meist aber früher, was mit Bezug auf das Chininnehmen zu wissen nöthig ist.

In der Beschreibung und in der Entfernung gelesen mag Manchem das entworfene Bild schrecklich genug vorkommen, in Wirklichkeit sind die Erkrankungen kaum anders als unsere Schnupfenfieber aufzufassen. Dies erhellt schon daraus, dass es Viele während eines solchen Anfalls nicht der Mühe für werth halten sich niederzulegen, sondern dabei ihren allerdings nicht angreifenden Geschäften nachgehen, sich beim Frost in die Sonne setzen und nachher schattige Plätze aufsuchen. Kein Mensch kümmert sich in solchen Fällen um den anderen. Der Betreffende hat eben das Fieber, es wird vorübergehen, er wird Chinin nehmen, und damit ist die Sache abgethan. Möglich ist ein derartiges

Ignoriren der Krankheit, namentlich wenn die Erscheinungen vom Magen aus gering sind, anzurathen ist es aber nicht; das Natürlichste und Vernünftigste bleibt überall, sich den klimatischen Verhältnissen unterzuordnen. Je besser man sich hält und pflegt, um so seltener wird man von Neuem ergriffen werden und kann es für diesen Preis ruhig über sich ergehen lassen, von einigen sogenannten erfahrenen Küstenleuten für weichlich gehalten zu werden.

Häufiger noch als diese in die bekannten drei Stadien geschiedenen leicht erkennbaren Anfälle sind die verkappten oder larvirten Fieber, welche sich entweder noch durch die Regelmässigkeit der Wiederkehr irgend eines Symptoms als miasmatische Erkrankungen kund thun, oder in der ganz unkenntlichen Form allgemeinen Krankheitsgefühls einherschleichen. Oft besteht nur ein gewisses Unbehagen bei trockener Haut und Kopf- oder Zahnschmerz. Letzerer namentlich tritt ungemein häufig auf und bildet eine sehr gewöhnliche Klage aller Europäer, die in der Heimat das Uebel vielleicht gar nicht kannten. Manchmal tritt überhaupt nur eine erhöhte Nervosität, eine leichte Reizbarkeit ein, welche noch eher von der Umgebung als von den Patienten selbst gemerkt wird. In all solchen Fällen zeigt die nie ausbleibende Wirkung des Chinins den Ursprung des körperlichen Unwolseins an und ebendeshalb thut man gut, bei jedem Missbehagen, ohne erst die Ausbildung wirklicher Anfälle abzuwarten, zum Chinin zu greifen.

In gewissen Zeiten nehmen die Fieber nun durch besondere Intensität einzelner Symptome einen schweren lebensgefährlichen Charakter an; dies sind die sogenannten biliösen Fieber, bei denen die vom Magen ausgehenden Beschwerden übermässig werden, und ein fast unstillbares Erbrechen folgt; dabei ist nicht zu übersehen, dass gerade diese Form oft einer unbeschreiblichen Selbstvernachlässigung und dem an der ganzen Küste geübten Missbrauch von Vomitivmitteln ihren Ursprung verdankt. In anderen Fällen werden die vom Gehirn ausgehenden Symptome bedrohlich: Ich habe Neger wie von plötzlichem Wahnsinn befallen umherrasen und dann unter allgemeinen Convulsionen niederstürzen sehen; einer durchschnitt sich im Delirium die ganze Luftröhre und die vordere Wand der Speiseröhre, worauf er noch Kraft genug hatte, bis zum nahen Walde zu laufen, wo man ihn der Blutspur nachgehend unter einem Baum zusammengebrochen, aber noch lebend fand. In einem anderen Falle entwickelte sich bei einem Weissen nach sehr heftigem Schüttelfrost ein tiefer Schlaf, der immer bleierner wurde und nicht wieder zum Erwachen führte. Ich fand ihn bereits in bewusstlosem Zustande mit rothem Gesicht, langsamem, schnarchendem Athem und völliger Unempfindlichkeit der Haut. Bevor ich noch dazu kommen konnte, irgend Etwas gegen den Zustand zu thun, hatte er bereits zu leben aufgehört. Wieder in einem anderen Falle entwickelte sich bei einem Engländer, der sich schon längere Zeit wegen Fieber in meiner Behandlung befand und trotz meines strengen Verbots während der fieberfreien Zeit in die hinter der Factorei liegenden Sümpfe auf die Jagd nach Wasservögeln gegangen war, ein vollkommen choleriformer Zustand; von allen Symp-

tomen der ausgesprochensten Cholera im letzten Stadium, wie ich sie oft während des österreichischen Krieges in den Lazarethen zu Brünn zu beobachten Gelegenheit hatte, fehlte kein einziges. Uebrigens kam dieser Patient gegen jede Erwartung mit dem Leben davon und genas danach von seinen Fieberanfällen überhaupt überraschend schnell, gleich als ob dabei der Körper sich von all dem lange beherbergten Gifte befreit hätte. Die häufigsten schweren Fälle bilden aber solche, welche mit copiösen Entleerungen von Blutfarbstoff im Harne ähnlich wie beim gelben Fieber einhergehen. S. Deutsche militair-ärztliche Zeitschrift 1877 p. 487. Febris remittens haemorrhagica. —

Wenn damit im Grossen und Ganzen ein Bild des Auftretens africanischer Fieber gegeben ist, so bleibt noch der Zustand zu erwähnen, der sich bei allen viel an Fieber Leidenden allmählich herausbildet, und den wir unter dem Namen „Kachexie" zusammenfassen. Sie thut sich durch erdfahle, graugrünliche Hautfarbe, blasse Lippen und Schleimhäute, Abmagerung, Gemüthsverstimmung, Anschwellungen der Füsse, erschwerte Verdauung und andere unverkennbare Symptome tiefster Ernährungsstörung kund, welche, wenn nicht bald und gründlich eingegriffen wird, den Betroffenen unvermeidlich dem Grabe zuführen. —

Die Hautkrankheiten, welche nach Zahl und Häufigkeit ihres Auftretens die zweite Rolle einnehmen, sind zwar unangenehmer als an sich gefährlich, können aber durch ihre auf die Dauer peinigenden Reize die Disposition zu schweren Allgemeinerkrankungen schaffen.

Als einfachste Erscheinung ist die durch directe Einwirkung der Sonnenstrahlen bedingte Hautröthung zu erwähnen, welche zwar leicht durch genügend schützende Bedeckungen und Vorsicht vermieden werden kann, aber namentlich von Neuankömmlingen nicht vermieden wird. Schon auf dem Schiffe, auf welchem, sobald die heisse Zone erreicht wird, ein über das Hinterdeck zeltartig gespanntes Segel die Passagiere zu schützen bestimmt ist, macht man unangenehme Erfahrungen, wenn man über Bord gelehnt dem Wogenspiel zuschaut, oder die das Schiff zeitweise begleitenden Delphine und Seevögel beobachtet. Wer sich daran nicht genügen lässt und, wie ich zu sehen Gelegenheit hatte, auf Jagdtouren in der Mittagshitze Brust und Arme frei lässt, um der kühlenden Luft besseren Zutritt zu gewähren — nur Einer von uns vermochte dies leider ungestraft zu thuen — darf sich freilich nicht wundern, wenn die Verbrennung intensiver wird, Blasen entstehen und die ganze Oberhaut der betroffenen Stellen sich ablöst. In wie wunderbar hohem Grade aber dennoch die Natur sich in einzelnen Ausnahmefällen zu accommodiren vermag, hatte ich in Kikombo einmal zu sehen Gelegenheit. Dort kam ein Europäer in einem kleinen Fahrzeuge ohne jede Kopfbedeckung und ohne Schuhwerk, überhaupt nur auf das Nothdürftigste bekleidet, das Meer an der Küste entlang gefahren und hatte sich so stundenlang der Sonne ohne Folgen ausgesetzt. Er habe überhaupt keinen Hut, hiess es, und lebe wie ein Neger. Seine Haut war allerdings mächtig gebräunt und seine Erscheinung derartig, dass jeder Neger vor ihm den Vorzug verdiente. Auch in Cabo Lombo sah ich ein Individuum, das, heruntergekommen wie jener, seiner Constitution unendlich viel bieten durfte.

Wie lange Beide es noch getrieben haben, ist mir unbekannt geblieben, doch hatten sie schon eine Reihe von Jahren in solcher Weise ohne Schaden gelebt, als ich sie sah.

Ein anderes, von Allen, die heisse Gegenden bereist haben, wolgekanntes Leiden ist der „rothe Hund“, prickly heat, Hitzpickeln, das namentlich zur Regenzeit auftritt, wenn wegen des grösseren Wassergehaltes der Atmosphäre die Verdunstung weniger schnell vor sich geht, und die Haut sehr durch das auf ihr haftende salzige Secret vorzüglich an den mit Kleidern bedeckten Stellen gereizt wird. Es erscheinen dann zahlreiche stecknadelkopfgrosse Knötchen auf rothem Grunde, die ein peinigendes Juckgefühl bedingen, durch dessen Befriedigung der entzündliche Zustand natürlich vermehrt wird. Bei allen Gelegenheiten, welche das Blut in höherem Grade den Capillaren zuführen, als beim Niesen, Erschrecken, Bewegen, Essen, Trinken und dergleichen empfindet man dann ein schmerzhaftes Stechen, wie von unendlich vielen Nadelspitzen, und so kann das Uebel durch das damit verbundene Unbehagen und die daraus entspringende Schlaflosigkeit den Körper in hohem Grade herunterbringen. Diese Entzündung der Schweissfollikel hat den Meisten von uns sehr zu schaffen gemacht, da in den Regenzeiten fast Niemand ganz verschont blieb, wenn auch der Eine mehr, der Andere weniger zu leiden hatte, je nach der Cur, welche er sich verordnete. Wer in Seebädern Heil suchte, hatte — den einen unverwüstlichen Gefährten ausgenommen — bald keine freie Stelle am ganzen Körper; wer Waschungen recht oft und reichlich zur Kühlung anwenden zu müssen meinte, sah das Leiden gleichfalls eher zu- als abnehmen. Aehnlich ergieng es auch mit Perubalsam, und nur wer ein trockenes reizloses Verhalten mit Bepudern der ergriffenen Stellen beobachtete, sah nach und nach das Uebel schwinden.

Es giebt nämlich ohne Frage keine eigensinnigeren und schwerer zu behandelnden Patienten als Reisende. Das beste ist immer, sie, wo es irgend geht, in ihrem Ideengange zu belassen, denn wenn solche harte Köpfe sich einmal etwas zurecht gelegt haben, so bringen die Vernunftgründe der ganzen Welt sie zu keiner entgegengesetzten Ueberzeugung. Als Beleg hierfür kann ich folgende curiose Geschichte anführen. Ich wurde zu einem älteren Herren an der Küste gerufen, der im Fieber lag und mir nun haarklein auseinanderzusetzen versuchte, dass er einen Kloss im Magen habe, von dem die eine Hälfte schon in das Blut übergegangen sei und die andere nun schnell entfernt werden müsse, zu welchem Zwecke ich ihm Baldriantropfen geben möchte. Solche Dinge sind nicht wunderbar in Gegenden, wo Jeder sein eigener Arzt ist und sich nicht nur selbst, sondern auch andere, namentlich seine Leute, nach alten Ueberlieferungen behandelt. Hat er Jahre hindurch mit einer gewissen Zahl von Mitteln gewirthschaftet, ohne gerade direct geschadet zu haben, so kommt er naturgemäss zu der Ansicht, ein ganz vortrefflicher Heilkünstler zu sein.

Bemerkenswerth ist ferner, dass durch Mosquitostiche leicht Anlass zu ausgedehnten Hautleiden gegeben werden kann, namentlich wenn nach unmässigem Kratzen Staub und andere Unreinlichkeiten sich in die von der Oberhaut ent-

blössten Stellen setzen. Uebrigens haben wir diese Plage bei Weitem nicht so gross gefunden, als wir sie nach Berichten anderer Reisenden aus anderen Gegenden erwarteten. Der einzige Fall, in dem sie wirklich unangenehm werden, ist der, wenn man sich Nachts auf den Anstand begiebt, von dem man gewiss stets in einem wenig beneidenswerthen Zustande zurückkommt. Deshalb kann man auf diese Art der Jagd von vorn herein verzichten, da die Unruhe, in welche das Insectenheer den Harrenden versetzt, indem er bald hier bald da sich der Blutsauger zu erwehren sucht, doch schon von Weitem das Wild aufmerksam werden und nicht herankommen lässt. Ich erinnere mich nicht, dass je Einer von uns, so oft es auch in der ersten Zeit versucht wurde, ein Stück Wild nach einer so traurig verlebten Nacht heim gebracht hätte, während hingegen manches Unwolsein in der Folge eintrat.

Im Uebrigen kann man sich diese Plage vollkommen abhalten, indem man das Mark der Affenbrotbaumfrüchte in irgend einem Gefäss langsam im Zimmer verschwelen lässt; der hierbei entstehende Rauch vertreibt sie vollständig und stört die Athmung, wofern seine Entwickelung nicht übertrieben wird, nicht nur nicht, sondern ist durch einen gewissen Wolgeruch angenehm. Wir selbst fühlten uns, nachdem das Räuchersystem eingeführt war, recht wol dabei und fanden in den übrigen Europäern, welche bis dahin mit gewohnter Indolenz Alles hatten über sich ergehen lassen, so viel Nachahmer, dass bald nicht mehr Früchte genug aufgetrieben werden konnten, und der Preis von einem Glas Rum für die Mandel auf eine halbe Flasche stieg.

Alle anderen Mittel erweisen sich völlig wirkungslos. Vergebens hatten wir vorher versucht, unseren Zweck, wie in der Heimat, durch Tabacksrauch zu erreichen, oder durch verbrannten Schwamm und Abbrennen kleiner Quantitäten Pulver die Störenfriede zu verscheuchen. Ebenso vergebens hatten wir Hände und Gesicht mit verdünnter Carbollösung gewaschen, oder andere stark riechende Substanzen in unsere Nähe gestellt. Meist waren wir gezwungen worden, frühzeitig unsere Unterhaltungen Abends zu beenden und uns hinter die Mosquitonetze zurückzuziehen. Hierunter darf man sich übrigens, durch das Wort irre geleitet, durchaus nicht ein feinmaschiges Gewebe vorstellen, denn auch die allerfeinsten Maschen würden den unseren Mücken und Gnitzen gleichenden und diese dort vertretenden Insecten den Durchgang gestatten, sondern der dazu verwendete Stoff besteht einfach aus Mull oder irgend einem losen dünnen baumwollenen Zeuge, das nach Art unserer Himmelbetten oder über einem viereckigen Gestell das Lager dicht umschliesst und bis auf den Boden herabreicht. Ist dasselbe gut zusammengenäht und ohne Löcher, so verbringt man die Nacht völlig ungestört. Auf Touren an der Küste, welche uns die Gastfreundschaft anderer Häuser anzunehmen Gelegenheit gab, war es stets unsere erste Sorge, das angewiesene Lager genau zu prüfen und dem begleitenden Negerjungen die Ausbesserung aller schadhaften Stellen, deren sich immer einige vorfanden, zur strengsten Pflicht zu machen. Wir können daher nach unseren Erfahrungen mit voller Ueberzeugung behaupten, dass die Mosquitos in unserer Gegend uns wenig belästigt haben, und dass von einer wirklichen Plage gar nicht die Rede war, so-

bald wir die gebotene und stets ausführbare Vorsicht nicht ausser Acht liessen. Einzelne Orte fanden sich sogar völlig frei davon, denn in St. Paulo de Loanda konnte ich ohne Mosquitonetz schlafen, war sogar dazu gezwungen, da die Vorrichtungen dafür dort gar nicht vorhanden waren. Ebenso fand Dr. Pechuël-Loesche die Factorei zu Longobondo gänzlich frei von diesen Insecten und die Schlafstätten ohne Netzhüllen.

Ausser den bisher genannten kommen dann noch eine ganze Reihe schwerer Hautleiden vor, welche sich meist stufenweise aus den leichteren entwickeln, und man darf wol sagen, immer nur durch Selbstvernachlässigung und mangelhafte Körperpflege entstehen.

Die dritte und letzte Gruppe der in den Tropen vorherrschenden Krankheiten bilden die Affectionen der Unterleibsorgane. Die Häufigkeit derselben erscheint naturgemäss, wenn wir daran denken, dass der Verdauungscanal qualitativ und quantitativ andere Nährstoffe zu verarbeiten gezwungen wird, als er vorher gewohnt war, und dass häufig durch unmässigen Alkoholgenuss oder scharfe Gewürze und medicamenteuse Stoffe die nothwendige Thätigkeit in unzweckmässigster Weise beeinträchtigt wird.

Abgesehen von Indigestionen und Obstipationen, welche die gewöhnlichen Klagen bilden, ist es vor Allem die Ruhr (Dysenterie), welche als unzertrennlich vom heissen Klima gedacht wird und in allen Lehrbüchern, welche über Tropenkrankheiten handeln, eine Hauptrolle spielt. Nach meinen Erfahrungen erscheint es mir aber sehr fraglich, ob nicht eine grosse Zahl der in diese Rubrik gereihten Fälle als chronische verschleppte Katarrhe hätten aufgefasst werden müssen. An der Küste wenigstens spricht man bei jeder heftigen Erscheinung dieser Art sofort von Dysenterie, während mir in den ganzen drei Jahren eine wirklich als solche imponirende Erkrankung überhaupt nicht vorgekommen ist.

Bezüglich der Ursachen dieses immer schweren Leidens befinden wir uns in einer ähnlichen Lage, wie bei den Malariafiebern, d. h. wir wissen wol, dass seine Entstehung an einen bestimmten Stoff gebunden ist, haben uns aber bisher vergebens bemüht, seine Natur zu ergründen. Mit ziemlicher Sicherheit sind wir indessen so weit gekommen, anzunehmen, dass Sumpfmiasmen für seine Entstehung nicht angeschuldigt werden können, denn wenn es auch Gegenden giebt, in denen gleichzeitig oder abwechselnd Sumpffieber und Ruhr endemisch herrschen, so giebt es doch andere, in welchen letztere allein dauernd vorkommt und wiederum andere, wo sie fast unbekannt ist.

Man hat die mannigfachsten Ursachen als ihr Entstehen begünstigend aufgeführt, und gewiss muss eine schlechte Beschaffenheit der Nahrungsmittel, namentlich verdorbenes Fleisch oder mit fauligen Stoffen imprägnirtes Wasser mit Recht gefürchtet werden, dagegen sind Früchte und selbst Excesse im Alkoholgenuss hierbei gewiss auszuschliessen. Jedenfalls ist zur Entstehung und Verbreitung der Ruhr ein ihr eigenthümlicher allein zukommender Stoff erforderlich. Ist er vorhanden, so wirkt er überall auch in Europa, namentlich im Gefolge der Armeen verderblich; dass er in den Tropen dann seine verheerenden Eigenschaften in höherem Masse entwickelt, scheint eine durch viele Erfahrungen

constatirte Thatsache, an der Loangoküste aber hat er jedenfalls bis jetzt noch keinen Boden gefunden. Dagegen sind heftige Katarrhe der zweiten Wege ziemlich häufig und dürfen niemals leicht aufgefasst werden, da sie chronisch geworden schwer zu beseitigen sind und ebenfalls das Leben zu vernichten vermögen.

Die Organe, die neben dem Verdauungstractus vielfach erkranken, sind die Leber und Milz. Letztere namentlich erreicht in Folge häufiger Fieberanfälle, während welcher sie regelmässig beträchtlich anschwillt, eine ganz enorme Grösse. Ich habe sie in einzelnen Fällen bei alten Ansiedlern, die sich seit 25 und 30 Jahren in Flussniederungen aufhielten, um das vier- und fünffache ihres natürlichen Volumens vergrössert gefunden, ohne dass die Betreffenden über besonders auffällige Symptome zu klagen gehabt hätten. Die Leber ist wol in Folge der Arbeitsmehrleistung häufigeren Blutüberfüllungen ausgesetzt, die dann leicht zu wirklichen Entzündungen führen können.

Wir sehen, das Krankheitsbild für die Aequatorialzone lässt sich in wenigen und einfachen Zügen zeichnen. Auf der einen Seite fehlen ihr viele Krankheiten oder treten ungefährlich auf, welche in unsern Breiten eine grosse Zahl von Opfern alljährlich fordern, so namentlich die Lungenaffectionen. Tuberculose ist so gut wie unbekannt, Husten überhaupt ein kaum gehörtes Symptom. Dagegen sind Unterleibsleiden wieder häufiger und hartnäckiger. Die bei uns in jüngeren Jahren gefürchteten epidemischen Kinderkrankheiten, später die typhösen Formen werden dort ersetzt durch die Sumpffieber, und die bei uns meist geringfügigen Hautaffectionen treten dort bei Weitem in den Vordergrund. Wägen wir alle Verhältnisse mit einander ab, so werden sich beide Theile ziemlich das Gleichgewicht halten, wenigstens wird sicher die Lebensgefahr in den Tropen für kräftige Menschen nicht in der Weise zunehmen, als bisher gewöhnlich gefürchtet wird. Natürlich aber kann hierbei nur von gesunden und kräftigen Constitutionen die Rede sein. Bereits kranke und überhaupt schwächliche Menschen können den Anforderungen, welche die Acclimatisationsvorgänge dem Körper stellen, nicht mehr entsprechen. Ebensowenig kann das zartere Alter vor der eintretenden Reife, bevor die bei jeder Entwickelung stattfindenden Revolutionen überstanden sind und noch weniger das vorgerückte Alter mit seinen fertigen nicht mehr umwandlungsfähigen Organen für die Uebersiedlung in ein neues Medium passend erachtet werden. Die natürlichen und günstigsten Grenzen für den unschädlichen Tausch der Lebensverhältnisse liegen wol zwischen dem zwanzigsten und vierzigsten Jahre; je weiter in der Reihe auf und abwärts, um so mehr nehmen die damit verbundenen Gefahren ziemlich gleichmässig zu.

Eine sehr wichtige und oft gestellte Frage ist die, ob es nach mehrjährigem Aufenthalte im heissen Klima gerathen sei, sich auf einige Zeit in gemässigtere Breiten zurückzubegeben, um neue Kräfte zu sammeln, und wann sich bei eingetretener Krankheit die Nothwendigkeit herausstelle, für immer in die Heimat zurückzukehren.

Die Frage ist schwer zu beantworten. An der Küste selbst ist der Glaube verbreitet, dass die zeitweilige Rückkehr gefährlich sei, man meint die Erfah-

rung gemacht zu haben, dass alle die, welche nach einer zweimaligen Heimreise die Küste von Neuem betreten, gewöhnlich schnell zu Grunde gehen. Diese auf einer leicht aufzustellenden Statistik basirende Beobachtung ist zweifellos richtig, würde jedoch kaum ein richtiges Urtheil für die Beantwortung der Frage finden lassen.

Das heisse Klima verbunden mit der durch dasselbe bis zu einem gewissen Grade gebotenen körperlichen und geistigen Arbeitslosigkeit und seinen Genüssen wirkt unbedingt erschlaffend auf den Organismus, sodass ein Wiedererwecken seiner Energie durch eine in gewissen Pausen erfolgende Rückkehr in kältere Gegenden theoretisch nur heilsam genannt werden könnte, gerade so wie wir von dem angreifenden Leben in den Städten in die erfrischende Luft der Wälder eilend sehr bald einen wolthätigen Einfluss davon erkennen. Leider wird aber in beiden Fällen der Erfolg oft durch die mit der beabsichtigten Cur verbundene Lebensweise vollständig aufgehoben. Der Europäer, welcher sich während seines Aufenthaltes im fernen Lande meist mühelos eine vorher nicht gekannte Geldsumme erworben hat, will nun in der Heimat als gemachter Mann auftreten und sein Leben geniessen. Anstatt zu arbeiten und Kräfte zu sammeln, vergeudet er sie, indem er von Zerstreuung zu Zerstreuung eilt und seine Tage in Nichtsthun hinbringt, bis das Geld verthan ist und Langeweile ihn ebensosehr wie Mangel treibt, den für ihn goldenen Boden von Neuem aufzusuchen. Hat er dann zweimal denselben Cyklus durchlaufen und in zwei Erdtheilen unter verschiedener Sonne seine Constitution untergraben, so ist es allerdings nicht wunderbar, wenn der Organismus schliesslich den Dienst versagt.

Würde aber statt dessen die Heimat für mindestens ein halbes Jahr, denn von geringerer Zeit kann kein Einfluss erwartet werden, wirklich zur Erholung und Kräftigung aufgesucht, so kann dies gewiss nicht nachtheilig, sondern nur vortheilhaft wirken. Auch bei Krankheiten, namentlich bei häufigen Fieberanfällen würde ein klimatischer Wechsel gerathen sein. Hier genügt es häufig, von einem ankommenden Dampfer sich mit nach dem Süden nehmen zu lassen, um in Mossamedes, dem Eldorado Africas, das für ausserordentlich gesund gilt, die nächste Post abzuwarten, oder aber mit derselben schon wieder zurückzukommen. Dabei vergehen immer mindestens vierzehn Tage und eine zweiwöchentliche Seereise bewirkt in solchen Fällen Wunder.

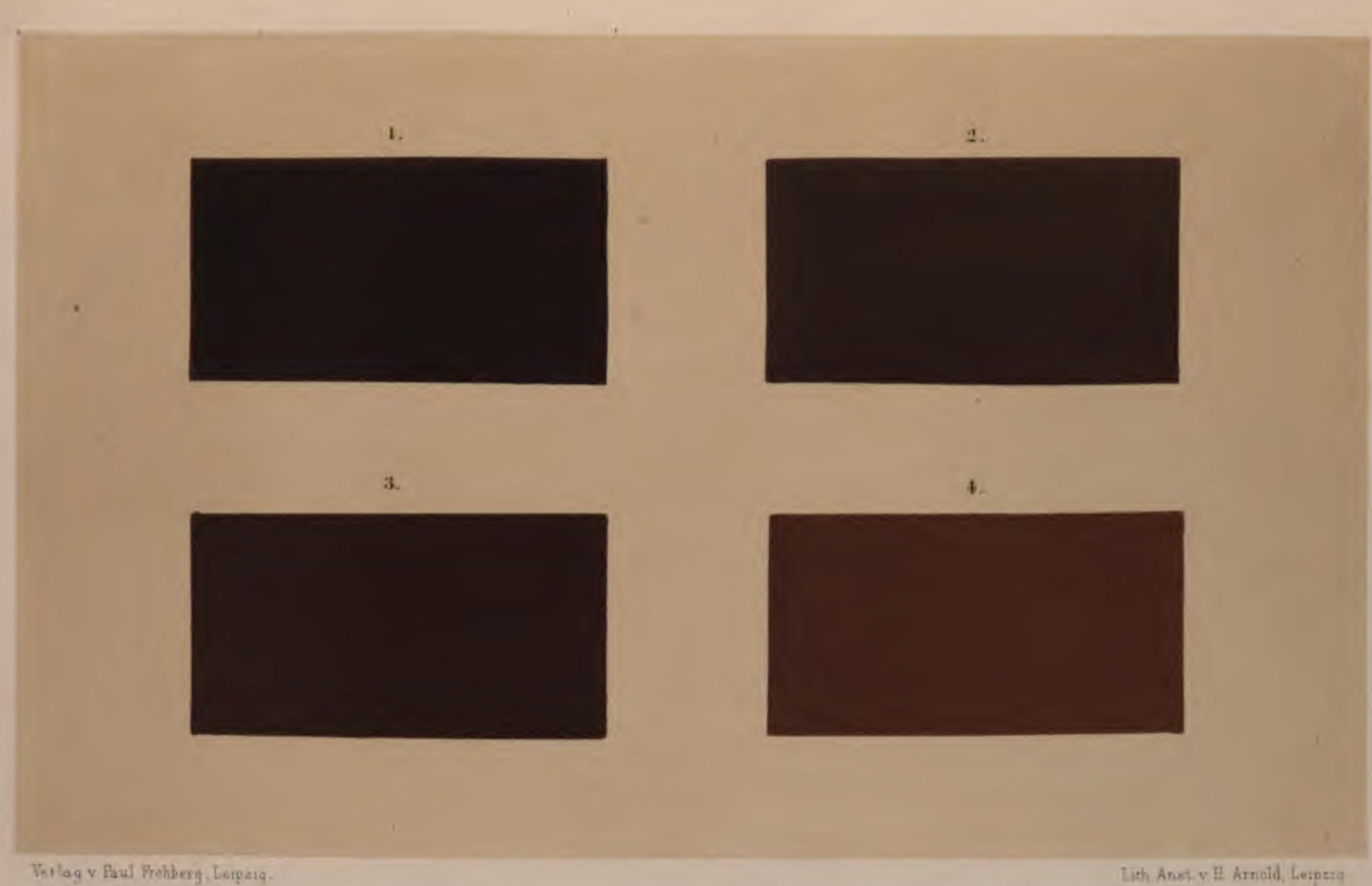
Ist aber einmal der Zustand allgemeiner tiefgreifender Ernährungsstörung eingetreten, den wir mit dem Namen Kachexie bezeichnet haben, so ist die Rückkehr nach Europa, so schnell es durchzuführen ist, anzutreten und jeder Gedanke daran, die Küste wieder aufzusuchen, von der Hand zu weisen. Ist in diesen Fällen Eile geboten und für die zukünftige Gesundheit erspriesslich, so ist dagegen, wenn der Organismus durch dysenterische Erscheinungen geschwächt ist, Eile gefährlich. Ich habe zwei Patienten, welche durch chronische Katarrhe der zweiten Wege sehr heruntergekommen waren und inständig baten, die Rückreise antreten zu dürfen, in Hinsicht auf das plötzlich ungemein heftig auftretende Heimweh an Bord zu gehen gestattet. Beide haben Europa nicht erreicht, ebensowenig ein dritter von der Goldküste bei unserer Rückkehr an

Bord kommender Engländer. Alle drei wurden den Fluten des Meeres übergeben, während ich andere, durch die ersten Erfahrungen gewitzigt, bis zu einer relativen Wiederherstellung an der Küste zurückhielt und dann ohne Bedenken ziehen lassen konnte. Ich bin also der Ueberzeugung, dass dysenterisch Kranke erst längere Zeit nach überstandenem Leiden Africa verlassen dürfen, einmal ihrer selbst wegen und dann auch aus Rücksicht auf die Bemannung des Schiffes, der sie durch Einschleppung eines Infectionsstoffes leicht gefährlich werden können. —

Fassen wir nun kurz noch einmal die hier und im Capitel VI. erläuterten Puncte zusammen, so lassen sich für eine Uebersiedelung in heisse Gegenden etwa folgende Regeln aufstellen:

1. Das beste Alter für klimatische Wechsel liegt zwischen 20 und 40 Jahren.
2. Die Constitution des Uebersiedelnden muss kräftig und völlig gesund sein.
3. Der unmittelbar auf der Haut zu tragende Kleiderstoff ist weisse Baumwolle; für jede Kleidung überhaupt ist Porosität des Stoffes erste Bedingung.
4. Die Verdunstung von der Hautoberfläche ist in jeder Weise zu unterstützen.
5. Waschungen, kühle Bäder und Körperpflege sind in hohem Grade nützlich, Seebäder als reizend zu verwerfen.
6. Directe Einwirkung der Sonne auf die Haut ist thunlichst zu vermeiden und deshalb gute Kopfbedeckung und Schirm nicht zu unterschätzen.
7. Die Ernährung muss reichlich und möglichst luxuriös sein. Früchte sind wolgeeignete Nährstoffe.
8. Jede übereilte forcirte Accommodation an die Negernahrung ist schädlich, ebenso jeder Excess beim Essen überhaupt.
9. Die Malzeiten werden am Besten regelmässig genommen und zwar wenn möglich: 6 Uhr Kaffee mit Fleisch, Eiern und Brod, gegen 11 Uhr Frühstück warm mit Bouillon, Gemüse, Fleisch und Wein, gegen 7 Uhr Abends die Hauptmalzeit in ähnlicher Form.
10. Die Verdauung ist sich selbst zu überlassen und nicht durch Emetica oder Drastica zu regeln.
11. Wasser als Getränk ist ohne Bedenken zu geniessen, Alkohol in mässiger Quantität heilsam, ebenso guter Wein, ja dieser ist nothwendig.
12. Geistige und körperliche Arbeit ist regelmässig inne zu halten, Ueberanstrengung zu vermeiden.
13. Erholung durch Schlaf ist nur Nachts zu suchen, nach Mittag ist die Ruhe verderblich.
14. Für ungestörte Nachtruhe ist nach Kräften zu sorgen.
15. Auf das Herrichten des Lagers namentlich den Verschluss der Mosquitonetze ist besonders zu achten.
16. Die Wohnräume sind auf Pfeilern und von durchlässigem Material zu erbauen.
17. Bei Anlage derselben ist auf die von Sümpfen kommenden Winde und auf die Seewinde zu achten. Die einen sind abzuhalten, während für den Zutritt der anderen gesorgt werden muss.

18. Reinhaltung des Hofes und Verbrenneh der Abfallstoffe ist nicht zu versäumen.
19. Chinin ist nicht täglich als Prophylacticum, sondern nur mit Rücksicht auf den Zweck zu gebrauchen.
20. Zeitweilige Rückkehr in die Heimat ist nicht schädlich.
21. Bei tiefgreifender Ernährungsstörung nach Fiebern ist dauernde, sofort anzutretende Heimkehr angezeigt.
22. Bei dysenterischen Erkrankungen ist vor der Abreise eine relative Wiederherstellung der Kräfte abzuwarten.



Verlag v. Paul Frohberg, Leipzig.

Lith. Anst. v. H. Arnold, Leipzig.

Hautfarben der Eingeborenen von Loango.






Stanford University Libraries
3 6105 011 784 928



